E. T. A. Hoffmann's
Werke.

Vierzehnter Theil.

Meister Floh. — Die Doppelgänger. — Leiden eines Theaterdirectors.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Meister Floh.

Ein Märchen in sieben Abenteuern zweier Freunde.

1822.

Erstes Abenteuer.

Einleitung.

Worin der geneigte Leser so viel aus dem Leben des Herrn Peregrinus Tyß erfährt, als ihm zu wissen nöthig. — Die Weihnachtsbescherung bei dem Buchbinder Lämmerhirt in der Kalbächer Gasse und Beginn des ersten Abenteuers. — Die beiden Alinen.

„Es war einmal" — welcher Autor darf es jetzt wol noch wagen, sein Geschichtlein also zu beginnen. „Veraltet! Langweilig!" so ruft der geneigte oder vielmehr ungeneigte Leser, der nach des alten römischen Dichters weisem Rath gleich medias in res*) versetzt sein will. Es wird ihm dabei zu Muthe, als nehme irgend ein weitschweifiger Schwätzer von Gast, der eben eingetreten, breiten Platz und räuspere sich aus, um seinen endlosen Sermon zu beginnen, und er klappt unwillig das Buch zu, das er kaum aufgeschlagen. Gegenwärtiger Herausgeber des wunderbaren Märchens vom Meister Floh meint nun zwar, daß jener Anfang sehr gut und eigentlich der beste jeder Geschichte sei, weshalb auch die vortrefflichsten Märchenerzähler, als da sind: Ammen, alte Weiber u. A., sich desselben jederzeit bedient haben. Da aber jeder Autor vorzugsweise schreibt, um gelesen zu werden, so will er — besagter Herausgeber nämlich — dem günstigen Leser durchaus nicht die Lust benehmen, wirklich sein Leser zu sein. Er sagt demselben daher gleich ohne alle weitere Umschweife, daß demselben Peregrinus Tyß, von dessen seltsamen Schicksalen diese Geschichte handeln wird, an keinem Weihnachtsabende das Herz so geklopft hatte vor

*) Mitten in die Geschichte hinein. — A. d. H.

banger, freudiger Erwartung als gerade an demjenigen, mit welchem die Erzählung seiner Abenteuer beginnt.

Peregrinus befand sich in einer dunkeln Kammer, die neben dem Prunkzimmer belegen, wo ihm der heilige Christ einbeschert zu werden pflegte. Dort schlich er bald leise auf und ab, lauschte auch wol ein Wenig an der Thüre, bald setzte er sich still hin in den Winkel und zog mit geschlossenen Augen die mystischen Düfte des Marcipans, der Pfefferkuchen ein, die aus dem Zimmer strömten. Dann durchbebten ihn süße heimliche Schauer, wenn, indem er schnell wieder die Augen öffnete, ihn die hellen Lichtstrahlen blendeten, die, durch die Ritzen der Thüre hereinfallend, an der Wand hin und her hüpften.

Endlich erklang das silberne Glöcklein. Die Thüre des Zimmers wurde geöffnet, und hinein stürzte Peregrinus in ein ganzes Feuermeer von bunt flackernden Weihnachtslichtern. Ganz erstarrt blieb Peregrinus vor dem Tische stehen, auf dem die schönsten Gaben in gar hübscher, zierlicher Ordnung aufgestellt waren; nur ein lautes „Ach!" drängte sich aus seiner Brust hervor. Noch nie hatte der Weihnachtsbaum solche reiche Früchte getragen; denn alles Zuckerwerk, wie es nur Namen haben mag, und dazwischen manche goldene Nuß, mancher goldene Apfel aus den Gärten der Hesperiden*) hing an den Aesten, die sich beugten unter der süßen Last. Der Vorrath von dem auserlesensten Spielzeug, schönem bleiernen Militär, ebensolcher Jägerei, aufgeschlagenen Bilderbüchern u. s. w. ist gar nicht zu beschreiben. Noch wagte er es nicht, irgend etwas von dem ihm bescherten Reichthum zu berühren; er konnte sich nur mühen, sein Staunen zu besiegen, den Gedanken des Glücks zu erfassen, daß das Alles nun wirklich sein sei.

„O meine lieben Eltern! O meine gute Aline!" so rief Peregrinus im Gefühl des höchsten Entzückens. — „Nun,"

*) Diese Gärten befanden sich nach der griechischen Mythologie auf den canarischen Inseln. Die goldenen Aepfel (wahrscheinlich Apfelsinen), die von einem Drachen bewacht waren, daraus zu holen, war eine der zwölf Arbeiten des Hercules. Die Göttin Athene brachte sie wieder an ihre vorige Stelle. — A. d. H.

erwiderte Aline, „hab ich's so recht gemacht, Peregrinchen? Freuest Du Dich auch recht von Herzen, mein Kind? Willst Du nicht all die schöne Waare näher betrachten, willst Du nicht das neue Reitpferd, den hübschen Fuchs hier versuchen?" —

„Ein herrliches Pferd," sprach Peregrinus, das aufgezäumte Steckenpferd mit Freudenthränen in den Augen betrachtend, „ein herrliches Pferd, echt arabische Rasse!" Er bestieg denn auch sogleich das edle, stolze Roß. Mochte Peregrinus aber sonst auch ein vortrefflicher Reiter sein, er mußte es diesmal in irgend etwas verfehlt haben; denn der wilde Pontifex — so war das Pferd geheißen — bäumte sich schnaubend und warf ihn ab, daß er kläglich die Beine in die Höhe streckte. Noch ehe indessen die zum Tode erschrockene Aline ihm zu Hilfe springen konnte, hatte Peregrinus sich schon emporgerafft und den Zügel des Pferdes ergriffen, das eben, hinten ausschlagend, durchgehen wollte. Aufs Neue schwang sich Peregrinus nun auf und brachte, alle Reiterkünste aufbietend und mit Kraft und Geschick anwendend, den wilden Hengst so zur Vernunft, daß er zitterte, keuchte, stöhnte, in Peregrinus seinen mächtigen Zwingherrn erkannte. Aline führte, als Peregrinus abgesessen, den Gebeugten in den Stall.

Die etwas stürmische Reiterei, die im Zimmer, vielleicht im ganzen Hause, einen unbilligen Lärm verursacht, war nun vorüber, und Peregrinus setzte sich an den Tisch, um ruhig die andern glänzenden Gaben in näheren Augenschein zu nehmen. Mit Wohlbehagen verzehrte Peregrinus einigen Marcipan, indem er diese, jene Gliederpuppe ihre Künste machen ließ, in dieses, jenes Bilderbuch guckte, dann Heerschau hielt über seine Armee, die er sehr zweckmäßig uniformirt und mit Recht deshalb unüberwindlich fand, weil kein einziger Soldat einen Magen im Leibe habe, zuletzt aber fortschritt zum Jagdwesen. Mit Verdruß gewahrte er jetzt, daß nur eine Hasen- und Fuchsjagd vorhanden, die Hirschjagd so wie die wilde Schweinsjagd aber durchaus fehlte. Auch diese Jagd mußte ja da sein. Keiner konnte das besser wissen als Peregrinus, der Alles selbst mit unsäglicher Mühe und Sorgfalt eingekauft. —

Doch höchst nöthig scheint es, den günstigen Leser vor den ärgsten Mißverständnissen zu bewahren, in die er gerathen könnte, wenn der Autor ins Gelag hinein weiter erzählte, ohne daran zu denken, daß er wohl weiß, was es mit der ganzen Weihnachts-Ausstellung, von der gesprochen wird, für eine Bewandniß hat, nicht aber der gütige Leser, der eben erfahren will, was er nicht weiß.

Sehr irren würde Jeder, welcher glauben sollte, daß Peregrinus Tyß ein Kind sei, dem die gütige Mutter oder sonst ein ihm zugewandtes weibliches Wesen, romantischerweise Aline geheißen, den heiligen Christ beschert. — Nichts weniger als das.

Herr Peregrinus Tyß hatte sechsunddreißig Jahre erreicht und daher beinahe die besten. Sechs Jahre früher hieß es von ihm, er sei ein recht hübscher Mensch; jetzt nannte man ihn mit Recht einen Mann von feinem Ansehen. Immer, damals und jetzt, wurde aber von Allen getadelt, daß Peregrinus zu sehr sich zurückziehe, daß er das Leben nicht kenne und daß er offenbar an einem krankhaften Trübsinn leide. Väter, deren Töchter eben mannbar, meinten, daß der gute Tyß, um sich von seinem Trübsinn zu heilen, nichts Besseres thun könne als heirathen; er habe ja freie Wahl und einen Korb nicht so leicht zu fürchten. Der Väter Meinung war wenigstens hinsichts des letztern Punktes in so fern richtig, als Herr Peregrinus Tyß außerdem, daß er, wie gesagt, ein Mann von feinem Ansehen war, ein sehr beträchtliches Vermögen besaß, das ihm sein Vater, Herr B a l t h a s a r T y ß, ein sehr angesehener Kaufherr, hinterlassen. Solchen hochbegabten Männern pflegt ein Mädchen, welches, was Liebe betrifft, über die Ueberschwänglichkeit hinaus, das heißt wenigstens drei- bis vierundzwanzig Jahre alt geworden ist, auf die unschuldige Frage: „Wollen Sie mich mit Ihrer Hand beglücken, o Theure?" selten anders als mit rothen Wangen und niedergeschlagenen Augen zu antworten: „Sprechen Sie mit meinen lieben Eltern! Ihrem Befehle gehorche ich allein; ich habe keinen Willen." Die Eltern falten aber die Hände und sprechen: „Wenn es Gottes Wille ist, wir haben nichts dagegen, Herr Sohn." —

Zu nichts weniger schien aber Herr Peregrinus Tyß aufgelegt als zum Heirathen; denn außerdem, daß er überhaupt im Allgemeinen menschenscheu war, so bewies er insbesondere eine seltsame Idiosynkrasie*) gegen das weibliche Geschlecht. Die Nähe eines Frauenzimmers trieb ihm Schweißtropfen auf die Stirne, und wurde er vollends von einem jungen, genugsam hübschen Mädchen angeredet, so gerieth er in eine Angst, die ihm die Zunge band und ein krampfhaftes Zittern durch alle Glieder verursachte. Eben daher mocht' es auch kommen, daß seine alte Aufwärterin von solch seltener Häßlichkeit war, daß sie in dem Revier, wo Herr Peregrinus Tyß wohnte, Vielen für eine naturhistorische Merkwürdigkeit galt. Sehr gut stand das schwarze, struppige, halb ergraute Haar zu den rothen, triefenden Augen, sehr gut die dicke Kupfernase zu den bleichblauen Lippen, um das Bild einer Blocksbergs-Aspirantin**) zu vollenden, so daß sie ein paar Jahrhunderte früher schwerlich dem Scheiterhaufen entgangen sein würde, statt daß sie jetzt von Herrn Peregrinus Tyß und wol auch noch von Andern für eine sehr gutmüthige Person gehalten wurde. Dies war sie auch in der That und ihr daher wol nachzusehen, daß sie zu ihres Leibes Nahrung und Nothdurft in die Stundenreihe des Tages so manches Schnäpschen einflocht und vielleicht auch zu oft eine ungeheuere schwarz lackirte Dose aus dem Brusttuche hervorzog und die ansehnliche Nase reichlich mit echtem Offenbacher***) fütterte. Der geneigte Leser hat bereits bemerkt, daß diese merkwürdige Person eben dieselbe Aline ist, welche die Weihnachtsbescherung veranstaltet. Der Himmel weiß, wie sie zu dem berühmten Namen der Königin von Golconda†) gekommen.

*) Natürliche Abneigung. —

**) D. h. einer angehenden Hexe. Auf dem Blocksberg oder Brocken im Harze befindet sich der Hexentanzplatz, wo die Hexen in der Nacht vor dem 1. Mai ihre Zusammenkünfte halten sollen. —

***) Offenbach am Main ist berühmt wegen seiner Rüben, aus denen gemeiner Schnupftabak gemacht wird (Carotten). —

†) Die Heldin einer stark erotischen Erzählung des französischen Chevalier Stanilas de Boufflers (1737—1815), welche G. A. Bürger in Versen übersetzt hat. — A. d. H.

Verlangten aber nun Väter, daß der reiche, angenehme Herr Peregrinus Tyß seiner Weiberscheu entsage und sich ohne Weiteres vereheliche, so sprachen dagegen wieder alte Hagestolze, daß Herr Peregrinus ganz Recht thue, nicht zu heirathen, da seine Gemüthsart nicht dazu tauge.

Schlimm war es aber, daß Viele bei dem Worte „Gemüthsart" ein sehr geheimnißvolles Gesicht machten und auf näheres Befragen nicht undeutlich zu verstehen gaben, daß Herr Peregrinus Tyß leider zuweilen was Weniges überschnappe, — ein Fehler, der ihm schon von früher Jugend her anklebe. Die vielen Leute, die den armen Peregrinus für übergeschnappt hielten, gehörten vorzüglich zu Denjenigen, welche fest überzeugt sind, daß auf der großen Landstraße des Lebens, die man der Vernunft, der Klugheit gemäß einhalten müsse, die Nase der beste Führer und Wegweiser sei, und die lieber Scheuklappen anlegen, als sich verlocken lassen von manchem duftenden Gebüsch, von manchem blumigen Wiesenplätzlein, das nebenher liegt.

Wahr ist es freilich, daß Herr Peregrinus manches Seltsame in und an sich trug, in das sich die Leute nicht finden konnten.

Es ist schon gesagt worden, daß der Vater des Herrn Peregrinus Tyß ein sehr reicher, angesehener Kaufmann war, und wenn noch hinzugefügt wird, daß derselbe ein sehr schönes Haus auf dem freundlichen Roßmarkt besaß, und daß in diesem Hause, und zwar in demselben Zimmer, wo dem kleinen Peregrinus stets der heilige Christ einbeschert wurde, auch diesmal der erwachsene Peregrinus die Weihnachtsgaben in Empfang nahm, so ist gar nicht daran zu zweifeln, daß der Ort, wo sich die wundersamen Abenteuer zutrugen, die in dieser Geschichte erzählt werden sollen, kein anderer ist als die berühmte, schöne Stadt Frankfurt am Main. —

Von den Eltern des Herrn Peregrinus ist eben nichts Besonderes zu sagen, als daß es rechtliche, stille Leute waren, denen Niemand etwas Anderes als Gutes nachsagen konnte. Die unbegrenzte Hochachtung, welche Herr Tyß auf der Börse genoß, verdankte er dem Umstande, daß er stets richtig und sicher speculirte, daß er eine große Summe nach der andern

gewann, dabei aber nie vorlaut wurde, sondern bescheiden blieb, wie er gewesen, und niemals mit seinem Reichthum prahlte, sondern ihn nur dadurch bewies, daß er weder um Geringes noch um Vieles knickerte und die Nachsicht selbst war gegen insolvente Schuldner, die ins Unglück gerathen, sei es auch verdienterweise.

Sehr lange Zeit war die Ehe des Herrn Tyß unfruchtbar geblieben, bis endlich nach beinahe zwanzig Jahren die Frau Tyß ihren Eheherrn mit einem tüchtigen, hübschen Knaben erfreute, welches eben unser Herr Peregrinus Tyß war.

Man kann denken, wie grenzenlos die Freude der Eltern war, und noch jetzt sprechen alte Leute in Frankfurt von dem herrlichen Tauffeste, das der alte Tyß gegeben und an welchem der edelste, urälteste Rheinwein kredenzt worden, als gält' es ein Krönungsmahl. Was aber dem alten Herrn Tyß noch mehr nachgerühmt wird, ist, daß er zu jenem Tauffeste ein paar Leute geladen, die in feindseliger Gesinnung ihm gar öfters wehe gethan hatten, dann aber Andere, denen er wehe gethan zu haben glaubte, so daß der Schmaus ein wirkliches Friedens- und Versöhnungsfest wurde.

Ach, der gute Herr Tyß wußte, ahnte nicht, daß dasselbe Knäblein, dessen Geburt ihn so erfreute, ihm so bald Kummer und Noth verursachen würde.

Schon in der frühesten Zeit zeigte der Knabe Peregrinus eine ganz besondere Gemüthsart. Denn nachdem er einige Wochen hindurch Tag und Nacht ununterbrochen geschrieen, ohne daß irgend ein körperliches Uebel zu entdecken, wurde er plötzlich still und erstarrte zur regungslosen Unempfindlichkeit. Nicht des mindesten Eindruckes schien er fähig; nicht zum Lächeln, nicht zum Weinen verzog sich das kleine Antlitz, das einer leblosen Puppe anzugehören schien. Die Mutter behauptete, daß sie sich versehen an dem alten Buchhalter, der schon seit zwanzig Jahren stumm und starr mit demselben leblosen Gesicht im Comtoir vor dem Hauptbuch sitze, und vergoß viele heiße Thränen über das kleine Automat.

Endlich gerieth eine Frau Pathe auf den glücklichen Gedanken, dem kleinen Peregrinus einen sehr bunten und im

Grunde genommen häßlichen Harlekin mitzubringen. Des Kindes Augen belebten sich auf wunderbare Art; der Mund verzog sich zum sanften Lächeln; es griff nach der Puppe und drückte sie zärtlich an sich, als man sie ihm gab. Dann schaute der Knabe wieder das bunte Männlein an mit solchen klugen, beredten Blicken, daß es schien, als sei plötzlich Empfindung und Verstand in ihm erwacht, und zwar zu höherer Lebendigkeit, als es wol bei Kindern dieses Alters gewöhnlich. „Der ist zu klug," sprach die Frau Pathe; „den werdet Ihr nicht erhalten. Betrachtet doch nur einmal seine Augen! Der denkt schon viel mehr, als er soll."

Dieser Ausspruch tröstete gar sehr den alten Herrn Tyß, der sich schon einigermaßen darein gefunden, daß er nach vielen Jahren vergeblicher Hoffnung einen Einfaltspinsel erzielt. Doch bald kam er in neue Sorge.

Längst war nämlich die Zeit vorüber, in der die Kinder gewöhnlich zu sprechen beginnen, und noch hatte Peregrinus keinen Laut von sich gegeben. Man würde ihn für taubstumm gehalten haben, hätte er nicht manchmal Den, der zu ihm sprach, mit solchem aufmerksamen Blick angeschaut, ja, durch freudige, durch traurige Mienen seinen Antheil zu erkennen gegeben, daß gar nicht daran zu zweifeln, wie er nicht allein hörte, sondern auch Alles verstand. In nicht geringes Erstaunen gerieth indessen die Mutter, als sie bestätigt fand, was ihr die Wärterin gesagt. Zur Nachtzeit, wenn der Knabe im Bette lag und sich unbehorcht glaubte, sprach er für sich einzelne Wörter, ja ganze Redensarten, und zwar so wenig Kauderwälsch, daß man schon eine lange Uebung voraussetzen konnte. Der Himmel hat den Frauen einen ganz besondern, sichern Tact verliehen, die menschliche Natur, wie sie sich im Aufkeimen bald auf diese, bald auf jene Weise entwickelt, richtig aufzufassen, weshalb sie auch wenigstens für die ersten Jahre des Kindes in der Regel bei Weitem die besten Erzieherinnen sind. Diesem Tact gemäß war auch Frau Tyß weit entfernt, den Knaben ihre Beobachtung merken zu lassen und ihn zum Sprechen zwingen zu wollen; vielmehr wußte sie es auf andere geschickte Weise dahin zu

bringen, daß er von selbst das schöne Talent des Sprechens nicht mehr verborgen hielt, sondern leuchten ließ vor der Welt und zu Aller Verwunderung zwar langsam, aber deutlich sich vernehmen ließ. Doch zeigte er gegen das Sprechen stets einigen Widerwillen und hatte es am Liebsten, wenn man ihn still für sich allein ließ.

Auch dieser Sorge wegen des Mangels der Sprache war daher Herr Tyß überhoben, doch nur, um später in noch viel größere zu gerathen. Als nämlich das Kind Peregrinus, zum Knaben herangewachsen, tüchtig lernen sollte, schien es, als ob ihm nur mit der größten Mühe etwas beizubringen. Wunderbar ging es mit dem Lesen und Schreiben wie mit dem Sprechen; erst wollte es durchaus nicht gelingen, und dann konnt' er es mit einem Mal ganz vortrefflich und über alle Erwartung. Später verließ indessen ein Hofmeister nach dem andern das Haus, nicht weil der Knabe ihnen mißbehagte, sondern weil sie sich in seine Natur nicht finden konnten. Peregrinus war still, sittig, fleißig, und doch war an ein eigentliches systematisches Lernen, wie es die Hofmeister haben wollten, gar nicht zu denken, da er nur dafür Sinn hatte, nur dem sich mit ganzer Seele hingab, was gerade sein inneres Gemüth in Anspruch nahm, und alles Uebrige spurlos bei sich vorübergehen ließ. Das, was sein Gemüth ansprach, war nun aber alles Wunderbare, Alles, was seine Phantasie erregte, in dem er dann lebte und webte. So hatte er z. B. einst einen Aufriß der Stadt Peking*) mit allen Straßen, Häusern u. s. w., der die ganze Wand seines Zimmers einnahm, zum Geschenk erhalten. Bei dem Anblick der märchenhaften Stadt, des wunderlichen Volkes, das sich durch die Straßen zu drängen schien, fühlte Peregrinus sich wie durch einen Zauberschlag in eine andere Welt versetzt, in der er heimisch werden mußte. Mit heißer Begierde fiel er über Alles her, was er über China, über die Chinesen, über Peking habhaft werden konnte, mühte sich, die chinesischen Laute, die er irgendwo aufgezeichnet fand, mit feiner, singender Stimme

*) Hauptstadt und kaiserliche Residenz von China. — A. d. H.

der Beschreibung gemäß nachzusprechen, ja, er suchte mittels der Papierschere seinem Schlafröcklein von dem schönsten Kalmank*) möglichst einen chinesischen Zuschnitt zu geben, um der Sitte gemäß mit Entzücken in den Straßen von Peking umherwandeln zu können. Alles Uebrige konnte durchaus nicht seine Aufmerksamkeit reizen, zum großen Verdruß des Hofmeisters, der ihm eben die Geschichte des Bundes der Hansa**) beibringen wollte, wie es der alte Herr Tyß ausdrücklich gewünscht, der nun zu seinem Leidwesen erfahren mußte, daß Peregrinus nicht aus Peking fortzubringen, weshalb er denn Peking selbst fortbringen ließ aus dem Zimmer des Knaben.

Für ein schlimmes Omen***) hatte es der alte Herr Tyß schon gehalten, daß als kleines Kind Peregrinus Rechenpfennige lieber hatte als Ducaten, dann aber gegen große Geldsäcke und Hauptbücher und Strazzen†) einen entschiedenen Abscheu bewies. Was aber am Seltsamsten schien, war, daß er das Wort „Wechsel" nicht aussprechen hören konnte, ohne krampfhaft zu erbeben, indem er versicherte, es sei ihm dabei so, als kratze man mit der Spitze des Messers auf einer Glasscheibe hin und her. Zum Kaufmanne — das mußte Herr Tyß einsehen — war daher Peregrinus von Haus aus verdorben, und so gern er es gesehen, daß der Sohn in seine Fußstapfen getreten, so stand er doch gern ab von diesem Wunsch in der Voraussetzung, daß Peregrinus sich einem bestimmten Fache widmen werde. Herr Tyß hatte den Grundsatz, daß der reichste Mann ein Geschäft und durch dasselbe einen bestimmten Standpunkt im Leben haben müsse; geschäftslose Leute waren ihm ein Gräuel, und eben zu dieser Geschäftslosigkeit neigte sich Peregrinus bei allen Kentnissen, die er nach seiner eigenen Weise erwarb und die chaotisch

---

*) Früher üblicher Kleiderstoff aus Kammwolle. —

**) Der Hanseatische Bund (1239—1669) zum Schutz und zur Hebung des Handels umfaßte nach und nach 85 deutsche Städte von der Mündung der Schelde bis nach Esthland. —

***) Anzeichen, Vorbedeutung. —

†) Italienisch: strāzzā, Memorial zur kaufmännischen Buchhaltung. — A. d. H.

durcheinanderlagen, gänzlich hin. Das war nun des alten Tyß größte und drückendste Sorge. Peregrinus wollte von der wirklichen Welt nichts wissen; der Alte lebte nur in ihr, und nicht anders konnt' es geschehen, als daß sich daraus, je älter Peregrinus wurde, ein desto ärgerer Zwiespalt entspann zwischen Vater und Sohn, zu nicht geringem Leidwesen der Mutter, die dem Peregrinus, der sonst gutmüthig, fromm, der beste Sohn war, sein ihr freilich unverständliches Treiben in lauter Einbildungen und Träumen herzlich gönnte und nicht begreifen konnte, warum ihm der Vater durchaus ein bestimmtes Geschäft aufbürden wollte.

Auf den Rath bewährter Freunde schickte der alte Tyß den Sohn nach der Universität Jena; aber als er nach drei Jahren wiederkehrte, da rief der alte Herr voll Aerger und Grimm: „Hab ich's nicht gedacht? Hans der Träumer ging hin; Hans der Träumer kehrt zurück!" Herr Tyß hatte insofern Recht, als Peregrinus in seinem Wesen sich ganz und gar nicht verändert hatte, sondern völlig Derselbe geblieben war. Doch gab Herr Tyß die Hoffnung noch nicht auf, den ausgearteten Peregrinus zur Vernunft zu bringen, indem er meinte, daß, würde er erst mit Gewalt hineingestoßen in das Geschäft, er vielleicht doch am Ende Gefallen daran finden und anderen Sinnes werden könne. Er schickte ihn mit Aufträgen nach Hamburg, die eben nicht sonderliche Handelskenntnisse erforderten, und empfahl ihn überdies einem dortigen Freunde, der ihm in Allem treulich beistehen sollte.

Peregrinus kam nach Hamburg, gab nicht allein den Empfehlungsbrief, sondern auch alle Papiere, die seine Aufträge betrafen, dem Handelsfreunde seines Vaters in die Hände und verschwand sodann, Niemand wußte wohin.

Der Handelsfreund schrieb darauf an Herrn Tyß:

„Ich habe Dero Geehrtes vom ... durch Ihren Herrn Sohn richtig erhalten. Derselbe hat sich aber nicht weiter blicken lassen, sondern ist schnell von Hamburg abgereiset, ohne Auftrag zu hinterlassen. In Pfeffern geht hier wenig um, Baumwolle ist flau, in Kaffee nur nach Mittelsorte Frage; dagegen erhält sich der Melis angenehm, und auch

in Indigo zeigt sich fortwährend divers gute Meinung. Ich habe die Ehre ꝛc."

Dieser Brief hätte Herrn Tyß und seine Ehegattin nicht wenig in Bestürzung gesetzt, wäre nicht mit derselben Post ein Brief von dem verlorenen Sohne selbst angelangt, in welchem er sich mit den wehmüthigsten Ausdrücken entschuldigte, daß es ihm ganz unmöglich gewesen, die erhaltenen Aufträge nach dem Wunsche des Vaters auszurichten, und daß er sich unwiderstehlich hingezogen gefühlt habe nach fernen Gegenden, aus denen er nach Jahresfrist glücklicher und froher in die Heimath zurückzukehren hoffe.

„Es ist gut," sprach der alte Herr, „daß der Junge sich umsieht in der Welt. Da werden sie ihn wol herausrütteln aus seinen Träumereien." Auf die von der Mutter geäußerte Besorgniß, daß es dem Sohn doch an Geld fehlen könne zur großen Reise, und daß daher sein Leichtsinn, nicht geschrieben zu haben, wohin er sich begebe, sehr zu tadeln, erwiderte aber der Alte lachend: „Fehlt es dem Jungen an Geld, so wird er sich desto eher mit der wirklichen Welt befreunden, und hat er uns nicht geschrieben, wohin er reisen will, so weiß er doch, wo uns seine Briefe treffen." —

Es ist unbekannt geblieben, wohin Peregrinus eigentlich seine Reise gerichtet. Manche wollen behaupten, er sei in dem fernen Indien gewesen; Andere meinen dagegen, er habe sich das nur eingebildet. So viel ist gewiß, daß er weit weg gewesen sein muß; denn nicht so, wie er den Eltern versprochen, nach Jahresfrist, sondern erst nach Verlauf voller drei Jahre kehrte Peregrinus zurück nach Frankfurt, und zwar zu Fuß, in ziemlich ärmlicher Gestalt.

Er fand das elterliche Haus fest verschlossen, und Niemand rührte sich darin, er mochte klingeln und klopfen, so viel er wollte.

Da kam endlich der Nachbar von der Börse, den Peregrinus augenblicklich fragte, ob Herr Tyß vielleicht verreiset.

Der Nachbar prallte aber ganz erschrocken zurück und rief: „Herr Peregrinus Tyß! Sind Sie es? Kommen Sie endlich? Wissen Sie denn nicht . . .?"

Genug, Peregrinus erfuhr, daß während seiner Abwesenheit beide Eltern hintereinander gestorben, daß die Gerichte den Nachlaß in Beschlag genommen und ihn, dessen Aufenthalt gänzlich unbekannt gewesen, öffentlich aufgefordert, nach Frankfurt zurückzukehren und die Erbschaft des Vaters in Empfang zu nehmen.

Sprachlos blieb Peregrinus vor dem Nachbar stehen. Zum ersten Mal durchschnitt der Schmerz des Lebens seine Brust; zertrümmert sah er die schöne, glänzende Welt, in der er sonst lustig gehauset.

Der Nachbar gewahrte wohl, wie Peregrinus gänzlich unfähig, auch nur das Kleinste, was jetzt nöthig, zu beginnen. Er nahm ihn daher in sein Haus und besorgte selbst in möglichster Schnelle Alles, so daß noch denselben Abend Peregrinus sich in dem elterlichen Hause befand.

Ganz erschöpft, ganz vernichtet von einer Trostlosigkeit, die er noch nicht gekannt, sank er in den großen Lehnstuhl des Vaters, der noch an derselben Stelle stand, wo er sonst gestanden. Da sprach eine Stimme: „Es ist nur gut, daß Sie wieder da sind, lieber Herr Peregrinus. Ach, wären Sie nur früher gekommen!“

Peregrinus schaute auf und gewahrte dicht vor sich die Alte, die sein Vater vorzüglich deshalb, weil sie wegen ihrer furchtbaren Häßlichkeit schwer einen Dienst finden konnte, in seiner frühen Kindheit als Wärterin angenommen, und die das Haus nicht wieder verlassen hatte.

Lange starrte Peregrinus das Weib an. Endlich begann er seltsam lächelnd: „Bist Du es, Aline? Nicht wahr, die Eltern leben noch?“ Damit stand er auf, ging durch alle Zimmer, betrachtete jeden Stuhl, jeden Tisch, jedes Bild u. s. w. Dann sprach er ruhig: „Ja, es ist noch Alles so, wie ich es verlassen, und so soll es auch bleiben!“ —

Von diesem Augenblick begann Peregrinus das seltsame Leben, wie es gleich anfangs angedeutet. Zurückgezogen von aller Gesellschaft, lebte er mit seiner alten Aufwärterin in dem großen, geräumigen Hause in tiefster Einsamkeit erst ganz allein, bis er später ein paar Zimmer einem alten Manne,

der des Vaters Freund gewesen, miethweise abtrat. Dieser Mann schien ebenso menschenscheu wie Peregrinus, — Grund genug, warum sich Beide, Peregrinus und der Alte, sehr gut vertrugen, da sie sich niemals sahen.

Es gab nur vier Familienfeste, die Peregrinus sehr feierlich beging, und das waren die beiden Geburtstage des Vaters und der Mutter, der erste Osterfeiertag und sein eigenes Tauffest. An diesen Tagen mußte Aline einen Tisch für so viele Personen, als der Vater sonst eingeladen, und dieselben Schüsseln, die gewöhnlich aufgetragen worden, bereiten so wie denselben Wein aufsetzen lassen, wie ihn der Vater gegeben. Es versteht sich, daß dasselbe Silber, dieselben Teller, dieselben Gläser, wie Alles damals gebraucht worden und wie es sich noch unversehrt im Nachlasse befand, auch jetzt nach der so viele Jahre hindurch üblichen Weise gebraucht werden mußte. Peregrinus hielt strenge darauf. War die Tafel fertig, so setzte sich Peregrinus ganz allein daran, aß und trank nur wenig, horchte auf die Gespräche der Eltern, der eingebildeten Gäste und antwortete nur bescheiden auf diese, jene Frage, die Jemand aus der Gesellschaft an ihn richtete. Hatte die Mutter den Stuhl gerückt, so stand er mit den Uebrigen auf und empfahl sich Jedem auf die höflichste Weise. Er ging dann in ein abgelegenes Zimmer und überließ seiner Aline die Vertheilung der vielen nicht angerührten Schüsseln und des Weines an Hausarme, welches Gebot des Herrn die treue Seele gar gewissenhaft auszuführen pflegte.

Die Feier der Geburtstage des Vaters und der Mutter begann Peregrinus schon am frühen Morgen damit, daß er, wie es sonst zu seiner Knabenzeit geschehen, einen schönen Blumenkranz in das Zimmer trug, wo die Eltern zu frühstücken pflegten, und auswendig gelernte Verse hersagte. — An seinem eigenen Tauffeste konnte er sich natürlicherweise nicht an die Tafel setzen, da er nicht längst geboren; Aline mußte daher Alles allein besorgen, d. h. die Gäste zum Trinken nöthigen, überhaupt, wie man zu sagen pflegt, die Honneurs der Tafel machen. Sonst geschah Alles wie bei den übrigen Festen.

Außer denselben gab es aber für Peregrinus noch einen besonderen Freudentag oder vielmehr Freudenabend im Jahre, und das war die Weihnachtsbescherung, die mehr als jede andere Lust sein junges Gemüth in süßem, frommem Entzücken aufgeregt hatte. Selbst kaufte er sorgsam bunte Weihnachtslichter, Spielsachen, Naschwerk ganz in dem Sinne ein, wie es die Eltern ihm in seinen Knabenjahren beschert hatten, und dann ging die Bescherung vor sich, wie es der geneigte Leser bereits erfahren. — —

„Sehr unlieb," sprach Peregrinus, nachdem er noch einige Zeit gespielt, „sehr unlieb ist es mir doch, daß die Hirsch- und wilde Schweinsjagd abhanden gekommen. Wo sie nur geblieben sein mag? — Ach, sieh da!" Er gewahrte in dem Augenblick eine noch ungeöffnete Schachtel, nach welcher er schnell griff, die vermißte Jagd darin vermuthend; als er sie indessen öffnete, fand er sie leer und fuhr zurück, als durchbebe ihn ein jäher Schreck. — „Seltsam," sprach er dann leise vor sich hin, „seltsam! Was ist es mit dieser Schachtel? War es mir doch, als spränge mir daraus etwas Bedrohliches entgegen, das mit dem Blick zu erfassen, mein Auge zu stumpf war!"

Aline versicherte auf Befragen, daß sie die Schachtel unter den Spielsachen gefunden, indessen alle Mühe vergeblich angewandt habe, sie zu öffnen; sie habe daher geglaubt, daß darin etwas Besonderes enthalten und der Deckel nur der kunstverständigen Hand des Herrn weichen werde. — „Seltsam," wiederholte Peregrinus, „sehr seltsam! Und auf diese Jagd hatte ich mich ganz besonders gefreut. Ich hoffe nicht, daß das etwas Böses bedeuten dürfte! Doch wer wird am Weihnachtsabende solchen Grillen nachhängen, die doch eigentlich gar keinen Grund haben? Aline, bringe Sie den Korb!" — Aline brachte alsbald einen großen weißen Henkelkorb herbei, in den Peregrinus mit vieler Sorglichkeit die Spielsachen, das Zuckerwerk, die Lichter einpackte, dann den Korb unter den Arm, den großen Weihnachtsbaum aber auf die Schulter nahm und so seinen Weg antrat. —

Herr Peregrinus Tyß hatte die löbliche, gemüthliche Ge-

wohnheit, mit seiner ganzen Bescherung, wie er sie sich selbst bereitet hatte, um sich ein paar Stunden hinüberzuträumen in die schöne, vergnügliche Knabenzeit, hineinzufallen in irgend eine bedürftige Familie, von der ihm bekannt war, daß muntere Kinder vorhanden, wie der heilige Christ selbst mit blanken, bunten Gaben. Wenn dann die Kinder in der hellsten, lebendigsten Freude waren, schlich er leise davon und lief oft die halbe Nacht über durch die Straßen, weil er sich vor tiefer, die Brust beengender Rührung gar nicht zu lassen wußte und sein eigenes Haus ihm vorkam wie ein düsteres Grabmal, in welchem er selbst mit allen seinen Freuden begraben. Diesmal war die Bescherung den Kindern eines armen Buchbinders bestimmt, Namens Lämmerhirt, der, ein geschickter, fleißiger Mann, für Herrn Peregrinus seit einiger Zeit arbeitete, und dessen drei muntere Knaben von fünf bis neun Jahren Herr Peregrinus kannte.

Der Buchbinder Lämmerhirt wohnte in dem höchsten Stock eines engen Hauses in der Kalbächer Gasse, und pfiff und tobte nun der Wintersturm, regnete und schneite es wild durcheinander, so kann man denken, daß Herr Peregrinus nicht ohne große Beschwerde zu seinem Ziele gelangte. Aus Lämmerhirt's Fenstern blinkten ein paar ärmliche Lichterchen herab. Mühsam erkletterte Peregrinus die steile Treppe. „Aufgemacht," rief er, indem er an die Stubenthüre pochte, „aufgemacht, aufgemacht! Der heilige Christ schickt frommen Kindern seine Gaben."

Der Buchbinder öffnete ganz erschrocken und erkannte den ganz eingeschneiten Peregrinus erst, nachdem er ihn lange genug betrachtet.

„Hochgeehrtester Herr Tyß," rief Lämmerhirt voll Erstaunen, „hochgeehrtester Herr Tyß, wie komm' ich um des Herrn willen am heiligen Christabend zu der besondern Ehre" ...? Herr Peregrinus ließ ihn aber gar nicht ausreden, sondern bemächtigte sich — laut rufend: „Kinder, Kinder, aufgepaßt! Der heilige Christ schickt seine Gaben!" — des großen Klapptisches, der in der Mitte des Stübchens befindlich, und begann sofort die wohlverdeckten Weihnachtsgaben aus dem

Korbe zu holen. Den ganz nassen, tropfenden Weihnachtsbaum hatte er freilich vor der Thüre stehen lassen müssen. Der Buchbinder konnte noch immer nicht begreifen, was das werden sollte. Die Frau sah es besser ein; denn sie lachte den Peregrinus an mit Thränen in den Augen. Aber die Knaben standen von ferne und verschlangen schweigend mit den Augen jede Gabe, wie sie aus der Hülle hervorkam, und konnten sich oft eines lauten Ausrufes der Freude und der Verwunderung nicht erwehren.

Als Peregrinus nun endlich die Gaben nach dem Alter jedes Kindes geschickt getrennt und geordnet, alle Lichter angezündet hatte, als er rief: „Heran, heran, Ihr Kinder! Das sind die Gaben, die der heilige Christ Euch geschickt!" da jauchzten sie, die den Gedanken, daß das Alles ihnen gehören solle, noch gar nicht fest gefaßt hatten, laut auf, sprangen und jubelten, während die Eltern Anstalten machten, sich bei dem Wohlthäter zu bedanken.

Der Dank der Eltern und auch der Kinder, — das war es nun eben, was Herr Peregrinus jedesmal zu vermeiden suchte; er wollte sich daher wie gewöhnlich ganz still davonmachen. Schon war er an der Thüre, als diese plötzlich aufging und in dem hellen Schimmer der Weihnachtslichter ein junges, glänzend gekleidetes Frauenzimmer vor ihm stand. —

Es thut selten gut, wenn der Autor sich unterfängt, dem geneigten Leser genau zu beschreiben, wie diese oder jene sehr schöne Person, die in seiner Geschichte vorkommt, ausgesehen, was Wuchs, Größe, Stellung, Farbe der Augen, der Haare betrifft, und scheint es dagegen viel besser, demselben ohne diesen Detailhandel die ganze Person in den Kauf zu geben. Genügen würde es auch hier vollkommen, zu versichern, daß das Frauenzimmer, welches dem zum Tode erschrockenen Peregrinus entgegentrat, über die Maßen hübsch und anmuthig war, käme es nicht durchaus darauf an, gewisser Eigenthümlichkeiten zu erwähnen, welche die kleine Person an sich trug.

Klein, und zwar etwas kleiner als gerade recht, war nämlich das Frauenzimmer in der That, dabei aber sehr fein und zierlich gebaut. Ihr Antlitz, sonst schön geformt und

voller Ausdruck, erhielt aber dadurch etwas Fremdes und Seltsames, daß die Augäpfel stärker waren und die schwarzen, fein gezeichneten Augenbrauen höher standen als gewöhnlich. Gekleidet oder vielmehr geputzt war das Dämchen, als käme es so eben vom Ball. Ein prächtiges Diadem blitzte in den schwarzen Haaren, reiche Kanten bedeckten nur halb den vollen Busen, das lila und gelb gegatterte*) Kleid von schwerer Seide schmiegte sich um den schlanken Leib und fiel in Falten nur so weit herab, daß man die niedlichsten, weiß beschuhten Füßchen erblicken konnte, so wie die Spitzenärmel kurz genug waren und die weißen Glacé-Handschuhe nur so weit hinaufgingen, um den schönsten Theil des blendenden Armes sehen zu lassen. Ein reiches Halsband, brillantene Ohrgehenke vollendeten den Anzug.

Es konnte nicht fehlen, daß der Buchbinder ebenso bestürzt war wie Herr Peregrinus, daß die Kinder von ihren Spielsachen abließen und die fremde Dame angafften mit offenem Munde. Wie aber die Weiber am Wenigsten über irgend etwas Seltsames, Ungewöhnliches zu erstaunen pflegen und sich überhaupt am Geschwindesten fassen, so kam denn auch des Buchbinders Frau zuerst zu Worten und fragte, was der schönen fremden Dame zu Diensten stehe.

Die Dame trat nun vollends in das Zimmer, und diesen Augenblick wollte der beängstete Peregrinus benutzen, um sich schnell davonzumachen. Die Dame faßte ihn aber bei beiden Händen, indem sie mit einem süßen Stimmchen lispelte: „So ist das Glück mir doch günstig; so habe ich Sie doch ereilt! O Peregrin, mein theurer Peregrin, was für ein schönes, heilbringendes Wiedersehen!"

Damit erhob sie die rechte Hand so, daß sie Peregrin's Lippen berührte und er genöthigt war, sie zu küssen, unerachtet ihm dabei die kalten Schweißtropfen auf der Stirne standen. Die Dame ließ nun zwar seine Hände los, und er hätte entfliehen können; aber gebannt fühlte er sich; nicht von der Stelle konnte er weichen wie ein armes Thierlein, das

*) Deutscher Ausdruck für: das quadrirte oder carrirte. — A. d. H.

der Blick der Klapperschlange festgezaubert. — „Lassen Sie“, sprach jetzt die Dame, „lassen Sie mich, bester Peregrin, an dem schönen Feste Theil nehmen, das Sie mit edlem Sinn, mit zartem, innigem Gemüth frommen Kindern bereitet! Lassen Sie mich auch etwas dazu beitragen!“

Aus einem zierlichen Körbchen, das ihr am Arme hing und das man jetzt erst bemerkte, zog sie nun allerlei artige Spielsachen hervor, ordnete sie mit anmuthiger Geschäftigkeit auf dem Tische, führte die Knaben heran, wies jedem, was sie ihm zugedacht, und wußte dabei mit den Kindern so schön zu thun, daß man nichts Lieblicheres sehen konnte. Der Buchbinder glaubte, er liege im Traum; die Frau lächelte aber schalkisch, weil sie überzeugt war, daß es mit dem Herrn Peregrin und der fremden Dame wol eine besondere Bewandniß haben müsse.

Während nun die-Eltern sich wunderten und die Kinder sich freuten, nahm die fremde Dame Platz auf einem alten gebrechlichen Kanapee und zog den Herrn Peregrinus Tyß, der in der That beinahe selbst nicht mehr wußte, ob er diese Person wirklich sei, neben sich nieder. „Mein theurer,“ begann sie dann, leise ihm ins Ohr lispelnd, „mein theurer, lieber Freund, wie froh, wie selig fühle ich mich an Deiner Seite!“ — „Aber,“ stotterte Pereginus, „aber, mein verehrtestes Fräulein“ . . . Doch plötzlich kamen, der Himmel weiß wie, die Lippen der fremden Dame den seinigen so nahe, daß, ehe er daran denken konnte, sie zu küssen, er sie schon geküßt hatte, und daß er darüber die Sprache aufs Neue und gänzlich verlor, ist zu denken.

„Mein süßer Freund,“ sprach nun die fremde Dame weiter, indem sie dem Peregrinus so nahe auf den Leib rückte, daß nicht viel daran gefehlt, sie hätte sich auf seinen Schooß gesetzt, „mein süßer Freund, ich weiß, was Dich bekümmert; ich weiß, was heute Abend Dein frommes, kindliches Gemüth schmerzlich berührt hat. Doch sei getrost! Was Du verloren, was Du jemals wiederzuerlangen kaum hoffen durftest, das bring' ich Dir.“

Damit holte die fremde Dame aus demselben Körbchen,

in welchem sich die Spielsachen befunden hatten, eine hölzerne Schachtel hervor und gab sie dem Peregrin in die Hände. Es war die Hirsch- und wilde Schweinsjagd, die er auf dem Weihnachtstische vermißt. Schwer möcht' es fallen, die seltsamen Gefühle zu beschreiben, die in Peregrin's Innerem sich durchkreuzten.

Hatte die ganze Erscheinung der fremden Dame, aller Anmuth und Lieblichkeit ungeachtet, dennoch etwas Spukhaftes, das auch Andere, welche die Nähe eines Frauenzimmers nicht so gescheut hätten wie Peregrin, recht durch alle Glieder fröstelnd empfunden haben würden, so mußte ja den armen, schon genug geängsteten Peregrin ein tiefes Grauen anwandeln, als er gewahrte, daß die Dame von alledem, was er in der tiefsten Einsamkeit begonnen, auf das Genaueste unterrichtet war. Und mitten in diesem Grauen wollte sich, wenn er die Augen aufschlug und der siegende Blick der schönsten schwarzen Augen unter den langen seidenen Wimpern hervorleuchtete, wenn er des holden Wesens süßen Athem, die elektrische Wärme ihres Körpers fühlte, — doch wollte sich dann in wunderbaren Schauern das namenlose Weh eines unaussprechlichen Verlangens regen, das er noch nicht gekannt. Dann kam ihm zum ersten Male seine ganze Lebensweise, das Spiel mit der Weihnachtsbescherung kindisch und abgeschmackt vor, und er fühlte sich beschämt, daß die Dame darum wußte; und nun war es ihm wieder, als sei das Geschenk der Dame der lebendige Beweis, daß sie ihn verstanden wie Niemand sonst auf Erden, und daß das innigste, tiefste Zartgefühl sie gelenkt, als sie ihn auf diese Weise erfreuen wollen. Er beschloß, die theure Gabe ewig aufzubewahren, nie aus den Händen zu lassen, und drückte, fortgerissen von einem Gefühl, das ihn ganz übermannte, die Schachtel, worin die Hirsch- und wilde Schweinsjagd befindlich, mit Heftigkeit an die Brust. — „O," lispelte das Dämchen, „o des Entzückens! Dich erfreut meine Gabe? O mein herziger Peregrin, so haben mich meine Träume, meine Ahnungen nicht getäuscht!"

Herr Peregrinus Tyß kam etwas zu sich selbst, so daß

er im Stande war, sehr deutlich und vernehmlich zu sprechen: „Aber, mein bestes, hochverehrtes Fräulein, wenn ich nur in aller Welt wüßte, mit wem ich die Ehre habe . . .“

„Schalkischer Mann,“ unterbrach ihn die Dame, indem sie ihm leise die Wange klopfte, „schalkischer Mann, Du stellst Dich gar, als ob Du Deine treue Aline nicht kenntest! Doch es ist Zeit, daß wir hier den guten Leuten freien Spielraum lassen. Begleiten Sie mich, Herr Tyß!“

Als Peregrinus den Namen Aline hörte, mußte er natürlicherweise an seine alte Aufwärterin denken, und es war ihm nun vollends, als drehe sich in seinem Kopfe eine Windmühle.

Der Buchbinder vermochte, als nun die fremde Dame von ihm, seiner Frau und den Kindern auf das Freundlichste, Anmuthigste Abschied nahm, vor lauter Verwunderung und Ehrfurcht nur unverständliches Zeug zu stammeln. Die Kinder thaten, als seien sie mit der Fremden lange bekannt gewesen; die Frau sprach aber: „Ein solcher schmucker, gütiger Herr wie Sie, Herr Tyß, verdient wol, eine so schöne, herzensgute Braut zu haben, die ihm noch in der Nacht Werke der Wohlthätigkeit vollbringen hilft. Nun, ich gratulire von ganzem Herzen.“ — Die fremde Dame dankte gerührt, versicherte, daß ihr Hochzeitstag auch ihnen ein Festtag sein solle, verbot dann ernsthaft jede Begleitung und nahm selbst eine kleine Kerze vom Weihnachtstisch, um sich die Treppe hinabzuleuchten.

Man kann denken, wie dem Herrn Tyß, in dessen Arm sich nun die fremde Dame hängte, bei alledem zu Muthe war. „Begleiten Sie mich, Herr Tyß!“ dachte er bei sich, das heißt: die Treppe hinab bis an den Wagen, der vor der Thüre hält und wo der Diener oder vielleicht eine ganze Dienerschaft wartet; denn am Ende ist es irgend eine wahnsinnige Prinzessin, die hier . . . Der Himmel erlöse mich nur bald aus dieser seltsamen Qual und erhalte mir mein Bißchen Verstand!

Herr Tyß ahnte nicht, daß Alles, was bis jetzt geschehen, nur das Vorspiel des wunderlichsten Abenteuers gewesen, und

that eben deshalb unbewußt sehr wohl daran, den Himmel im Voraus um die Erhaltung seines Verstandes zu bitten.

Als das Paar die Treppe hinabgekommen, wurde die Hausthüre von unsichtbaren Händen auf- und, als Peregrinus mit der Dame hinausgetreten, ebenso wieder zugeschlossen. Peregrinus merkte gar nicht darauf; denn viel zu sehr erstaunte er, als sich vor dem Hause auch nicht die mindeste Spur eines Wagens oder eines wartenden Dieners fand.

„Um des Himmels willen," rief Peregrinus, „wo ist Ihr Wagen, Gnädigste?" — „Wagen," erwiderte die Dame, „Wagen? Was für ein Wagen? Glauben Sie, lieber Peregrinus, daß meine Ungeduld, meine Angst, Sie zu finden, es mir erlaubt haben sollte, mich ganz ruhig hierher fahren zu lassen? Durch Sturm und Wetter bin ich, getrieben von Sehnsucht und Hoffnung, umhergelaufen, bis ich Sie fand. Dem Himmel Dank, daß mir dies gelungen! Führen Sie mich nur jetzt nach Hause, lieber Peregrinus! Meine Wohnung ist nicht sehr weit entlegen."

Herr Peregrinus entschlug sich mit aller Gewalt des Gedankens, wie es ja ganz unmöglich, daß die Dame, geputzt wie sie war, in weißseidenen Schuhen, auch nur wenige Schritte hatte gehen können, ohne den ganzen Anzug im Sturm, Regen und Schnee zu verderben, statt daß man jetzt auch keine Spur irgend einer Zerrüttung der sorgsamsten Toilette wahrnahm, fand sich darein, die Dame noch weiter zu begleiten, und war nur froh, daß die Witterung sich geändert. Vorüber war das tolle Unwetter, kein Wölkchen am Himmel; der Vollmond schien freundlich herab, und nur die schneidend scharfe Luft ließ die Winternacht fühlen.

Kaum war Peregrinus aber einige Schritte gegangen, als die Dame leise zu wimmern begann, dann aber in laute Klagen ausbrach, daß sie vor Kälte erstarren müsse. Peregrinus, dem das Blut glühend heiß durch die Adern strömte, der deshalb nichts von der Kälte empfunden und nicht daran gedacht, daß die Dame so leicht gekleidet und nicht einmal einen Shawl oder ein Tuch umgeworfen hatte, sah plötzlich seine Tölpelei ein und wollte die Dame in seinen Mantel hüllen.

Die Dame wehrte dies indessen ab, indem sie jammerte: „Nein, mein lieber Peregrin, das hilft mir nichts. Meine Füße, ach, meine Füße! Umkommen muß ich vor fürchterlichem Schmerz."

Halb ohnmächtig wollte die Dame zusammensinken, indem sie mit ersterbender Stimme rief: „Trage mich, trage mich, mein holder Freund!"

Da nahm ohne Weiteres Peregrinus das federleichte Dämchen auf den Arm wie ein Kind und wickelte sie sorglich ein in den weiten Mantel. Kaum war er aber eine kleine Strecke mit der süßen Last fortgeschritten, als ihn stärker und stärker der wilde Taumel brünstiger Lust erfaßte. Er bedeckte Nacken, Busen des holden Wesens, das sich fest an seine Brust geschmiegt hatte, mit glühenden Küssen, indem er halb sinnlos fortrannte durch die Straßen. Endlich war es ihm, als erwache er mit einem Ruck aus dem Traum; er befand sich dicht vor einer Hausthüre, und aufschauend erkannte er sein Haus auf dem Roßmarkt. Nun erst fiel ihm ein, daß er die Dame ja gar nicht nach ihrer Wohnung gefragt. Mit Gewalt nahm er sich zusammen und fragte: „Fräulein, himmlisches, göttliches Wesen, wo wohnen Sie?" — „Ei," erwiderte die Dame, indem sie das Köpfchen emporstreckte, „ei, lieber Peregrin, hier, hier in diesem Hause. Ich bin ja Deine Aline; ich wohne ja bei Dir. Laß nur schnell das Haus öffnen!" —

„Nein, nimmermehr!" schrie Peregrinus entsetzt, indem er die Dame hinabsinken ließ. — „Wie," rief diese, „wie, Peregrin? Du willst mich verstoßen und kennst doch mein fürchterliches Verhängniß und weißt doch, daß ich Kind des Unglücks kein Obdach habe, daß ich elendiglich hier umkommen muß, wenn Du mich nicht aufnimmst bei Dir wie sonst! Doch Du willst vielleicht, daß ich sterbe? So geschehe es denn! Trage mich wenigstens an den Springbrunnen, damit man meine Leiche nicht vor Deinem Hause finde! Ha, jene steinernen Delphine haben vielleicht mehr Erbarmen als Du. Weh mir, weh mir! Die Kälte!" — Die Dame sank ohnmächtig nieder.

Da faßte Herzensangst und Verzweiflung wie eine Eisenzange Peregrin's Brust und quetschte sie zusammen. Wild schrie er: „Mag es nun werden, wie es will, ich kann nicht anders!" hob die Leblose auf, nahm sie in seine Arme und zog stark an der Glocke. Schnell rannte Peregrin bei dem Hausknecht vorüber, der die Thüre geöffnet, und rief schon auf der Treppe, statt daß er sonst erst oben ganz leise anzupochen pflegte: „Aline, — Aline! — Licht, Licht!" — und zwar so laut, daß der ganze weite Flur widerhallte.

„Wie? — Was? — Was ist das? — Was soll das heißen?" so sprach die alte Aline, indem sie die Augen weit aufriß, als Peregrinus die ohnmächtige Dame aus dem Mantel loswickelte und mit zärtlicher Sorgfalt auf das Sopha legte.

„Geschwind," rief er dann, „geschwind, Aline! Feuer in den Kamin! Die Wunderessenz her! — Thee! — Punsch! — Betten herbei!"

Aline rührte sich aber nicht von der Stelle, sondern blieb, die Dame anstarrend, bei ihrem: „Wie? Was? Was ist das? Was soll das heißen?"

Da sprach Peregrinus von einer Gräfin, vielleicht gar Prinzessin, die er bei dem Buchbinder Lämmerhirt angetroffen, die auf der Straße ohnmächtig geworden, die er nach Hause tragen müssen, und schrie dann, als Aline noch immer unbeweglich blieb, indem er mit dem Fuße stampfte: „Ins Teufels Namen, Feuer, sag' ich, — Thee, — Wunderessenz!"

Da flimmerte es aber wie lauter Katzengold in den Augen des alten Weibes, und es war, als leuchte die Nase höher auf in phosphorischem Glanz. Sie holte die große schwarze Dose hervor, schlug auf den Deckel, daß es schallte, und nahm eine mächtige Prise. Dann stemmte sie beide Arme in die Seite und sprach mit höhnischem Ton: „Ei, seht doch, eine Gräfin, eine Prinzessin! Die findet man beim armen Buchbinder in der Kalbächer Gasse; die wird ohnmächtig auf der Straße! Ho ho, ich weiß wohl, wo man solche geputzte Dämchen zur Nachtzeit herholt! — Das sind mir schöne Streiche! Das ist mir eine saubere Aufführung! — Eine lockere Dirne ins ehrliche Haus bringen und, damit das Maß der

Sünden noch voll werde, den Teufel anrufen in der heiligen Christnacht! Und da soll ich auf meine alten Tage noch die Hand dazu bieten? Nein, mein Herr Tyß, da suchen Sie sich eine Andere! Mit mir ist es nichts; morgen verlass' ich den Dienst."

Und damit ging die Alte hinaus und schlug die Thüre so heftig hinter sich zu, daß Alles klapperte und klirrte.

Peregrinus rang die Hände vor Angst und Verzweiflung; keine Spur des Lebens zeigte sich bei der Dame. Doch in dem Augenblick, als Peregrinus in der entsetzlichen Noth eine Flasche Kölnisches Wasser gefunden und die Schläfe der Dame geschickt damit einreiben wollte, sprang sie ganz frisch und munter von dem Sopha auf und rief: „Endlich — endlich sind wir allein! Endlich, o mein Peregrinus, darf ich es Ihnen sagen, warum ich Sie verfolgte bis in die Wohnung des Buchbinders Lämmerhirt, warum ich Sie nicht lassen konnte in der heutigen Nacht. Peregrinus, geben Sie mir den Gefangenen heraus, den Sie verschlossen haben bei sich im Zimmer! Ich weiß, daß Sie dazu keineswegs verpflichtet sind, daß das nur von Ihrer Gutmüthigkeit abhängt; aber ebenso kenne ich auch Ihr gutes, treues Herz. Darum, o mein guter, liebster Peregrin, geben Sie ihn heraus, den Gefangenen!" —

„Was?" fragte Peregrinus im tiefsten Staunen. „Was für einen Gefangenen? Wer sollte bei mir gefangen sein?" —

„Ja," sprach die Dame weiter, indem sie Peregrin's Hand ergriff und zärtlich an ihre Brust drückte, „ja, ich muß es bekennen, nur ein großes, edles Gemüth giebt Vortheile auf, die ein günstiges Geschick ihm zuführte, und wahr ist es, daß Sie auf Manches verzichten, was zu erlangen Ihnen leicht geworden sein würde, wenn Sie den Gefangenen nicht herausgegeben hätten; aber bedenken Sie, Peregrin, daß Alinens ganzes Schicksal, ganzes Leben abhängt von dem Besitz dieses Gefangenen, daß . . ."

„Wollen Sie," unterbrach Peregrinus die Dame, „wollen Sie nicht, englisches Fräulein, daß ich Alles für einen Fiebertraum halten, daß ich vielleicht selbst auf der Stelle über-

schnappen soll, so sagen Sie mir nur, von wem Sie reden, von was für einem Gefangenen!" —

„Wie?" erwiderte die Dame, „Peregrin, ich verstehe Sie nicht. Wollen Sie vielleicht gar leugnen, daß er wirklich in Ihre Gefangenschaft gerieth? War ich denn nicht dabei, als er, da Sie die Jagd kauften . . ."

„Wer," schrie Peregrin ganz außer sich, „wer ist der Er? Zum ersten Mal in meinem Leben sehe ich Sie, mein Fräulein. Wer sind Sie? Wer ist der Er?"

Da fiel aber die Dame ganz aufgelöst in Schmerz dem Peregrin zu Füßen und rief, indem ihr die Thränen reichlich aus den Augen strömten: „Peregrin, sei menschlich, sei barmherzig! Gieb ihn mir wieder, gieb ihn mir wieder!" Und dazwischen schrie Herr Peregrinus: „Ich werde wahnsinnig, — ich werde toll!" —

Plötzlich raffte sich die Dame auf. Sie erschien viel größer als vorher; ihre Augen sprühten Feuer, ihre Lippen bebten; sie rief mit wilder Geberde: „Ha, Barbar! In Dir wohnt kein menschliches Herz. Du bist unerbittlich. Du willst meinen Tod, mein Verderben. Du giebst ihn mir nicht wieder? — Nein — nimmer — nimmer! — Ha, ich Unglückselige! Verloren — verloren!" Und damit stürzte die Dame zum Zimmer hinaus, und Peregrin vernahm, wie sie die Treppe hinablief und ihr kreischender Jammer das ganze Haus erfüllte, bis unten eine Thüre heftig zugeschlagen wurde.

Dann war Alles todtenstill wie im Grabe.

Zweites Abenteuer.

Der Flohbändiger. — Trauriges Schicksal der Prinzessin Gamaheh in Famagusta. — Ungeschicklichkeit des Genius Thetel und merkwürdige mikroskopische Versuche und Belustigungen. — Die schöne Holländerin und seltsames Abenteuer des jungen Herrn Georg Pepusch, eines gewesenen Jenensers.

Es befand sich zu der Zeit ein Mann in Frankfurt, der die seltsamste Kunst trieb. Man nannte ihn den Flohbändiger, und das darum, weil es ihm, gewiß nicht ohne die größte Mühe und Anstrengung, gelungen, Cultur in diese kleinen Thierchen zu bringen und sie zu allerlei artigen Kunststücken abzurichten.*)

Zum größten Erstaunen sah man auf einer Tischplatte von dem schönsten weißen, glänzend polirten Marmor Flöhe, welche kleine Kanonen, Pulverkarren, Rüstwagen zogen; andere sprangen daneben her mit Flinten im Arm, Patrontaschen auf dem Rücken, Säbeln an der Seite. Auf das Commandowort des Künstlers führten sie die schwierigsten Evolutionen aus, und Alles schien lustiger und lebendiger wie bei wirklichen großen Soldaten, weil das Marschiren in den zierlichsten Entrechats und Luftsprüngen, das Linksum und Rechtsum aber in anmuthigen Pirouetten bestand. Die ganze Mannschaft hatte ein erstaunliches Aplomb, und der Feldherr schien zugleich ein tüchtiger Balletmeister. Noch beinahe hübscher und wunderbarer waren aber die kleinen goldenen Kutschen, die von vier, sechs, acht Flöhen gezogen wurden. Kutscher und Diener waren Goldkäferlein der kleinsten, kaum sichtbaren Art; was aber drin saß, war nicht recht zu erkennen.

Unwillkürlich wurde man an die Equipage der Fee Mab erinnert, die der wackere Mercutio in Shakespeare's „Romeo und

*) Thatsache. Es war ein Italiener, Namens Bertolotti, der in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts mit gezähmten Flöhen Deutschland bereiste. — A. d. H.

Julie"*) so schön beschreibt, daß man wohl merkt, wie oft sie ihm selbst über die Nase gefahren.

Erst wenn man den ganzen Tisch mit einem guten Vergrößerungsglase überschaute, entwickelte sich aber die Kunst des Flohbändigers in vollem Maße. Denn nun erst zeigte sich die Pracht, die Zierlichkeit der Geschirre, die feine Arbeit der Waffen, der Glanz, die Nettigkeit der Uniformen und erregte die tiefste Bewunderung. Gar nicht zu begreifen schien es, welcher Instrumente sich der Flohbändiger bedient haben mußte, um gewisse kleine Nebensachen, z. B. Sporen, Rockknöpfe u. s. w., sauber und proportionirlich anzufertigen, und jene Arbeit, die sonst für das Meisterstück des Schneiders galt und die in nichts Geringerem bestand, als einem Floh ein Paar völlig anschließende Reithosen zu liefern, wobei freilich das Anmessen das Schwierigste,**) schien dagegen als etwas ganz Leichtes und Geringes.

Der Flohbändiger hatte unendlichen Zuspruch. Den ganzen Tag wurde der Saal nicht leer von Neugierigen, die den hohen Eintrittspreis nicht scheuten. Auch zur Abendzeit war der Besuch zahlreich, ja beinahe noch zahlreicher, da alsdann auch solche Personen kamen, denen an derlei possierlichen Künsteleien eben nicht viel gelegen, um ein Werk zu bewundern, das dem Flohbändiger ein ganz anderes Ansehen und die wahre Achtung der Naturforscher erwarb. Dies Werk war ein Nachtmikroskop, das, wie das Sonnenmikroskop am Tage, einer magischen Laterne ähnlich, den Gegenstand hell erleuchtet mit einer Schärfe und Deutlichkeit auf die weiße Wand warf, die nichts zu wünschen übrig ließ. Dabei trieb der Flohbändiger auch noch Handel mit den schönsten Mikroskopen, die man nur finden konnte und die man gern sehr theuer bezahlte. —

Es begab sich, daß ein junger Mensch, Georg Pepusch geheißen, — der geneigte Leser wird ihn bald näher kennen

*) 1. Aufzug. 4. Scene.

**) Vgl. Goethe's „Faust" (Werke, Hempel'sche Ausg., Thl. 12), S. 71. — A. d. H.

lernen, — Verlangen trug, noch am späten Abend den Flohbändiger zu besuchen. Schon auf der Treppe vernahm er Gezänk, das immer heftiger und heftiger wurde und endlich überging in tolles Schreien und Toben. Sowie nun Pepusch eintreten wollte, sprang die Thüre des Saals auf mit Ungestüm, und in wildem Gedränge stürzten die Menschen ihm entgegen, todtenbleiches Entsetzen in den Gesichtern.

„Der verfluchte Hexenmeister! Der Satanskerl! Beim hohen Rath will ich ihn angeben! Aus der Stadt soll er, der betrügerische Taschenspieler!“ So schrieen die Leute durcheinander und suchten, von Furcht und Angst gehetzt, so schnell als möglich aus dem Hause zu kommen.

Ein Blick in den Saal verrieth dem jungen Pepusch sogleich die Ursache des fürchterlichen Entsetzens, das die Leute fortgetrieben. Alles lebte darin; ein ekelhaftes Gewirr der scheußlichsten Creaturen erfüllte den ganzen Raum. Das Geschlecht der Pucerons,*) der Käfer, der Spinnen, der Schlammthiere, bis zum Uebermaß vergrößert, streckte seine Rüssel aus, schritt daher auf hohen haarigen Beinen, und die gräulichen Ameisenräuber faßten, zerquetschten mit ihren zackichten Zangen die Schnaken, die sich wehrten und um sich schlugen mit den langen Flügeln, und dazwischen wanden sich Essigschlangen, Kleisteraale, hundertarmige Polypen durcheinander, und aus allen Zwischenräumen guckten Infusions-Thiere mit verzerrten menschlichen Gesichtern. Abscheulicheres hatte Pepusch nie geschaut. Er wollte eben ein tiefes Grauen verspüren, als ihm etwas Rauhes ins Gesicht flog und er sich eingehüllt sah in eine Wolke dicken Mehlstaubes. Darüber verging ihm aber das Grauen; denn er wußte sogleich, daß das rauhe Ding nichts Anderes sein konnte als die runde gepuderte Perücke des Flohbändigers, und die war es auch in der That.

Als Pepusch sich den Puder aus den Augen gewischt, war das tolle, widrige Insectenvolk verschwunden. Der Floh-

*) Eigentlich Blattläuse, hier wahrscheinlich so viel wie Flöhe (frzöſ.: puces). — A. d. H.

bändiger saß ganz erschöpft im Lehnstuhl. „Leeuwenhoeck,"*) so rief ihm Pepusch entgegen, „Leeuwenhoeck, seht Ihr nun wol, was bei Euerm Treiben herauskommt? Da habt Ihr wieder zu Euern Vasallen Zuflucht nehmen müssen, um Euch die Leute vom Leibe zu halten! Ist's nicht so?" —

„Seid Ihr's," sprach der Flohbändiger mit matter Stimme, „seid Ihr's, guter Pepusch? — Ach, mit mir ist es aus, rein aus; ich bin ein verlorener Mann. Pepusch, ich fange an zu glauben, daß Ihr es wirklich gut mit mir gemeint habt, und daß ich nicht gut gethan, auf Eure Warnungen nichts zu geben." Als nun Pepusch ruhig fragte, was sich denn begeben, drehte sich der Flohbändiger mit seinem Lehnstuhl nach der Wand, hielt beide Hände vors Gesicht und rief weinerlich dem Pepusch zu, er möge nur eine Lupe zur Hand nehmen und die Marmortafel des Tisches anschauen. Schon mit unbewaffnetem Auge gewahrte Pepusch, daß die kleinen Kutscher, die Soldaten u. s. w. todt da standen und lagen, daß sich nichts mehr regte und bewegte. Die kunstfertigen Flöhe schienen auch eine ganz andere Gestalt angenommen zu haben. Mittels der Lupe entdeckte nun aber Pepusch sehr bald, daß kein einziger Floh mehr vorhanden, sondern daß das, was er dafür gehalten, schwarze Pfefferkörner und Obstkerne waren, die in den Geschirren, in den Uniformen steckten.

„Ich weiß gar nicht," begann nun der Flohbändiger ganz wehmüthig und zerknirscht, „welcher böse Geist mich mit Blindheit schlug, daß ich die Desertion meiner Mannschaft nicht eher bemerkte, als bis alle Leute an den Tisch getreten waren und sich gerüstet hatten zum Schauen. Ihr könnt denken, Pepusch, wie die Leute, als sie sich getäuscht sahen, erst murrten und dann ausbrachen in lichterlohen Zorn. Sie beschuldigten mich des schnödesten Betruges und wollten mir, da sie sich immer mehr erhitzten und keine Entschuldigung mehr hörten, zu Leibe, um selbst Rache zu nehmen. Was konnt' ich, um einer Tracht Schläge zu ent-

*) Sprich: Le-uwenhuk, Anton, großer Entdecker mittels des Mikroskops, geb. in Delft (Holland) 1632, gest. daselbst 1725. — A. d. H.

gehen, Besseres thun, als sogleich das große Mikroskop in Bewegung setzen und die Leute ganz einhüllen in Creaturen, vor denen sie sich entsetzten, wie das dem Pöbel eigen?" —

„Aber," fragte Pepusch, „sagt mir nur, Leeuwenhoeck, wie es geschehen konnte, daß Euch Eure wohlexercirte Mannschaft, die so viele Treue bewiesen, plötzlich auf und davon gehen konnte, ohne daß Ihr es sogleich gewahr wurdet?" —

„O," jammerte der Flohbändiger, „o Pepusch! Er hat mich verlassen, er, durch den allein ich Herrscher war, und er ist es, dessen bösem Verrath ich meine Blindheit, all mein Unglück zuschreibe."

„Hab' ich Euch nicht schon längst gewarnt," erwiderte Pepusch, „Eure Sache nicht auf Künsteleien zu stellen, die Ihr, ich weiß es, ohne den Besitz des Meisters nicht vollbringen könnet, und wie dieser Besitz aller Mühe unerachtet doch auf dem Spiele steht, habt Ihr eben jetzt erfahren." — Pepusch gab nun ferner dem Flohbändiger zu erkennen, wie er ganz und gar nicht begreife, daß, müsse er jene Künsteleien aufgeben, dies sein Leben so verstören könne, da die Erfindung des Nachtmikroskops so wie überhaupt seine Geschicklichkeit im Verfertigen mikroskopischer Gläser ihn längstens festgestellt. Der Flohbändiger versicherte aber dagegen, daß ganz andere Dinge in jenen Künsteleien lägen, und daß er sie nicht aufgeben könne, ohne sich selbst, seine ganze Existenz aufzugeben.

„Wo ist aber Dörtje*) Elverdink?" so fragte Pepusch, den Flohbändiger unterbrechend. — „Wo sie ist?" kreischte der Flohbändiger, indem er die Hände rang, „wo Dörtje Elverdink ist? — Fort ist sie, fort in alle Welt, — verschwunden. — Schlagt mich nur gleich todt, Pepusch; denn ich sehe schon, wie Euch immer mehr der Zorn kommt und die Wuth. Macht es kurz mit mir!" —

„Da seht Ihr nun," sprach Pepusch mit finsterm Blick, „was aus Eurer Thorheit, aus Euerm albernen Treiben herauskommt! Wer gab Euch das Recht, die arme Dörtje

*) Holländisches Diminutiv von Dorothea. — A. d. H.

einzusperren wie eine Sklavin und dann wieder, um nur Leute anzulocken, sie im Prunk auszustellen wie ein naturhistorisches Wunder? Warum thatet Ihr Gewalt an ihrer Neigung und ließet es nicht zu, daß sie mir die Hand gab, da Ihr doch bemerken mußtet, wie innig wir uns liebten? — Entflohen ist sie? — Nun gut, so ist sie wenigstens nicht mehr in Eurer Gewalt, und weiß ich auch in diesem Augenblick nicht, wo ich sie suchen soll, so bin ich doch überzeugt, daß ich sie finden werde. Da, Leeuwenhoeck, setzt die Perücke auf und ergebt Euch in Euer Geschick! Das ist das Beste und Gerathenste, was Ihr jetzt thun könnet."

Der Flohbändiger stutzte mit der linken Hand die Perücke auf das kahle Haupt, während er mit der rechten Pepusch beim Arm ergriff. „Pepusch," sprach er, „Ihr seid mein wahrer Freund; denn Ihr seid der einzige Mensch in der ganzen Stadt Frankfurt, welcher weiß, daß ich begraben liege in der alten Kirche zu Delft seit dem Jahre Eintausendsiebenhundertundfünfundzwanzig, und habt es doch noch Niemanden verrathen, selbst wenn Ihr auf mich zürntet wegen der Dörtje Elverdink. — Will es mir auch zuweilen nicht recht in den Kopf, daß ich wirklich jener Anton van Leeuwenhoeck bin, den man in Delft begraben, so muß ich es denn doch, betrachte ich meine Arbeiten und bedenke ich mein Leben, wiederum glauben, und es ist mir deshalb sehr angenehm, daß man davon überhaupt gar nicht spricht. Ich sehe jetzt ein, liebster Pepusch, daß ich, was die Dörtje Elverdink betrifft, nicht recht gehandelt habe, wiewol auf ganz andere Weise, als Ihr wol meinen möget. Recht that ich nämlich daran, daß ich Eure Bewerbungen für ein thörichtes, zweckloses Streben erklärte, Unrecht aber, daß ich nicht ganz offenherzig gegen Euch war, daß ich Euch nicht sagte, was es mit der Dörtje Elverdink eigentlich für eine Bewandniß hat. Eingesehen hättet Ihr dann, wie löblich es war, Euch Wünsche aus dem Sinne zu reden, deren Erfüllung nicht anders als verderblich sein konnte. Pepusch, setzt Euch zu mir und vernehmt eine wunderbare Historie!"—

„Das kann ich wohl thun," erwiderte Pepusch mit gif-

tigem Blick, indem er Platz nahm auf einem gepolsterten Lehnstuhl, dem Flohbändiger gegenüber.

„Da Ihr, mein lieber Freund Pepusch," begann der Flohbändiger, „in der Geschichte wohl bewandert seid, so wißt Ihr ohne Zweifel, daß der König Sekakis viele Jahre hindurch mit der Blumenkönigin im vertraulichen Verhältniß lebte, und daß die schöne anmuthige Prinzessin Gamaheh die Frucht dieser Liebe war. Weniger bekannt dürft' es sein, und auch ich kann es Euch nicht sagen, auf welche Weise Prinzessin Gamaheh nach Famagusta*) kam. Manche behaupten, und nicht ohne Grund, daß die Prinzessin in Famagusta sich verbergen sollte vor dem widerlichen Egelprinzen, dem geschwornen Feinde der Blumenkönigin.

„Genug! In Famagusta begab es sich, daß die Prinzessin einst in der erfrischenden Kühle des Abends lustwandelte und in ein dunkles, anmuthiges Cypressen-Wäldchen gerieth. Verlockt von dem lieblichen Säuseln des Abendwindes, dem Murmeln des Bachs, dem melodischen Gezwitscher der Vögel, streckte die Prinzessin sich hin in das weiche, duftige Moos und fiel bald in tiefen Schlaf. Gerade der Feind, dem sie hatte entgehen wollen, der häßliche Egelprinz, streckte aber sein Haupt empor aus dem Schlammwasser, erblickte die Prinzessin und verliebte sich in die schöne Schläferin dermaßen, daß er dem Verlangen, sie zu küssen, nicht widerstehen konnte. Leise kroch er heran und küßte sie hinter das linke Ohr. Nun wißt Ihr aber wol, Freund Pepusch, daß die Dame, die der Egelprinz zu küssen sich unterfängt, verloren; denn er ist der ärgste Blutsauger von der Welt. So geschah es denn auch, daß der Egelprinz die arme Prinzessin so lange küßte, bis alles Leben aus ihr geflohen war. Da fiel er ganz übersättigt und trunken ins Moos und mußte von seinen Dienern, die sich schnell aus dem Schlamme heranwälzten, nach Hause gebracht werden. — Vergebens arbeitete sich die

---

*) Stadt auf der Ostküste der Insel Cypern, besonders bekannt aus der „Historie von Fortunatus mit dem Glückssäckel und dem Wünschhütlein." — A. d. H.

Wurzel Mandragora*) aus der Erde hervor und legte sich auf die Wunde, die der heimtückische Egelprinz der Prinzessin geküßt; vergebens erhoben sich auf das Wehgeschrei der Wurzel alle Blumen und stimmten ein in die trostlose Klage.

„Da geschah es, daß der Genius Thetel gerade des Weges kam; auch er wurde tief gerührt von Gamaheh's Schönheit und ihrem unglücklichen Tode. Er nahm die Prinzessin in die Arme, drückte sie an seine Brust, mühte sich, ihr Leben einzuhauchen mit seinem Athem; aber sie erwachte nicht aus dem Todesschlaf. Da erblickte der Genius Thetel den abscheulichen Egelprinzen, den — so schwerfällig und trunken war er — die Diener nicht hatten hinunterschaffen können in den Palast, entbrannte in Zorn und warf eine ganze Faust voll Krystallsalz dem häßlichen Feinde auf den Leib, so daß er sogleich allen purpurnen Ichor,**) den er der Prinzessin Gamaheh ausgesogen, ausströmte und dann seinen Geist aufgab unter vielen Zuckungen und Grimassen auf elendigliche Weise. Alle Blumen, die ringsum standen, tauchten aber ihre Kleider in diesen Ichor und färbten sie zum ewigen Andenken der ermordeten Prinzessin in ein solches herrliches Roth, wie es kein Maler auf Erden herauszubringen vermag. Ihr wißt, Pepusch, daß die schönsten dunkelrothen Nelken, Amaryllen und Cheiranthen***) eben aus jenem Cypressenwäldchen, wo der Egelprinz die schöne Gamaheh todtküßte, herstammen. Der Genius Thetel wollte forteilen, da er noch vor Einbruch der Nacht in Samarkand†) viel zu thun hatte; noch einen Blick warf er aber auf die Prinzessin, blieb fest gezaubert stehen und betrachtete sie mit der innigsten Wehmuth. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke. Statt weiter zu gehen, nahm er die Prinzessin in die Arme und schwang sich mit ihr hoch auf in die Lüfte.

„Zu derselben Zeit beobachteten zwei weise Männer, von

---

*) Sprich: Mandrāgōra, auch Alraunwurzel genannt, die in der Magie häufig Verwendung findet. —

**) Blut der Götter bei den alten Griechen. —

***) Goldlack, Levkojen, süddeutsch: Gelbveigelein. —

†) Stadt in Turkestan, Mittelasien. — A. d. H.

denen einer, nicht verschwiegen sei es, ich selbst war, auf der Galerie eines hohen Thurmes den Lauf der Gestirne. Diese gewahrten hoch über sich den Genius Thetel mit der Prinzessin Gamaheh, und in demselben Augenblick fiel auch dem einen . . . Doch das gehört nicht zur Sache! — Beide Magier hatten zwar den Genius Thetel erkannt, nicht aber die Prinzessin, und erschöpften sich in allerlei Vermuthungen, was die Erscheinung wol zu bedeuten, ohne irgend etwas Gewisses oder auch nur Wahrscheinliches ergrübeln zu können. Bald darauf wurde aber das unglückliche Schicksal der Prinzessin Gamaheh in Famagusta allgemein bekannt, und nun wußten auch die Magier sich die Erscheinung des Genius Thetel mit dem Mädchen im Arm zu erklären.

„Beide vermutheten, daß der Genius Thetel gewiß noch ein Mittel gefunden haben müsse, die Prinzessin ins Leben zurückzurufen, und beschlossen, in Samarkand Nachfrage zu halten, wohin er ihrer Beobachtung nach offenbar seinen Flug gerichtet hatte. In Samarkand war aber von der Prinzessin Alles stille; Niemand wußte ein Wort.

„Viele Jahre waren vergangen. Die beiden Magier hatten sich entzweit, wie es wol unter gelehrten Männern desto öfter zu geschehen pflegt, je gelehrter sie sind, und nur noch die wichtigsten Entdeckungen theilten sie sich aus alter eiserner Gewohnheit einander mit. — Ihr habt nicht vergessen, Pepusch, daß ich selbst einer dieser Magier bin. Also, nicht wenig erstaunte ich über eine Mittheilung meines Collegen, welche über die Prinzessin Gamaheh das Wunderbarste und zugleich Glückseligste enthielt, was man nur hätte ahnen können. Die Sache verhielt sich folgender Gestalt: Mein College hatte durch einen wissenschaftlichen Freund aus Samarkand die schönsten und seltensten Tulpen und so vollkommen frisch erhalten, als seien sie eben vom Stengel geschnitten. Es war ihm vorzüglich um die mikroskopische Untersuchung der innern Theile, und zwar des Blumenstaubes zu thun. Er zergliederte deshalb eine schöne lila und gelb gefärbte Tulpe und entdeckte mitten in dem Kelch ein kleines fremdartiges Körnlein, welches ihm auffiel in ganz besonderer Weise. Wie groß war

aber seine Verwunderung, als er mittels Anwendung des Suchglases deutlich gewahrte, daß das kleine Körnlein nichts Anderes als die Prinzessin Gamaheh, die in den Blumenstaub des Tulpenkelches gebettet, ruhig und süß zu schlummern schien.

„Welch eine weite Strecke mich auch von meinem Collegen trennen mochte, dennoch setzte ich mich augenblicklich auf und eilte zu ihm hin. Er hatte indessen alle Operationen beiseite gestellt, um mir das Vergnügen des ersten Anblickes zu gönnen, wol auch aus Furcht, ganz nach eigenem Kopfe handelnd, etwas zu verderben. Ich überzeugte mich bald von der vollkommenen Richtigkeit der Beobachtung meines Collegen und war auch ebenso wie er des festen Glaubens, daß es möglich sein müsse, die Prinzessin dem Schlummer zu entreißen und ihr die vorige Gestalt wiederzugeben. Der uns inwohnende sublime Geist ließ uns bald die richtigen Mittel finden.

„Da Ihr, Freund Pepusch, sehr wenig, eigentlich gar nichts von unserer Kunst verstehet, so würde es höchst überflüssig sein, Euch die verschiedenen Operationen zu beschreiben, die wir nun vornahmen, um zu unserem Zwecke zu gelangen. Es genügt, wenn ich Euch sage, daß es uns vermittelst des geschickten Gebrauchs verschiedener Gläser, die ich meistentheils selbst präparirte, glückte, nicht allein die Prinzessin unversehrt aus dem Blumenstaub hervorzuziehen, sondern auch ihr Wachsthum in der Art zu befördern, daß sie bald zu ihrer natürlichen Größe gelangt war.

„Nun fehlte freilich noch das Leben, und ob ihr dieses zu verschaffen möglich, das hing von der letzten und schwierigsten Operation ab. Wir reflectirten ihr Bild mittels eines herrlichen Kuffischen Sonnenmikroskops und lösten dieses Bild geschickt los von der weißen Wand, welches ohne allen Schaden von Statten ging. Sowie das Bild frei schwebte, fuhr es wie ein Blitz in das Glas hinein, welches in tausend Stücke zersplitterte. Die Prinzessin stand frisch und lebendig vor uns. Wir jauchzten auf vor Freude; aber auch um so größer war unser Entsetzen, als wir bemerkten, daß der Um-

lauf des Blutes gerade da stockte, wo der Egelprinz sich angeküßt hatte. Schon wollte sie ohnmächtig hinsinken, als wir eben an der Stelle hinter dem linken Ohr einen kleinen schwarzen Punkt erscheinen und ebenso schnell wieder verschwinden sahen. Die Stockung des Blutes hörte sogleich auf; die Prinzessin erholte sich wieder, und unser Werk war gelungen.

„Jeder von uns, ich und mein Herr College, wußte recht gut, welch unschätzbaren Werth der Besitz der Prinzessin für ihn haben mußte, und Jeder strebte darnach, indem er größeres Recht zu haben glaubte als der Andere. Mein College führte an, daß die Tulpe, in deren Kelch er die Prinzessin gefunden, sein Eigenthum gewesen, und daß er die erste Entdeckung gemacht, die er mir mitgetheilt, so daß ich nur als Hilfeleistender zu betrachten, der das Werk selbst, bei dem er geholfen, nicht als Lohn der Arbeit verlangen könne. Ich dagegen berief mich darauf, daß ich die letzte, schwierigste Operation, wodurch die Prinzessin zum Leben gelangt, erfunden und bei der Ausführung mein College nur geholfen, weshalb, habe er auch Eigenthums-Ansprüche auf den Embryo im Blumenstaube gehabt, mir doch die lebendige Person gehöre. Wir zankten uns mehrere Stunden, bis endlich, als wir uns die Kehlen heiser geschrieen hatten, ein Vergleich zu Stande kam. Der College überließ mir die Prinzessin, wogegen ich ihm ein sehr wichtiges geheimnißvolles Glas einhändigte. Eben dieses Glas ist aber die Ursache unserer jetzigen gänzlichen Verfeindung. Mein College behauptet nämlich, ich habe das Glas betrügerischerweise unterschlagen. Dies ist aber eine grobe, unverschämte Lüge, und wenn ich auch wirklich weiß, daß ihm das Glas bei der Aushändigung abhanden gekommen ist, so kann ich doch auf Ehre und Gewissen betheuern, daß ich nicht schuld daran bin, auch durchaus nicht begreife, wie das hat geschehen können. Das Glas ist nämlich gar nicht so klein, da ein Pulverkorn nur höchstens achtmal größer sein mag. — Seht, Freund Pepusch, nun habe ich Euch mein ganzes Vertrauen geschenkt; nun wißt Ihr, daß Dörtje Elverdink keine andere ist als eben die ins Leben zurückgerufene Prinzessin Gamaheh;

nun seht Ihr ein, daß ein schlichter junger Mann wie Ihr wol auf solch eine hohe mystische Verbindung keinen . . ."

„Halt!" unterbrach Georg Pepusch den Flohbändiger, indem er ihn etwas satanisch anlächelte, „halt! Ein Vertrauen ist des andern werth, und so will ich Euch meinerseits denn vertrauen, daß ich das Alles, was Ihr mir da erzählt habt, schon viel früher und besser wußte als Ihr. Nicht genug kann ich mich über Eure Beschränktheit, über Eure alberne Anmaßung verwundern. Vernehmt, was Ihr längst erkennen mußtet, wäre es außer dem, was die Glasschleiferei betrifft, mit Eurer Wissenschaft nicht so schlecht bestellt; vernehmt, daß ich selbst die Distel Zeherit bin, welche dort stand, wo die Prinzessin Gamaheh ihr Haupt niedergelegt hatte, und von der Ihr gänzlich zu schweigen für gut gefunden habt." —

„Pepusch," rief der Flohbändiger, „seid Ihr bei Sinnen? Die Distel Zeherit blüht im fernen Indien, und zwar in dem schönen, von hohen Bergen umschlossenen Thale, wo sich zuweilen die weisesten Magier der Erde zu versammeln pflegen. Der Archivarius Lindhorst kann Euch darüber am Besten belehren.*) Und Ihr, den ich hier im Polenröckchen zum Schulmeister laufen gesehen, den ich als vor lauter Studiren und Hungern vermagerten, vergelbten Jenenser gekannt, Ihr wollt die Distel Zeherit sein? Das macht einem Anderen weis, aber mich laßt damit in Ruhe!" —

„Was Ihr," sprach Pepusch lächelnd, „was Ihr doch für ein weiser Mann seid, Leeuwenhoeck! Nun, haltet von meiner Person, was Ihr wollt; aber seid nicht albern genug, zu leugnen, daß die Distel Zeherit in dem Augenblick, da sie Gamaheh's süßer Athem traf, in glühender Liebe und Sehnsucht erblühte, und daß, als sie die Schläfe der holden Prinzessin berührte, diese auch süß träumend in Liebe kam! Zu spät gewahrte die Distel den Egelprinzen, den sie sonst mit ihren Stacheln augenblicklich getödtet hätte. Doch wär' es ihr mit Hilfe der Wurzel Mandragora gelungen, die Prinzessin wieder in das Leben zurückzubringen, kam nicht der

*) S. Hoffmann's Märchen „Der goldene Topf." (Phantasiestücke II; Werke, Thl. 6, S. 64 ff.) — A. d. H.

tölpische Genius Thetel dazwischen mit seinen ungeschickten Rettungsversuchen. Wahr ist es, daß Thetel im Zorn in die Salzmeste griff, die er auf Reisen gewöhnlich am Gürtel zu tragen pflegt wie Pantagruel*) seine Gewürzbarke, und eine tüchtige Hand voll Salz nach dem Egelprinzen warf, ganz falsch aber, daß er ihn dadurch getödtet haben sollte. Alles Salz fiel in den Schlamm, nicht ein einziges Körnlein traf den Egelprinzen, den die Distel Zeherit mit ihren Stacheln tödtete, so den Tod der Prinzessin rächte und sich dann selbst dem Tode weihte. Blos der Genius Thetel, der sich in Dinge mischte, die ihn nichts angingen, ist daran schuld, daß die Prinzessin so lange im Blumenschlaf liegen mußte; die Distel Zeherit erwachte viel früher. Denn Beider Tod war nur die Betäubung des Blumenschlafs, aus der sie ins Leben zurückkehren durften, wiewol in anderer Gestalt. Das Maß Eures gröblichen Irrthums würdet Ihr nämlich voll machen, wenn Ihr glauben solltet, daß die Prinzessin Gamaheh völlig so gestaltet war, wie es jetzt Dörtje Elverdink ist, und daß Ihr es waret, der ihr das Leben wiedergab. Es ging Euch so, mein guter Leeuwenhoeck, wie dem ungeschickten Diener in der wahrhaft merkwürdigen Geschichte von den drei Pomeranzen,**) der zwei Jungfrauen aus den Pomeranzen befreite, ohne sich vorher des Mittels versichert zu haben, sie am Leben zu erhalten, und die dann vor seinen Augen elendiglich umkamen. Nicht Ihr, nein Jener, der Euch entlaufen, dessen Verlust Ihr so hart fühlt und bejammert, der war es, der das Werk vollendete, welches Ihr ungeschickt genug begonnen." —

„Ha," schrie der Flohbändiger ganz außer sich, „ha, meine Ahnung! — Aber Ihr, Pepusch, Ihr, dem ich so viel Gutes erzeigt, Ihr seid mein ärgster, schlimmster Feind; das sehe ich nun wohl ein. Statt mir zu rathen, statt mir beizustehen in meinem Unglück, tischt Ihr mir allerlei unziemliche Narrens-

---

*) In dem satyrischen Roman: Gargantua und Pantagruel von Franz Rabelais, geb. 1495, gest. in Paris 1553. —

**) Ein Märchen von dem Venetianer Carlo Gozzi (1722—1806). Vgl. über dessen Inhalt Hoffmann's „Seltsame Leiden eines Theaterdirectors" (a. E. dieses Bandes). — A. d. H.

possen auf.“ — „Die Narrenspossen auf Euren Kopf!“ schrie Pepusch ganz erbost; „zu spät werdet Ihr Eure Thorheit bereuen, einbildischer Charlatan! Ich gehe, Dörtje Elverdink aufzusuchen. Doch damit Ihr nicht noch mehr ehrliche Leute vexirt“ . . .

Pepusch faßte nach der Schraube, die das ganze mikroskopische Maschinenwerk in Bewegung setzte. „Bringt mich nur gleich ums Leben!“ kreischte der Flohbändiger; doch in dem Augenblicke krachte auch Alles zusammen, und ohnmächtig stürzte der Flohbändiger zu Boden. —

„Wie mag es geschehen,“ sprach Georg Pepusch zu sich selbst, als er auf der Straße war, „daß Einer, der über ein hübsches warmes Zimmer, über ein wohl aufgeklopftes Bette gebietet, sich zur Nachtzeit in dem ärgsten Sturm und Regen auf den Straßen herumtreibt? ‚Wenn er den Hausschlüssel vergessen, und wenn überdem Liebe, thörichtes Verlangen ihn jagt,‘“ — so mußte er sich selbst antworten. Thöricht kam ihm nämlich jetzt sein ganzes Beginnen vor. Er erinnerte sich des Augenblicks, als er Dörtje Elverdink zum ersten Mal gesehen. Vor mehreren Jahren zeigte nämlich der Flohbändiger seine Kunststückchen in Berlin und hatte nicht geringen Zuspruch, so lange die Sache neu blieb. Bald hatte man sich aber an den cultivirten und exercirten Flöhen satt gesehen; man hielt nun nicht einmal die Schneider-, Riemer-, Sattler-, Waffenarbeit zum Gebrauch der kleinen Personen für so gar bewunderungswürdig, unerachtet man erst von Unbegreiflichkeit, zauberischem Wesen gesprochen, und der Flohbändiger schien ganz in Vergessenheit zu gerathen. Bald hieß es aber, daß eine Nichte des Flohbändigers, die sonst noch gar nicht zum Vorschein gekommen, jetzt den Vorstellungen beiwohne. Diese Nichte sei aber solch ein schönes anmuthiges Mädchen und dabei so allerliebst geputzt, daß es gar nicht zu sagen. Die bewegliche Welt der jungen modernen Herren, welche als tüchtige Concertmeister in der Societät Ton und Tact anzugeben pflegen, strömte hin, und weil in dieser Welt nur die Extreme gelten, so weckte des Flohbändigers Nichte ein nie gesehenes Wunder. Bald war es

Ton, den Flohbändiger zu besuchen; wer seine Nichte nicht gesehen, durfte nicht mitsprechen, und so war dem Manne geholfen. Kein Mensch konnte sich übrigens in den Vornamen „Dörtje" finden, und da gerade zu der Zeit die herrliche Bethmann*) in der Rolle der „Aline, Königin von Golconda" alle hohe Liebenswürdigkeit, alle hinreißende Anmuth, alle weibliche Zartheit entwickelte, die dem Geschlechte nur eigen und ein Ideal des unnennbaren Zaubers schien, mit dem ein weibliches Wesen Alles zu entzücken vermag, so nannte man die Holländerin „Aline".

Zu der Zeit kam Georg Pepusch nach Berlin. Leeuwenhoeck's schöne Nichte war das Gespräch des Tages, und so wurde auch an der Wirthstafel des Hotels, in welchem Pepusch sich einlogirt, beinahe von nichts Anderem gesprochen als von dem kleinen reizenden Wunder, das alle Männer, jung und alt, ja, selbst die Weiber entzücke. Man drang in Pepusch, sich nur gleich auf die höchste Spitze alles jetzigen Treibens in Berlin zu stellen und die schöne Holländerin zu sehen. — Pepusch hatte ein reizbares, melancholisches Temperament; in jedem Genuß spürte er zu sehr den bitteren Beigeschmack, der freilich aus dem schwarzen stygischen Bächlein kommt, das durch unser ganzes Leben rinnt, und das machte ihn finster, in sich gekehrt, ja oft ungerecht gegen Alles, was ihn umgab. Man kann denken, daß auf diese Weise Pepusch wenig aufgelegt war, hübschen Mädchen nachzulaufen; er ging aber dennoch zu dem Flohbändiger, mehr um seine vorgefaßte Meinung, daß auch hier, wie so oft im Leben, nur ein seltsamer Wahn spuke, bewährt zu sehen, als des gefährlichen Wunders halber. Er fand die Holländerin gar hübsch, anmuthig, angenehm; indem er sie aber betrachtete, mußte er selbstgefällig seine Sagacität belächeln, vermöge der er schon errathen, daß die Köpfe, welche die Kleine vollends verdreht hatte, schon von Haus aus ziemlich wackelicht gewesen sein mußten.

*) Friederike Auguste B., geb. Flittner (1766—1814), erlangte als klassische Schauspielerin in Berlin großen Beifall. Ihr erster Mann war der Komiker Unzelmann, ihr zweiter der Schauspieler Heinrich Eduard Bethmann. — A. d. H.

Die Schöne hatte den leichten ungezwungenen Ton, der von der feinsten socialen Bildung zeugt, ganz in ihrer Gewalt; mit jener liebenswürdigen Koketterie, die Dem, welchem sie vertraulich die Fingerspitze hinreicht, zugleich den Muth benimmt, sie zu erfassen, wußte das kleine holde Ding die sie von allen Seiten Bestürmenden ebenso anzuziehen, als in den Grenzen des zartesten Anstandes zu erhalten.

Niemand kümmerte sich um den fremden Pepusch, der Muße genug fand, die Schöne in ihrem ganzen Thun und Wesen zu beobachten. Indem er aber länger und länger ihr in das holde Gesichtchen guckte, regte sich in dem tiefsten Hintergrunde des inneren Sinnes eine dumpfe Erinnerung, als habe er die Holländerin irgendwo einmal gesehen, wiewol in ganz anderen Umgebungen und anders gekleidet, so wie es ihm war, als sei er auch damals ganz anders gestaltet gewesen. Vergebens quälte er sich ab, diese Erinnerungen zu irgend einer Deutlichkeit zu bringen, wiewol der Gedanke, daß er die Kleine wirklich schon gesehen, immer mehr an Festigkeit gewann. Das Blut stieg ihm in das Gesicht, als ihn endlich Jemand leise anstieß und ihm ins Ohr lispelte: „Nicht wahr, Herr Philosoph, auch Sie hat der Blitzstrahl getroffen?" Es war sein Nachbar von der Wirthstafel her, dem er geäußert hatte, daß er die Ekstase, in die Alles versetzt sei, für einen seltsamen Wahnsinn halte, der ebenso schnell dahinschwinde als entstehe. — Pepusch bemerkte, daß, während er die Kleine unverwandten Auges angestarrt, der Saal leer geworden sei, so daß eben die letzten Personen davonschritten. Erst jetzt schien die Holländerin ihn zu gewahren; sie grüßte ihn mit anmuthiger Freundlichkeit. —

Pepusch wurde die Holländerin nicht los; er marterte sich ab in der schlaflosen Nacht, um nur auf die Spur jener Erinnerung zu kommen, indessen vergebens. Der Anblick der Schönen konnte allein ihn auf jene Spur bringen, so dachte er ganz richtig und unterließ nicht, gleich andern Tages und dann alle folgenden Tage zum Flohbändiger zu wandern und zwei, drei Stunden die hübsche Dörtje Elverdink anzustarren. —

Kann der Mann den Gedanken an ein liebenswürdiges Frauenzimmer, das seine Aufmerksamkeit erregte auf diese, jene Weise, nicht los werden, so ist das für ihn der erste Schritt zur Liebe, und so kam es denn auch, daß Pepusch in dem Augenblick, als er blos jener dunkeln Erinnerung nachzugrübeln glaubte, in die schöne Holländerin schon ganz verliebt war.

Wer wollte sich jetzt noch um die Flöhe kümmern, über welche die Holländerin, Alles an sich ziehend, den glänzendsten Sieg davongetragen hatte? Der Flohbändiger fühlte selbst, daß er mit seinen Flöhen eine etwas alberne Rolle spiele; er sperrte daher seine Mannschaft bis auf andere Zeiten ein und gab mit vielem Geschick seinem Schauspiel eine andere Gestalt, der schönen Nichte aber die Hauptrolle.

Der Flohbändiger hatte nämlich den glücklichen Gedanken gefaßt, Abendunterhaltungen anzuordnen, auf die man sich mit einer ziemlich hohen Summe abonnirte und in denen, nachdem er einige artige optische Kunststücke gezeigt, die fernere Unterhaltung der Gesellschaft seiner Nichte oblag. In vollem Maße ließ die Schöne ihr sociales Talent glänzen; dann nützte sie aber die kleinste Stockung, um durch Gesang, den sie selbst auf der Guitarre begleitete, der Gesellschaft einen neuen Schwung zu geben. Ihre Stimme war nicht stark, ihre Methode nicht grandios, oft wider die Regel; aber der süße Ton, die Klarheit, Nettigkeit ihres Gesanges entsprachen ganz ihrem holden Wesen, und vollends, wenn sie unter den schwarzen seidenen Wimpern den schmachtenden Blick wie feuchten Mondesstrahl hineinleuchten ließ unter die Zuhörer, da wurde Jedem die Brust enge, und selbst der Tadel des eigensinnigsten Pedanten mußte verstummen.

Pepusch setzte in diesen Abendunterhaltungen sein Studium eifrig fort, das heißt, er starrte zwei Stunden lang die Holländerin an und verließ dann mit den Uebrigen den Saal.

Einmal stand er der Holländerin näher als gewöhnlich und hörte deutlich, wie sie zu einem jungen Manne sprach: „Sagen Sie mir, wer ist dieses leblose Gespenst, das mich jeden Abend stundenlang anstarrt und dann lautlos verschwindet?"

Pepusch fühlte sich tief verletzt, tobte und lärmte auf

seinem Zimmer, stellte sich so ungeberdig, daß kein Freund ihn in diesem tollen Wesen wiedererkannt haben würde. Er schwur hoch und theuer, die boshafte Holländerin niemals wieder zu sehen, unterließ aber nicht, gleich am andern Abend sich zur gewöhnlichen Stunde bei Leeuwenhoeck einzufinden und wo möglich die schöne Dörtje mit noch erstarrterem Blick anzugaffen. Schon auf der Treppe war er freilich darüber sehr erschrocken, daß er eben die Treppe hinaufstieg, und hatte in aller Schnelligkeit den weisen Vorsatz gefaßt, sich wenigstens von dem verführerischen Wesen ganz entfernt zu halten. Diesen Vorsatz führte er auch wirklich aus, indem er sich in einen Winkel des Saales verkroch; der Versuch, die Augen niederzuschlagen, mißglückte aber durchaus, und wie gesagt, noch starrer als sonst schaute er der Holländerin in die Augen.

Selbst wußte er nicht, wie es geschah, daß Dörtje Elverdink plötzlich in seinem Winkel dicht neben ihm stand.

Mit einem Stimmlein, das süß lispelnde Melodie war, sprach die Holde: „Ich erinnere mich nicht, mein Herr, Sie schon anderwärts gesehen zu haben als hier in Berlin, und doch finde ich in den Zügen Ihres Antlitzes, in Ihrem ganzen Wesen so viel Bekanntes. Ja, es ist mir, als wären wir vor gar langer Zeit einander ganz befreundet gewesen, jedoch in einem sehr fernen Lande und unter ganz andern seltsamen Umständen. Ich bitte Sie, mein Herr, reißen Sie mich aus der Ungewißheit, und täuscht mich nicht vielleicht eine Aehnlichkeit, so lassen Sie uns das freundschaftliche Verhältniß erneuern, das in dunkler Erinnerung ruht wie ein schöner Traum!"

Dem Herrn Georg Pepusch wurde bei diesen anmuthigen Worten der schönen Holländerin gar sonderbar zu Muthe. Die Brust ward enge, und indem ihm die Stirn brannte, fröstelte es ihn durch alle Glieder, als läg' er im stärksten Fieber. Wollte das auch nun nichts Anderes bedeuten, als daß Herr Pepusch in die Holländerin bis über den Kopf verliebt war, so gab es doch noch eine andere Ursache des durchaus verwirrten Zustandes, der ihm alle Sprache, ja beinahe alle Besinnung raubte. Sowie nämlich Dörtje Elverdink davon sprach, daß sie glaube, vor langer Zeit ihn schon gekannt zu

haben, war es ihm, als würde in seinem Innern wie in einer Laterna magica plötzlich ein anderes Bild vorgeschoben, und er erblicke ein weit entferntes Sonst, das lange zurückliege hinter der Zeit, als er zum ersten Mal Muttermilch gekostet, und in welchem er selbst doch ebenso gut wie Dörtje Elverdink sich rege und bewege. Genug, — der Gedanke, der sich eben durch vieles Denken erst recht klar und fest gestaltete, blitzte in diesem Augenblick auf, und dieser Gedanke war nichts Geringeres, als daß Dörtje Elverdink die Prinzessin Gamaheh, Tochter des Königs Sekakis, sei, die er schon in der grünen Zeit geliebt, da er noch die Distel Zeherit gewesen. Gut war es, daß er diesen Gedanken andern Leuten nicht sonderlich mittheilte; man hätte ihn sonst vielleicht für wahnsinnig gehalten und eingesperrt, wiewol die fixe Idee eines Partiell-Wahnsinnigen oft nichts Anderes sein mag als die Ironie eines Seins, welches dem jetzigen vorausging.

„Aber, mein Himmel, Sie scheinen ja stumm, mein Herr!" so sprach die Kleine, indem sie mit den niedlichsten Fingerchen Georg's Brust berührte. Doch aus den Spitzen dieser Finger fuhr ein elektrischer Strahl dem Georg bis ins Herz hinein, und er erwachte aus seiner Betäubung. In voller Ekstase ergriff er die Hand der Kleinen, bedeckte sie mit glühenden Küssen und rief: „Himmlisches, göttliches Wesen!" u. s. w. Der geneigte Leser wird wol sich denken können, was Herr Georg Pepusch in diesem Augenblick noch Alles gerufen.

Es genügt, zu sagen, daß die Kleine Georg's Liebesbetheuerungen so aufnahm, wie er es nur wünschen konnte, und daß die verhängnißvolle Minute im Winkel des Leeuwenhoeck'schen Saales ein Liebesverhältniß gebar, das den guten Herrn Georg Pepusch erst in den Himmel, dann aber der Abwechselung wegen in die Hölle versetzte. War nämlich Pepusch melancholischen Temperaments und dabei mürrisch und argwöhnisch, so konnt' es nicht fehlen, daß Dörtje's Betragen ihm Anlaß gab zu mancher Eifersüchtelei. Gerade diese Eifersüchtelei reizte aber Dörtje's etwas schalkischen Humor, und es war ihre Lust, den armen Herrn Georg Pepusch auf die sinnreichste Weise zu quälen. Da nun aber jedes Ding nur bis zu einer

gewissen Spitze getrieben werden kann, so kam es denn auch zuletzt bei Pepusch zum Ausbruch des lang verhaltenen Ingrimms. Er sprach nämlich einmal gerade von jener wunderbaren Zeit, da er als Distel Zeherit die schöne Holländerin, die damals die Tochter des Königs Sekakis gewesen, so innig geliebt, und gedachte mit aller Begeisterung der innigsten Liebe, daß eben jenes Verhältniß, der Kampf mit dem Egelprinzen ihm schon das unbestrittenste Recht auf Dörtje's Hand gegeben. Dörtje Elverdink versicherte, wie sie sich jener Zeit, jenes Verhältnisses gar wohl erinnere und die Ahnung davon zuerst wieder in ihre Seele gekommen, als Pepusch sie mit dem Distelblick angeschaut. Die Kleine wußte so anmuthig von diesen wunderbaren Dingen zu reden, sie that so begeistert von der Liebe zu der Distel Zeherit, die dazu bestimmt gewesen, in Jena zu studiren und dann in Berlin die Prinzessin Gamaheh wiederzufinden, daß Herr Georg Pepusch im Eldorado alles Entzückens zu sein glaubte. Das Liebespaar stand am Fenster, und die Kleine litt es, daß der verliebte Georg den Arm um sie schlang. In dieser vertraulichen Stellung kos'ten sie mit einander; denn zum Gekose wurde das träumerische Reden von den Wundern in Famagusta. Da begab es sich, daß ein sehr hübscher Officier von den Garde-Husaren in funkelnagelneuer Uniform vorüberging und die Kleine, die er aus den Abendgesellschaften kannte, sehr freundlich grüßte. Dörtje hatte die Augen halb geschlossen und das Köpfchen abgewendet von der Straße; man hätte denken sollen, daß es ihr unmöglich sein müßte, den Officier zu gewahren; aber mächtig ist der Zauber einer neuen glänzenden Uniform. Die Kleine, vielleicht schon erregt durch das bedeutungsvolle Klappern des Säbels auf dem Steinpflaster, öffnete die Aeugelein hell und klar, wand sich aus Georg's Arm, riß das Fenster auf, warf dem Officier ein Kußhändchen zu und schaute ihm nach, bis er um die Ecke verschwunden.

„Gamaheh," schrie die Distel Zeherit ganz außer sich, „Gamaheh, was ist das? Spottest Du meiner? Ist das die Treue, die Du Deiner Distel angelobt?" — Die Kleine drehte sich auf dem Absatz herum, schlug ein helles Gelächter

auf und rief: „Geht, geht, Georg! Bin ich die Tochter des würdigen alten Königs Sekakis, seid Ihr die Distel Zeherit, so ist jener allerliebste Officier der Genius Thetel, der mir eigentlich viel besser gefällt als die traurige stachlichte Distel." — Damit sprang die Holländerin fort durch die Thüre. Georg Pepusch gerieth aber, wie man denken kann, sofort in Wuth und Verzweiflung und rannte wild die Treppe hinab, zum Hause hinaus, als hetzten ihn tausend Teufel. Das Geschick wollt' es, daß Georg einem Freunde begegnete, der in einer Postkalesche saß und fort wollte. „Halt, ich reise mit Euch!" rief die Distel Zeherit, flog schnell nach Hause, zog einen Ueberrock an, steckte Geld ein, gab den Stubenschlüssel der Wirthin, setzte sich in die Kalesche hinein und fuhr mit dem Freunde vondannen.

Unerachtet dieser feindseligen Trennung war aber die Liebe zur schönen Holländerin in Georg's Brust ganz und gar nicht erloschen, und ebenso wenig konnte er sich entschließen, die gerechten Ansprüche aufzugeben, die er als Distel Zeherit auf Gamaheh's Hand und Herz zu haben glaubte. Er erneuerte daher diese Ansprüche, als er nach etlichen Jahren wiederum im Haag mit Leeuwenhoeck zusammentraf, und wie eifrig er sie auch in Frankfurt verfolgte, hat der geneigte Leser bereits erfahren. — —

Ganz trostlos rannte Herr Georg Pepusch in der Nacht durch die Gassen, als der flackernde, ungewöhnlich helle Schein eines Lichtes, der durch die Spalte eines Fensterladens im untern Stock eines ansehnlichen Hauses auf die Straße fiel, seine Aufmerksamkeit erregte. Er glaubte, es müsse in der Stube brennen, und schwang sich daher am Gitterwerk hinauf, um in die Stube zu schauen. Grenzenlos war aber sein Erstaunen über das, was er erblickte.

Ein helles, lustiges Feuer loderte in dem Kamin, der dem Fenster geradeüber gelegen; vor diesem Kamin saß oder lag vielmehr in einem breiten altväterischen Lehnstuhl die kleine Holländerin, geputzt wie ein Engel. Sie schien zu schlummern, während ein sehr alter ausgetrockneter Mann vor dem Feuer kniete und Brill' auf der Nase in einen Topf guckte, in welchem

er wahrscheinlich irgend ein Getränk kochte. Pepusch wollte sich noch höher hinaufschwingen, um besser die Gruppe ins Auge zu fassen, fühlte sich indessen bei den Beinen gepackt und mit Gewalt heruntergezogen. Eine barsche Stimme rief: „Seht mal den Spitzbuben! Das wäre mir recht! Fort, Patron, ins Hundeloch!“ Es war der Nachtwächter, der Georg bemerkt hatte, wie er an das Fenster hinanklimmte, und nichts Anderes vermuthen konnte, als daß er einbrechen wolle ins Haus. Aller Protestationen ungeachtet, wurde Herr Georg Pepusch von dem Wächter, dem die herbeieilende Patrouille zu Hilfe gekommen war, fortgeschleppt, und auf diese Weise endete seine nächtliche Wanderung fröhlich in der Wachtstube.

Drittes Abenteuer.

Erscheinung eines kleinen Ungeheuers. — Fernere Erläuterungen über die Schicksale der Prinzessin Gamaheh. — Merkwürdiges Freundschaftsbündniß, welches Herr Peregrinus Tyß eingeht, und Aufschluß, wer der alte Herr ist, der in seinem Hause zur Miethe wohnt. — Sehr wunderbare Wirkung eines ziemlich kleinen mikroskopischen Glases. — Unvermuthetete Verhaftung des Helden der Geschichte.

Wer solche Dinge an einem Abende erfahren hat wie Herr Peregrinus Tyß, ja, wer sich in solcher Stimmung befindet wie er, kann ganz unmöglich gut schlafen. Unruhig wälzte Herr Peregrinus sich auf seinem Lager, und wenn er in das Deliriren gerieth, das dem Schlaf vorherzugehen pflegt, so hatte er wieder das kleine holde Wesen in den Armen und fühlte heiße, glühende Küsse auf seinen Lippen. Dann fuhr er auf und glaubte noch wachend, Alinens liebliche Stimme zu hören. In brünstiger Sehnsucht wünschte er, sie möge nicht entflohen sein, und doch fürchtete er wieder, sie werde gleich hereintreten und ihn verstricken in ein unauflös-

liches Netz. Dieser Kampf widersprechender Gefühle beklemmte seine Brust und erfüllte sie zugleich mit süßer, nie gekannter Angst.

„Schlaft nicht, Peregrinus, schlaft nicht, edler Mann! Ich muß augenblicklich mit Euch reden," so lispelte es dicht vor Peregrinus, und immerfort: „Schlaft nicht, schlaft nicht!" bis er endlich die Augen aufschlug, die er geschlossen, nur um die holde Aline deutlicher zu sehen.

In dem Schimmer der Nachtlampe gewahrte er ein kleines, kaum spannenlanges Ungeheuer, das auf seiner weißen Bettdecke saß, und vor dem er sich im ersten Augenblick entsetzte; dann griff er aber muthig mit der Hand darnach, um sich zu überzeugen, ob seine Phantasie ihn nicht täusche. Doch sogleich war das kleine Ungeheuer spurlos verschwunden.

Konnte die genaue Porträtirung der schönen Aline, Dörtje Elverdink oder Prinzessin Gamaheh — denn daß eine und dieselbe Person sich nur scheinbar in drei Personen zerspaltet, weiß der geneigte Leser schon längst, — füglich unterbleiben, so ist dagegen es durchaus nöthig, ganz genau das kleine Ungeheuer zu beschreiben, das auf der Bettdecke saß und dem Herrn Peregrinus einiges Entsetzen verursachte.

Wie schon erwähnt, war die Creatur kaum eine Spanne lang; in dem Vogelkopf staken ein Paar runde, glänzende Augen, und aus dem Sperlingsschnabel starrte noch ein langes spitzes Ding wie ein dünnes Rappier hervor; dicht über dem Schnabel streckten sich zwei Hörner aus der Stirne. Der Hals begann dicht unter dem Kopf auch vogelartig, wurde aber immer dicker, so daß er ohne Unterbrechung der Form zum unförmlichen Leibe wuchs, der beinahe die Gestalt einer Haselnuß hatte und mit dunkelbraunen Schuppen bedeckt schien wie der Armadill.*) Das Wunderlichste und Seltsamste war aber wol die Gestaltung der Arme und Beine. Die ersteren hatten zwei Gelenke und wurzelten in den beiden Backen der Creatur dicht bei dem Schnabel. Gleich unter diesen Armen befand sich ein Paar Füße und dann weiterhin noch ein Paar, beide zweigelenkig wie die Arme.

---

*) Gürtelthier (in Südamerika). — A. d. H.

Diese letzten Füße schienen aber diejenigen zu sein, auf deren Tüchtigkeit die Creatur sich eigentlich verließ; denn außerdem, daß diese Füße merklich länger und stärker waren als die andern, so trug die Creatur auch an denselben sehr schöne goldene Stiefel mit diamantenen Sporen.

War nun, wie gesagt, das kleine Ungeheuer spurlos verschwunden, sowie Peregrinus darnach faßte, so hätte er gewiß Alles für Täuschung seiner aufgeregten Sinne gehalten, wäre nicht gleich unten in der Ecke des Bettes eine leise Stimme hörbar geworden, die sich also vernehmen ließ: „Mein Herr Peregrinus Tyß, sollte ich mich in Euch geeirrt haben? Ihr handeltet gestern an mir so edel, und jetzt, da ich Euch meine Dankbarkeit beweisen will, greift Ihr nach mir mit mörderischer Hand? — Doch vielleicht mißfiel Euch meine Gestalt, und ich that Verkehrtes, mich Euch mikroskopisch zu zeigen, damit Ihr mich nur gewiß bemerken solltet, welches nicht so leicht ist, als Ihr wol denken möchtet. Ebenso wie vorher, sitze ich jetzt auf Eurer weißen Bettdecke, und Ihr seht mich doch ganz und gar nicht. Nehmt's nicht übel, Peregrinus, aber Eure Sehnerven sind wahrlich ein Wenig zu grob für meine schlanke Taille. Doch versprecht mir nur, daß ich bei Euch sicher bin und daß Ihr nichts Feindseliges gegen mich unternehmen wollt, so werde ich Euch näher kommen und Manches erzählen, was zu erfahren Euch eben nicht unrecht sein wird.“ —

„Sagt mir,“ erwiderte Peregrinus Tyß der Stimme, „sagt mir nur erst, wer Ihr seid, guter unbekannter Freund! Das Uebrige wird sich dann wol finden. Versichern kann ich Euch indessen zum Voraus, daß irgend Feindseliges gar nicht in meiner Natur ist, und daß ich fortfahren werde, gegen Euch edel zu handeln, wiewol ich zur Zeit gar nicht begreifen kann, auf welche Weise ich schon jetzt Euch meinen Edelmuth bewiesen haben sollte. Bewahrt aber doch nur immer Euer Incognito; denn Euer Anblick ist eben nicht anmuthig.“ —

„Ihr seid,“ sprach die Stimme weiter, nachdem sie sich ein Wenig ausgeräuspert, „Ihr seid, ich wiederhole es mit Vergnügen, ein edler Mann, Herr Peregrinus, aber nicht son-

derlich tief eingedrungen in die Wissenschaft und überhaupt ein Wenig unerfahren, sonst hättet Ihr mich erkannt auf den ersten Blick. Ich könnte ein Wenig prahlerisch reden; ich könnte sagen, daß ich einer der mächtigsten Könige sei und über viele, viele Millionen herrsche. Aus angeborener Bescheidenheit und weil auch am Ende der Ausdruck ‚König‘ nicht recht paßlich, will ich es aber unterlassen. In dem Volk, an dessen Spitze zu stehen ich die Ehre habe, herrscht nämlich eine republikanische Verfassung. Ein Senat, der höchstens aus — fünfundvierzigtausendneunhundertundneunundneunzig Mitgliedern bestehen darf, der leichteren Uebersicht beim Votiren halber, vertritt die Stelle des Regenten; wer aber an der Spitze dieses Senates steht, führt, weil er in allen Dingen des Lebens zur Meisterschaft gelangt sein muß, wirklich den Namen ‚Meister‘. Ohne weitere Umschweife will ich es Euch denn nun entdecken, daß ich, der ich hier mit Euch spreche, ohne daß Ihr mich gewahrt, kein Anderer bin als der Meister Floh. — Daß Ihr mein Volk kennet, daran will ich nicht im Mindesten zweifeln; denn gewiß habt Ihr, würdiger Herr, schon so Manchen von meinem Volk mit Euerm eigenen Blut erfrischt und gestärkt. Bekannt muß es darum Euch wenigstens wol sein, daß mein Volk von einem beinahe unzähmbaren Freiheitssinn beseelt ist und recht eigentlich aus lauter leichtsinnigen Springinsfelden besteht, die geneigt sind, sich jeder soliden Gestaltung zu entziehen durch fortwährendes Hüpfen. Was für ein Talent dazu gehört, von einem solchen Volk Meister zu sein, werdet Ihr einsehen, Herr Peregrinus, und schon deshalb die gehörige Ehrfurcht vor mir haben. Versichert mir das, Herr Peregrinus, ehe ich weiter rede!“ —

Einige Augenblicke hindurch war es dem Herrn Peregrinus Tyß, als drehe sich in seinem Kopf ein großes Mühlrad, von brausenden Wellen getrieben. Dann wurde er aber ruhiger, und es wollte ihn bedünken, daß die Erscheinung der fremden Dame bei dem Buchbinder Lämmerhirt ebenso wunderbar als das, was sich jetzt begebe, und dies vielleicht eben nur die richtige Fortsetzung der seltsamen Geschichte sei, in die er verflochten.

Herr Peregrinus erklärte dem Meister Floh, daß er ihn schon jetzt seiner seltenen Gaben halber ganz ungemein verehre, und daß er um so begieriger sei, mehr von ihm zu erfahren, als seine Stimme sehr wohl klinge und eine gewisse Zartheit in der Rede seinen feinen, zierlichen Körperbau verrathe.

„Sehr danke ich Euch, bester Herr Tyß," fuhr Meister Floh fort, „für Eure gute Gesinnung und hoffe, Euch bald zu überzeugen, daß Ihr Euch in mir nicht geirrt habt. Damit Ihr erfahrt, bester Mann, welchen Dienst Ihr mir erwiesen habt, ist es indessen nöthig, Euch meine vollständige Biographie mitzutheilen. Vernehmt also! — Mein Vater war der berühmte . . . — Doch eben fällt mir ein, daß Lesern und Hörern die schöne Gabe der Geduld merklich ausgegangen ist, und daß ausführliche Lebensbeschreibungen, sonst am Mehrsten geliebt, jetzt verabscheut werden. Ich will daher, statt gründlich zu sein, nur flüchtig und episodisch dasjenige berühren, was auf meinen Aufenthalt bei Euch sich zunächst bezieht. Schon weil ich wirklich Meister Floh bin, müßt Ihr, theurer Herr Peregrinus, in mir einen Mann von der umfangreichsten Erudition, von der tiefsten Erfahrung in allen Zweigen des Wissens erkennen. Doch — nicht messen könnt Ihr den Grad meiner Wissenschaft nach Eurem Maßstabe, da Euch die wunderbare Welt unbekannt ist, in der ich mit meinem Volke lebe. In welches Erstaunen würdet Ihr gerathen, wenn Euer Sinn erschlossen werden sollte für diese Welt, die Euch das seltsamste, unbegreiflichste Zauberreich dünken würde! Eben daher möget Ihr es auch gar nicht befremdlich finden, wenn Alles, was aus jener Welt herstammt, Euch vorkommen wird wie ein verwirrtes Märchen, das ein müßiges Gehirn ausgebrütet. Laßt Euch aber dadurch nicht irre machen, sondern traut meinen Worten! — Seht, mein Volk ist Euch Menschen in manchen Dingen weit überlegen, z. B. was Durchschauen der Geheimnisse der Natur, Stärke, geistige und körperliche Gewandtheit betrifft. Doch auch wir haben Leidenschaften, und diese sind, so wie bei Euch, gar oft die Quelle des Ungemachs, ja gänzlichen Verderbens. So war auch ich von meinem Volke geliebt, ja angebetet; mein Meisterthum

hätte mich auf die höchste Stufe des Glücks bringen können, verblendete mich nicht eine unglückliche Leidenschaft zu einer Person, die mich ganz und gar beherrschte, ohne jemals meine Gattin werden zu können. Man wirft überhaupt unserm Geschlecht eine ganz besondere, die Schranken des Anstandes überschreitende Vorliebe für das schöne Geschlecht vor. Mag dieser Vorwurf auch gegründet sein, so weiß auf der andern Seite Jeder ... — Doch ohne weitere Umschweife! — Ich sah des Königs Sekakis Tochter, die schöne Gamaheh, und wurde augenblicklich so entsetzlich verliebt in sie, daß ich mein Volk, mich selbst vergaß und nur in der Wonne lebte, auf dem schönsten Halse, auf dem schönsten Busen herumzuhüpfen und die Holde mit süßen Küssen zu kitzeln. Oft haschte sie mit den Rosenfingern nach mir, ohne mich jemals fangen zu können. Dies dünkte mir anmuthiges Kosen, liebliche Tändelei beglückter Liebe. Wie thöricht ist der Sinn eines Verliebten, ist dieser auch selbst der Meister Floh! Es genügt, zu sagen, daß die arme Gamaheh von dem häßlichen Egelprinzen überfallen wurde, der sie zu Tode küßte. Mir wär' es aber gelungen, die Geliebte zu retten, hätten sich nicht ein einfältiger Prahlhans und ein ungeschickter Tölpel ohne Beruf in die Sache gemischt und Alles verdorben. Der Prahlhans war aber die Distel Zeherit und der Tölpel der Genius Thetel. Als sich der Genius Thetel mit der entschlummerten Prinzessin in die Lüfte erhob, klammerte ich mich fest an die Brüsseler Kanten, die sie gerade um den Hals trug, und war so Gamaheh's treuer Reisegefährte, ohne von dem Genius bemerkt zu werden. Es geschah, daß wir über zwei Magier wegflogen, die auf einem hohen Thurm gerade den Lauf der Gestirne beobachteten. Da richtete der eine dieser Magier sein Glas so scharf auf mich, daß ich schier von dem Schein des magischen Instrumentes geblendet wurde. Mich überfiel ein starker Schwindel; vergebens suchte ich mich festzuhalten. Ich stürzte rettungslos hinab aus der entsetzlichen Höhe und fiel dem beobachtenden Magier gerade auf die Nase. Nur meine Leichtigkeit, meine außerordentliche Gewandtheit erhielten mich am Leben.

„Noch war ich zu betäubt, um von des Magiers Nase herabzuhüpfen und mich ganz in Sicherheit zu setzen, als der Unhold, der verrätherische Leeuwenhoeck — der war der Magier — mich geschickt mit den Fingern erhaschte und sogleich in ein Nußwurm'sches Universal-Mikroskop setzte. Unerachtet es Nacht war und er daher die Lampe anzünden mußte, war er doch ein viel zu geübter Beobachter und viel zu tief eingedrungen in die Wissenschaft, um nicht sogleich mich als den Meister Floh zu erkennen. Hoch erfreut, daß ein glücklicher Zufall ihm diesen vornehmen Gefangenen in die Hände gespielt, entschlossen, allen Vortheil daraus zu ziehen, der nur möglich, schlug er mich Aermsten in Ketten, und so begann eine qualvolle Gefangenschaft, aus der ich durch Euch, Herr Peregrinus Tyß, erst gestern Vormittag befreit wurde. — Mein Besitz gab dem fatalen Leeuwenhoeck volle Macht über meine Vasallen, die er bald schaarenweise um sich her versammelte und mit barbarischer Härte eine sogenannte Cultur einführte, die uns bald um alle Freiheit, um allen Genuß des Lebens brachte. Was die Schulstudien und überhaupt die Wissenschaften und Künste betrifft, so fand Leeuwenhoeck gar bald zu seinem Erstaunen und Aerger, daß wir beinah gelehrter waren als er selbst; die höhere Cultur, die er uns aufzwang, bestand aber vorzüglich darin, daß wir durchaus was werden, wenigstens was vorstellen mußten. Eben dieses Waswerden, dieses Wasvorstellen führte eine Menge Bedürfnisse herbei, die wir sonst gar nicht gekannt hatten, und die wir nun im Schweiß unsers Angesichts erringen mußten. Zu Staatsmännern, Kriegsleuten, Professoren, und was weiß ich Alles, schuf uns der grausame Leeuwenhoeck um. Diese mußten einhertreten in der Tracht des verschiedenen Standes, mußten Waffen tragen u. s. w. So entstanden aber unter uns Schneider, Schuster, Friseurs, Sticker, Knopfmacher, Waffenschmiede, Gürtler, Schwertfeger, Stellmacher und eine Menge anderer Professionisten, die nur arbeiteten, um einen unnöthigen, verderblichen Luxus zu befördern. Am Allerschlimmsten war es, daß Leeuwenhoeck nichts im Auge hatte als seinen eigenen Vortheil, daß er uns cultivirte Leute den Menschen zeigte und sich Geld

dafür bezahlen ließ. Ueberdies aber kam unsere Cultur ganz auf seine Rechnung, und er erhielt die Lobsprüche, die uns allein gebührten. Recht gut wußte Leeuwenhoeck, daß mit meinem Verlust auch seine Herrschaft über mein Volk ein Ende hatte; um so fester verschlang er daher den Zauber, der mich an ihn bannte, und um so quälender war meine unglückliche Gefangenschaft.

„Mit heißer Sehnsucht dachte ich an die holde Gamaheh und sann auf Mittel, Nachricht von ihrem Schicksal zu erhalten. Was aber der schärfste Verstand nicht zu ersinnen vermochte, das führte die Gunst des Zufalls von selbst herbei. Meines Magiers Freund und Bundesgenosse, der alte Swammerdam,*) hatte die Prinzessin Gamaheh in dem Blumenstaube einer Tulpe entdeckt und diese Entdeckung dem Freunde mitgetheilt. Durch Mittel, die ich Euch, guter Herr Peregrinus Tyß, weiter zu entwickeln unterlasse, da Ihr nicht sonderlich viel davon verstehen würdet, gelang es dem Herrn, der Prinzessin natürliche Gestalt wiederherzustellen und sie ins Leben zurückzurufen. Am Ende waren aber doch beide hochweise Herren ebenso ungeschickte Tölpel wie der Genius Thetel und die Distel Zeherit. Sie hatten nämlich im Eifer die Hauptsache vergessen, und so kam es, daß die Prinzessin in demselben Augenblick, als sie zum Leben erwacht, wiederum todt niedersinken wollte. Ich allein wußte, woran es lag. Die Liebe zur schönen Gamaheh, die in meiner Brust emporgelodert stärker als jemals, gab mir Riesenkraft. Ich zerriß meine Ketten; ich sprang mit einem mächtigen Satz der Holden auf die Schulter, — nur ein einziger kleiner Stich genügte, das stockende Blut in Wallung zu setzen. Sie lebte.

„Nun muß ich Euch aber sagen, Herr Peregrinus Tyß, daß dieser Stich wiederholt werden muß, wenn die Prinzessin in Schönheit und Jugend fortblühen soll; sie würde entgegengesetzten Falls in wenigen Monaten zusammenschrumpfen zum

*) Joh. Sw. (1637—1685), großer Naturforscher, besonders Entomolog (Insectenkenner), in Amsterdam, Verfasser der Biblia naturae, einer Geschichte der Insecten in zwei Bänden und anderer Werke. — A. d. H.

alten abgelebten Mütterlein. Deshalb bin ich ihr, das werdet Ihr einsehen, ganz unentbehrlich, und nur aus der Furcht, mich zu verlieren, läßt sich der schwarze Undank erklären, mit dem Gamaheh meine Liebe lohnte. Sie lieferte mich nämlich ohne Weiteres dem abscheulichen Quälgeist, dem Leeuwenhoeck, aus, der mich in stärkere Fesseln schlug, als ich sie je getragen, jedoch zu seinem eigenen Verderben.

„Trotz aller Vorsicht des alten Leeuwenhoeck und der schönen Gamaheh gelang es mir endlich dennoch, in einer unbewachten Stunde aus meinem Kerker zu entspringen. Hinderten mich auch die schweren Reiterstiefel, die ich nicht Zeit hatte, von den Füßen abzustreifen, sehr an der Flucht, so kam ich doch glücklich bis in die Bude des Spielsachenkrämers, bei dem Ihr Waaren einkauftet. Nicht lange dauerte es, so trat zu meinem nicht geringen Schreck auch Gamaheh in den Laden. Ich hielt mich für verloren. Ihr allein konntet mich retten, edler Herr Peregrinus. Ich klagte Euch leise meine Noth, und Ihr wart gütig genug, mir eine Schachtel zu öffnen, in die ich schnell hineinhüpfte und die Ihr dann ebenso schnell mit Euch nahmet. Gamaheh suchte mich vergebens und erfuhr erst viel später, wie und wohin ich geflüchtet. Sowie ich in Freiheit war, hatte Leeuwenhoeck auch die Macht über mein Völklein verloren. Alle befreiten sich, entschlüpften und ließen dem Tyrannen zum Hohn Pfefferkörner, Obstkerne und dergleichen mehr in den Kleidern stecken. Nochmals meinen herzlichen Dank, guter, edler Herr Peregrinus, für die große Wohlthat, die Ihr mir erzeigt habt und die ich zu schätzen weiß wie Keiner. Erlaubt, daß ich mich als ein freier Mann wenige Zeit bei Euch aufhalte! Ich kann Euch in manchen recht wichtigen Angelegenheiten Eures Lebens so nützlich sein, als Ihr es kaum denken möget. Zwar könnte es für gefährlich zu achten sein, daß Ihr in heftiger Liebe entbrannt seid zu dem holden Wesen ..."

„Was sagt Ihr?" unterbrach Peregrinus den kleinen Unsichtbaren, „was sagt Ihr, Meister? Ich — ich entbrannt in Liebe?" —

„Es ist nicht anders," fuhr Meister Floh fort. „Denkt

Euch mein Entsetzen, meine Angst, als Ihr gestern eintratet mit der Prinzessin in den Armen, ganz erhitzt von wilder Leidenschaft, — als sie alle Verführungskünste anwandte, die ihr leider nur zu sehr zu Gebote stehen, um Euch zu meiner Auslieferung zu bewegen! Doch erst da erkannte ich Eure Großmuth im ganzen Umfange, als Ihr standhaft bliebt, als Ihr geschickt so thatet, als wüßtet Ihr gar nichts von meinem Aufenthalt bei Euch, als verständet Ihr gar nicht, was die Prinzessin eigentlich von Euch verlange." —

„Das," unterbrach Peregrinus den Meister Floh aufs Neue, „das war ja aber auch in der That der Fall. Ihr rechnet mir, lieber Meister Floh, Dinge als Verdienst an, die ich gar nicht geahnt habe. Weder Euch noch das hübsche Frauenzimmer, das mich aufsuchte bei dem Buchbinder Lämmerhirt, und das Ihr seltsamerweise Prinzessin Gamaheh zu nennen beliebt, habe ich in der Bude gewahrt, wo ich Spielsachen einkaufte. Ganz unbekannt war es mir, daß unter den Schachteln, die ich mitnahm, und in welchen ich bleierne Soldaten und ebensolche Jagden vermuthete, sich eine leere befand, in der Ihr saßet, und wie in aller Welt hätte ich es errathen können, daß Ihr der Gefangene wärt, den das anmuthige Kind so stürmisch verlangte! Seid nicht wunderlich, Meister Floh, und laßt Euch Dinge träumen, von denen keine Ahnung in meiner Seele liegt!" —

„Ihr wollt", erwiderte Meister Floh, „meinen Danksagungen auf geschickte Weise ausweichen, guter Herr Peregrinus, und dies giebt mir zu großem Trost aufs Neue den lebhaften Beweis Eurer uneigennützigen Denkungsart. Wißt, edler Mann, daß Leeuwenhoeck's, Gamaheh's Bemühungen, mich wieder zu erhaschen, ganz vergeblich bleiben, so lange Ihr mir Euern Schutz gewährt. Freiwillig müßt Ihr mich meinen Peinigern übergeben; alle anderen Mittel sind fruchtlos. Herr Peregrinus Tyß, Ihr seid verliebt." —

„O, sprecht doch nur nicht so!" fiel Peregrinus dem Meister ins Wort. „Nennt Liebe nicht eine augenblickliche thörichte Aufwallung, die schon jetzt vorüber ist!" —

Herr Peregrinus fühlte, daß Gluthröthe ihm ins Antlitz stieg und ihn Lügen strafte. Er kroch unters Deckbett.

„Es ist gar nicht zu verwundern," fuhr Meister Floh fort, „daß auch Ihr dem wunderbaren Liebreiz der Prinzessin Gamaheh nicht widerstehen konntet, zumal sie manche gefährliche Kunst anwandte, Euch zu fangen. Der Sturm ist noch nicht vorüber. Manches Zaubermittel, wie es auch wol andern anmuthigen Weibern, die nicht gerade die Prinzessin Gamaheh sind, zu Gebote steht, wird die kleine Boshafte noch aufbieten, um Euch in ihr Liebesnetz zu verstricken. Sie wird sich Eurer so ganz zu bemächtigen suchen, daß Ihr nur für sie, für ihre Wünsche leben sollt, und dann — weh mir! — Es wird darauf ankommen, ob Euer Edelmuth stark genug ist, Eure Leidenschaft zu besiegen, ob Ihr es vorziehen werdet, Gamaheh's Wünschen nachzugeben und nicht allein Euern Schützling, sondern das arme Völklein, welches Ihr niedriger Knechtschaft entrissen, aufs Neue ins Elend zu stürzen, oder der bösen, falschen Verlockung eines verführerischen Wesens zu widerstehen und so mein und meines Volkes Glück zu begründen. O, daß Ihr mir das Letztere versprechen wolltet — könntet!" —

„Meister," antwortete Herr Peregrinus, indem er die Bettdecke vom Gesichte wegzog, „lieber Meister, Ihr habt Recht; nichts ist gefährlicher als die Verlockung der Weiber. Sie sind alle falsch, boshaft; sie spielen mit uns wie die Katze mit der Maus, und für unsere zärtlichsten Bemühungen ernten wir nichts ein als Spott und Hohn. Deshalb stand mir auch sonst der kalte Todesschweiß auf der Stirne, sowie sich nur ein weibliches Wesen nahte, und ich glaube selbst, daß mit der schönen Aline oder, wie Ihr wollt, mit der Prinzessin Gamaheh es eine besondere Bewandniß haben muß, unerachtet ich Alles, was Ihr mir erzählt habt, mit meinem schlichten gesunden Menschenverstande gar nicht begreifen kann und es mir vielmehr zu Muthe ist, als läge ich in wirren Träumen oder läse in ‚Tausend und Eine Nacht'. Doch mag dem sein, wie ihm wolle, Ihr habt Euch einmal in meinen Schutz begeben, lieber Meister, und nichts soll mich vermögen,

Euch Euern Feinden auszuliefern. Die verführerische Dirne will ich gar nicht wiedersehen. Ich verspreche das feierlich und würde Euch die Hand darauf reichen, hättet Ihr eine dergleichen, die meine zu erfassen und meinen ehrlichen Druck zu erwidern.“ Damit streckte Herr Peregrinus seinen Arm weit aus über die Bettdecke.

„Nun,“ sprach der kleine Unsichtbare, „nun bin ich ganz getröstet, ganz beruhigt. Habe ich auch keine Hand Euch darzureichen, so erlaubt wenigstens, daß ich Euch in den rechten Daumen steche, theils um Euch meine innige Freude zu bezeigen, theils um unser Freundschaftsbündniß noch fester zu besiegeln!“

Herr Peregrinus fühlte auch in dem Augenblick an dem Daumen der rechten Hand einen Stich, der so empfindlich schmerzte, daß er nur von dem ersten Meister aller Flöhe herrühren konnte.

„Ihr stecht ja wie ein kleiner Teufel,“ rief Peregrinus. — „Nehmt das,“ erwiderte Meister Floh, „für ein lebhaftes Zeichen meiner biedern, guten Gesinnung! Doch billig ist es, daß ich als Pfand meiner Dankbarkeit Euch eine Gabe zukommen lasse, die zu dem Außerordentlichsten gehört, was die Kunst jemals hervorgebracht hat. Es ist nichts Anderes als ein Mikroskop, welches ein sehr geschickter, kunstvoller Optiker aus meinem Volk verfertigte, als er noch in Leeuwenhoeck's Dienste war. Euch wird das Instrument etwas subtil vorkommen; denn in der That ist es wol an hundertzwanzigmal kleiner als ein Sandkorn; aber der Gebrauch läßt keine sonderliche Größe zu. Ich setze das Glas nämlich in die Pupille Eures linken Auges, und dieses Auge wird dann mikroskopisch. Die Wirkung soll Euch überraschen; ich will daher für jetzt darüber schweigen und Euch nur bitten, daß Ihr mir erlaubt, die Operation vorzunehmen dann, wenn ich überzeugt bin, daß Euch das mikroskopische Auge große Dienste leisten muß. Und nun schlaft wohl, Herr Peregrinus! Euch ist noch einige Ruhe vonnöthen.“

Peregrinus schlief nun wirklich ein und erwachte erst am hellen Morgen.

Er vernahm das wohlbekannte Kratzen des Besens der alten Aline, die das Nebenzimmer auskehrte. Ein kleines Kind, das sich irgend einer Unart bewußt, kann sich nicht so vor der Ruthe der Mutter fürchten, wie Herr Peregrinus sich fürchtete vor den Vorwürfen des alten Weibes. Leise trat die Alte endlich herein mit dem Kaffee. Herr Peregrinus schielte durch die Bettgardinen, die er zugezogen, und war nicht wenig über den hellen Sonnenschein verwundert, der auf dem Gesicht der Alten ausgebreitet lag.

„Schlafen Sie noch, lieber Herr Tyß?“ so fragte die Alte mit dem süßesten Ton, der in ihrer Kehle liegen mochte.

Peregrinus erwiderte ganz ermuthigt ebenso liebreich: „Nein, liebe Aline; setze Sie nur das Frühstück auf den Tisch! Ich steige gleich aus dem Bette.“

Als Peregrinus nun aber wirklich aufstand, war es ihm, als wehe der süße Athem des lieblichen Geschöpfs, das in seinen Armen gelegen, durch das Zimmer. Es wurde ihm so heimisch und dabei so ängstlich zu Muthe; er hätte um Alles in der Welt wissen mögen, was aus dem Geheimniß seiner Liebe geworden; denn wie dies Geheimniß selbst, war ja das allerliebste Wesen erschienen und verschwunden.

Während Herr Peregrinus vergeblich versuchte, Kaffee zu trinken und Weißbrod zu genießen, da ihm jeder Bissen im Munde quoll, trat die Alte herein und machte sich dies und das zu schaffen, während sie vor sich hin murmelte: „Wundersam! — Unglaublich! — Was man nicht Alles erlebt! — Wer hätte das gedacht!“

Peregrinus, der es vor Herzklopfen nicht länger aushalten konnte, fragte: „Was ist denn wundersam, liebe Aline?“ —

„Allerlei, allerlei!“ erwiderte die Alte schalkisch lächelnd, indem sie in ihrem Geschäft, das Zimmer aufzuräumen, fortfuhr. Die Brust wollte dem armen Peregrinus zerspringen, und unwillkürlich rief er mit dem Tone der schmerzlichsten Sehnsucht: „Ach, Aline!“ —

„Ja, Herr Tyß, hier bin ich, — was befehlen Sie?“ so sprach die Alte und stellte sich breit hin vor Peregrinus, als erwarte sie seine Befehle.

Peregrinus starrte in das kupferige, abscheulich verzerrte Gesicht der Alten, und alle Scheu brach sich an dem tiefen Unwillen, der ihn plötzlich erfüllte.

„Was ist", so fragte er mit ziemlich barschem Tone, „aus der fremden Dame geworden, die sich gestern Abend hier befand? Hat Sie ihr die Hausthüre aufgeschlossen? Hat Sie, wie ich befohlen, für einen Wagen gesorgt? Ist die Dame nach ihrer Wohnung gebracht worden?"

„Thüre aufgeschlossen?" sprach die Alte mit einem fatalen Grinsen, welches aussehen sollte wie schlaues Lächeln. „Wagen geholt? Nach Hause gebracht? — War Alles nicht vonnöthen! Die schöne Dame, das allerliebste Ding, ist im Hause geblieben, befindet sich noch hier und wird das Haus auch wol vor der Hand nicht verlassen."

Peregrinus fuhr auf im freudigen Schreck. Die Alte erzählte ihm nun, wie, als die Dame die Treppe auf eine Art hinabgesprungen, daß ihr Hören und Sehen vergangen, unten der alte Herr Swammer in der Thüre seines Zimmers gestanden mit einem mächtigen Armleuchter in der Hand. Der alte Herr habe unter vielen Verbeugungen, wie es sonst gar nicht seine Art sei, die Dame in sein Zimmer eingeladen, diese sei auch gleich ohne Anstand hineingeschlüpft, und Herr Swammer habe dann die Thüre fest verschlossen und verriegelt.

Viel zu sonderbar sei ihr doch des menschenscheuen Herrn Swammer's Beginnen vorgekommen, um nicht ein Wenig an der Thüre zu lauschen und durch das Schlüsselloch zu gucken. Da habe denn Herr Swammer mitten im Zimmer gestanden und so beweglich und kläglich zu der Dame gesprochen, daß ihr, der Alten, die Thränen in die Augen gekommen, unerachtet sie kein einziges Wort verstehen können, da Herrn Swammer's Sprache ausländisch gewesen. Nichts Anderes habe sie glauben können, als daß der Herr Swammer sich gemüht, die Dame auf den Weg der Tugend und Gottesfurcht zurückzubringen; denn er sei immer mehr in Eifer gerathen, bis die Dame auf die Kniee gesunken und gar demüthig seine Hand geküßt, auch dabei etwas geweint. Sehr

freundlich habe aber nun Herr Swammer die Dame aufgehoben, sie auf die Stirne geküßt, wobei er sich sehr bücken müssen, und sie dann zu einem Lehnstuhl geführt. Geschäftig habe darauf Herr Swammer ein Feuer im Kamin gemacht, ein Gewürz herbeigetragen und, so viel sie wahrnehmen können, einen Glühwein zu kochen begonnen. Unglücklicherweise habe sie, die Alte, jetzt etwas Tabak genommen und stark geniest. Da sei es ihr denn durch alle Glieder gefahren und sie wie vernichtet gewesen, als der Herr Swammer den Arm ausgestreckt nach der Thüre und mit einer furchtbaren Stimme, die Mark und Bein durchdrungen, gerufen: „Hebe Dich hinweg, horchender Satan!“ Sie wisse gar nicht, wie sie herauf und ins Bett gekommen. Am Morgen, als sie die Augen aufgeschlossen, habe sie geglaubt, ein Gespenst zu sehen. Denn Herrn Swammer habe sie erblickt vor ihrem Bette in einem schönen Zobelpelz mit goldenen Schnüren und Troddeln, Hut auf dem Kopfe, Stock in der Hand.

„Gute Frau Aline,“ habe Herr Swammer zu ihr gesprochen, „ich muß in wichtigen Geschäften ausgehen und werde vielleicht erst nach mehreren Stunden wiederkehren. Sorgen Sie dafür, daß auf dem Flur des Hauses vor meinem Zimmer kein Geräusch entstehe oder gar Jemand es wage, in mein Gemach eindringen zu wollen! Eine vornehme Dame und, daß Sie es nur wissen, eine fremde, reiche, wunderbar schöne Prinzessin hat sich zu mir geflüchtet. Ich war in früherer Zeit am Hofe ihres königlichen Vaters ihr Informator; deshalb hat sie Zutrauen zu mir, und ich werde und muß sie schützen wider alle bösen Angriffe. Ich sage Ihnen das, Frau Aline, damit Sie der Dame die Ehrfurcht beweisen, die ihrem Range gebührt. Sie wird, erlaubt es Herr Tyß, Ihre Bedienung in Anspruch nehmen, und Sie sollen, gute Frau Aline, dafür königlich belohnt werden, insofern Sie nämlich schweigen können und Niemanden den Aufenthalt der Prinzessin verrathen.“

Damit sei Herr Swammer dann schnell fortgegangen.

Herr Peregrinus Tyß fragte die Alte, ob es ihr denn nicht gar seltsam vorkomme, daß die Dame, welche er, wie er

nochmals betheuern könne, bei dem Buchbinder Lämmerhirt in der Kalbächer Gasse getroffen, eine Prinzessin sein und zu dem alten Herrn Swammer geflüchtet sein solle. Die Alte meinte indessen, sie traue Herrn Swammer's Worten mehr noch als ihren eigenen Augen, und glaube daher, daß Alles, was sich bei dem Buchbinder Lämmerhirt und hier im Zimmer zugetragen, entweder nur zauberisches Blendwerk gewesen, oder daß die Angst, die Verwirrung auf der Flucht die Prinzessin zu solchem abenteuerlichen Beginnen vermocht. Uebrigens werde sie ja wol bald Alles von der Prinzessin selbst erfahren.

„Aber wo ist Ihr Verdacht, die böse Meinung geblieben, die Sie gestern von der fremden Dame hegte?" sprach Herr Peregrinus weiter, eigentlich nur, um das Gespräch über die Dame fortzusetzen.

„Ach, das ist Alles vorbei," erwiderte die Alte schmunzelnd. „Man darf ja nur die liebe Dame recht ansehen, um zu wissen, daß es eine vornehme Prinzessin ist und dabei so engelschön, wie nur eine Prinzessin gefunden werden kann. Ich mußte, als Herr Swammer fortgegangen war, ein Wenig nachsehen, was die gute Dame macht, und guckte durch das Schlüsselloch. Da lag die Dame ausgestreckt auf dem Sopha und hatte das Engelsköpfchen auf die Hand gestützt, so daß die schwarzen Locken durch die lilienweißen Fingerchen quollen, welches ganz hübsch aussah. Und gekleidet war die Dame in lauter Silberzindel, der den niedlichen Busen, die rundlichen Aermchen durchschimmern ließ. An den Füßchen trug sie goldene Pantoffeln. Einer war herabgefallen, so daß man gewahrte, wie sie keine Strümpfe angezogen; das bloße Füßchen guckte unter dem Kleide hervor, und sie spielte mit den Zehen, welches artig anzusehen war. — Doch gewiß liegt die Dame unten noch ebenso wie vorher auf dem Sopha, und wenn es Ihnen gefällig ist, lieber Herr Tyß, sich an das Schlüsselloch zu bemühen, so . . ."

„Was sprichst Du?" unterbrach Peregrinus die Alte mit Heftigkeit. „Soll ich mich hingeben dem verführerischen Anblick, der mich vielleicht hinreißen könnte zu allerlei Thorheiten?"—

„Muth, Peregrinus! Widerstehe der Verlockung!" so lispelte es dicht bei Peregrinus, der die Stimme des Meisters Floh erkannte.

Die Alte lächelte geheimnißvoll und sprach, nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen: „Ich will Ihnen nur Alles sagen, lieber Herr Tyß, wie mir die ganze Sache vorkommt. Mag nun die fremde Dame eine Prinzessin sein oder nicht, so viel bleibt gewiß, daß sie sehr vornehm ist und reich, und daß Herr Swammer sich ihrer lebhaft annimmt, mithin lange mit ihr bekannt sein muß. Und warum ist die Dame Ihnen nachgelaufen, lieber Herr Tyß? Ich sage, weil sie sich sterblich verliebt hat in Sie, und die Liebe macht ja wol Einen ganz blind und toll und verführt auch wol Prinzessinnen zu den seltsamsten, unüberlegtesten Streichen. — Eine Zigeunerin hat Ihrer seligen Frau Mutter prophezeit, daß Sie einmal glücklich werden sollten durch eine Heirath, gerade wenn Sie am Wenigsten daran dächten. Das soll nun wahr werden." —

Und damit begann die Alte aufs Neue, zu schildern, wie allerliebst die Dame aussehe.

Man kann denken, wie sich Peregrinus bestürmt fühlte. „Schweige Sie doch nur, Frau Aline, von solchen Dingen!" brach er endlich los. „Verliebt in mich sollte die Dame sein? Wie albern, wie abgeschmackt!" —

„Hm," sprach die Alte, „wäre das nicht der Fall, so würde die Dame nicht so gar jämmerlich geseufzt, so würde sie nicht so gar kläglich gerufen haben: ‚Nein, mein lieber Peregrinus, mein süßer Freund, Du wirst, Du kannst nicht grausam gegen mich sein. Ich werde Dich wiedersehen und alles Glück des Himmels genießen.' — Und unsern alten Herrn Swammer, den hat die fremde Dame ganz umgekehrt. Habe ich sonst außer dem Kronenthaler zu Weihnachten auch nur einen einzigen Kreuzer von ihm erhalten? Und diesen schönen blanken Karolin,*) — den gab er mir heute Morgen mit solcher freundlichen Miene, wie er sie sonst gar nicht im Antlitz hat, als Douceur im Voraus für die Dienste, die ich der Dame leisten

*) So viel als Louisd'or, etwa 19—20 Mark. — A. d. H.

werde. Da steckt was dahinter. Was gilt's, Herr Swammer spielt am Ende den Freiwerber bei Ihnen, Herr Tyß?"

Wiederum sprach die Alte von der Liebenswürdigkeit und Anmuth der Dame mit begeisterten Worten, die in dem Munde eines abgelebten Weibes seltsam genug klangen, bis Peregrinus, ganz Feuer und Flamme, aufsprang und wie rasend ausrief: „Mag es gehen, wie es will, — hinab, hinab ans Schlüsselloch!" — Vergebens warnte Meister Floh, der in das Halstuch des verliebten Peregrinus gesprungen war und sich dort in den Schlupfwinkel einer Falte versteckt hatte. Peregrinus vernahm nicht seine Stimme, und Meister Floh erfuhr, was er längst hätte wissen sollen, nämlich, daß mit dem störrigsten Menschen etwas anzufangen ist, nur nicht mit einem Verliebten.

Die Dame lag in der That noch ebenso auf dem Sopha, wie die Alte es beschrieben hatte, und Peregrinus fand, daß keine menschliche Sprache hinreiche, den himmlischen Zauber in Worten auszudrücken, der über der ganzen holden Gestalt ausgebreitet lag. Ihr Anzug, wirklich Silberzindel mit seltsamer bunter Stickerei, war ganz phantastisch und konnte sehr füglich für das Negligé der Prinzessin Gamaheh gelten, das sie in Famagusta vielleicht in dem Augenblick getragen, als der boshafte Egelprinz sie todtküßte. Wenigstens war der Anzug so reizend und dabei so über alle Maßen seltsam, daß die Idee dazu weder in dem Kopfe des genialsten Theaterschneiders entsprossen, noch in dem Geiste der sublimsten Putzhändlerin empfangen zu sein schien. — „Ja, sie ist es, es ist die Prinzessin Gamaheh!" so murmelte Peregrinus, indem er bebte vor süßer Wonne und dürstendem Verlangen. Als nun aber die Holde aufseufzte: „Peregrinus, mein Peregrinus!" — da erfaßte den Herrn Peregrinus Tyß der volle Wahnsinn der Leidenschaft, und nur eine unnennbare Angst, die ihm alle Kraft des Entschlusses raubte, hielt ihn zurück, nicht die Thüre mit Gewalt einzustoßen und sich dem Engelsbilde zu Füßen zu werfen.

Der geneigte Leser weiß bereits, was es mit den zauberischen Reizen, mit der überirdischen Schönheit der kleinen

Dörtje Elverdink für eine Bewandniß hat. Der Herausgeber kann versichern, daß, nachdem er ebenfalls durch das Schlüsselloch geguckt und die Kleine in ihrem phantastischen Kleidchen von Silberzindel erblickt hatte, er weiter nichts sagen konnte, als daß Dörtje Elverdink ein ganz liebenswürdiges, anmuthiges Püppchen sei.

Da aber kein junger Mann sich zum ersten Mal in ein anderes Wesen verliebt hat als in ein überirdisches, in einen Engel, dem nichts gleich kommt auf Erden, so sei es dem Herrn Peregrinus auch erlaubt, Dörtje Elverdink für ein dergleichen zauberisches, überirdisches Wesen zu halten! —

„Nehmt Euch zusammen, denkt an Euer Versprechen, werther Herr Peregrinus Tyß! Niemals wolltet Ihr die verführerische Gamaheh wiedersehen, und nun! — Ich könnte Euch das Mikroskop ins Auge werfen; aber Ihr müßt ja auch ohne dasselbe gewahren, daß die boshafte Kleine Euch längst bemerkt hat, und daß Alles, was sie beginnt, trügerische Kunst ist, Euch zu verlocken. Glaubt mir doch nur! Ich meine es gut mit Euch," so lispelte Meister Floh in der Falte des Halstuchs. So bange Zweifel aber auch in Peregrinus' Innerem aufstiegen, doch konnte er sich nicht losreißen von dem bezaubernden Anblick der Kleinen, die den Vortheil, sich unbemerkt glauben zu dürfen, gut zu benutzen und, mit verführerischen Stellungen wechselnd, den armen Peregrinus ganz außer sich selbst zu setzen verstand.

Herr Peregrinus Tyß stünde vielleicht noch an der Thüre des verhängnißvollen Gemaches, hätte es nicht stark geläutet, und hätte die Alte ihm nicht zugerufen, daß der alte Herr Swammer zurückkehre. Peregrinus flog die Treppe hinauf in sein Zimmer. Hier überließ er sich ganz seinen Liebesgedanken; mit eben diesen Gedanken kamen aber jene Zweifel zurück, die Meister Floh's Mahnungen in ihm erregt hatten. Es hatte sich recht eigentlich ein Floh in sein Ohr gesetzt, und er gerieth in allerlei beunruhigende Betrachtungen.

„Muß ich nicht wirklich daran glauben," dachte er, „daß das holde Wesen die Prinzessin Gamaheh, die Tochter eines mächtigen Königs ist? Bleibt dies aber der Fall, so muß ich

es für Thorheit, für Wahnsinn halten, nach dem Besitz einer so erhabenen Person zu streben. Dann aber hat sie auch ja selbst die Auslieferung eines Gefangenen verlangt, von dem ihr Leben abhänge, und stimmt dies genau mit dem überein, was mir Meister Floh gesagt, so kann ich auch beinahe nicht daran zweifeln, daß Alles, was ich auf Liebe zu mir deuten dürfte, vielleicht nur ein Mittel ist, mich ihrem Willen ganz zu unterwerfen. Und doch — sie verlassen, sie verlieren, — das ist Hölle, das ist Tod!" —

Herr Peregrinus Tyß wurde in diesen schmerzlichen Betrachtungen durch ein leises, bescheidenes Klopfen an der Thüre gestört.

Wer hereintrat, war Niemand anders als der Miethsmann des Herrn Peregrinus. Der alte Herr Swammer, sonst ein zusammengeschrumpfter, menschenscheuer, mürrischer Mann, schien plötzlich um zwanzig Jahre jünger geworden zu sein. Die Stirne war glatt, das Auge belebt, der Mund freundlich; er trug statt der häßlichen schwarzen Perücke natürliches weißes Haar und statt des dunkelgrauen Oberrockes einen schönen Zobelpelz, wie ihn Frau Aline beschrieben.

Mit einer heitern, ja freudigen Miene, die ihm sonst ganz und gar nicht eigen, trat Herr Swammer dem Peregrinus entgegen. Er wünsche nicht, sprach Herr Swammer, seinen lieben Herrn Wirth in irgend einem Geschäft zu stören; seine Pflicht als Miether erfordere es aber, gleich am Morgen dem Hauswirth anzuzeigen, daß er in der Nacht genöthigt worden, ein hilfloses Frauenzimmer bei sich aufzunehmen, das sich der Tyrannei eines bösen Oheims entziehen wolle und daher wol einige Zeit in dem Hause zubringen werde, wozu es indessen der Erlaubniß des gütigen Wirthes bedürfe, um die er hiemit ansuche.

Unwillkürlich fragte Peregrinus, wer denn das hilflose Frauenzimmer sei, ohne daran zu denken, daß dies in der That die zweckmäßigste Frage war, die er thun konnte, um die Spur des seltsamen Geheimnisses zu verfolgen.

„Es ist recht und billig," erwiderte Herr Swammer, „daß der Hauswirth wisse, wen er in seinem Hause beherbergt. Erfahren Sie also, verehrter Herr Tyß, daß das Mädchen, das sich zu mir geflüchtet, Niemand anders ist als die hübsche

Holländerin Dörtje Elverdink, Nichte des berühmten Leeuwenhoeck, der, wie Sie wissen, hier die wunderbaren mikroskopischen Kunststücke zeigt. Leeuwenhoeck ist sonst mein Intimus; aber ich muß bekennen, daß er ein harter Mann ist und die arme Dörtje, die noch dazu mein Pathchen, mißhandelt auf arge Weise. Ein stürmischer Auftritt, der sich gestern Abend ereignete, zwang das Mädchen zur Flucht, und daß sie bei mir Trost und Hilfe suchte, scheint natürlich." —

„Dörtje Elverdink?" sprach Peregrinus halb träumend; „Leeuwenhoeck? — vielleicht ein Abkömmling des Naturforschers Anton van Leeuwenhoeck, der die berühmten Mikroskope verfertigte?"

„Daß unser Leeuwenhoeck ein Abkömmling jenes berühmten Mannes sei," erwiderte Herr Swammer lächelnd, „kann man so eigentlich nicht sagen, da er der berühmte Mann selbst und es nur eine Fabel ist, daß er vor beinahe hundert Jahren in Delft begraben worden. Glauben Sie das, bester Herr Tyß! Sonst könnten Sie wol noch gar daran zweifeln, daß ich, unerachtet ich mich der Kürze halber und um nicht über Gegenstände meiner Wissenschaft jedem neugierigen Thoren Rede stehen zu müssen, jetzt Swammer nenne, der berühmte Swammerdam bin. Alle Leute behaupten, ich sei im Jahre 1685 gestorben; aber Sie bemerken, würdiger Herr Tyß, daß ich lebendig und gesund vor Ihnen stehe, und daß ich wirklich ich bin, kann ich Jedem, auch dem Einfältigsten, aus meiner ‚Biblia naturae'*) demonstriren. Sie glauben mir doch, werther Herr Tyß?"

„Mir ist seit ganz kurzer Zeit so viel Wunderbares geschehen," sprach Peregrinus mit einem Ton, der von seiner innern Verwirrung zeugte, „daß ich, wäre nicht Alles deutliche Sinneswahrnehmung, ewig daran zweifeln würde. Aber nun glaube ich an Alles, sei es auch noch so toll und ungereimt. Es kann sein, daß sie der verstorbene Herr Johann Swammerdam sind und daher als Revenant mehr wissen als andere gewöhnliche Menschen; was aber die Flucht der Dörtje Elverdink oder der Prinzessin Gamaheh, oder wie die Dame sonst

*) Bibel der Natur.

heißen mag, betrifft, so sind Sie in gewaltigem Irrthum. Erfahren Sie, wie es damit herging!"

Peregrinus erzählte nun ganz ruhig das Abenteuer, das er mit der Dame bestanden, von ihrem Eintritt in Lämmerhirt's Stube an bis zu ihrer Aufnahme in Herrn Swammer's Zimmer.

„Mir scheint," sprach Herr Swammer, als Peregrinus geendigt, „als wenn das Alles, was Sie mir zu erzählen beliebt haben, nichts sei als ein merkwürdiger, jedoch ganz angenehmer Traum. Ich will das aber dahingestellt sein lassen und Sie um Ihre Freundschaft bitten, deren ich vielleicht gar sehr bedürfen werde. Vergessen Sie mein mürrisches Betragen und lassen Sie uns einander näher treten! Ihr Vater war ein einsichtsvoller Mann und mein herzlichster Freund; aber was Wissenschaft, tiefen Verstand, reife Urtheilskraft, geübten richtigen Lebensblick betrifft, so thut es der Sohn dem Vater zuvor. Sie glauben gar nicht, wie ich Sie hochschätze, mein bester, würdigster Herr Tyß!" —

„Jetzt ist es Zeit," lispelte Meister Floh, und in dem Augenblick fühlte Peregrinus in der Pupille des linken Auges einen geringen, schnell vorübergehenden Schmerz. Er wußte, daß Meister Floh ihm das mikroskopische Glas ins Auge gesetzt; doch fürwahr, diese Wirkung des Glases hatte er nicht ahnen können! Hinter der Hornhaut von Herrn Swammer's Augen gewahrte er seltsame Nerven und Aeste, deren wunderlich verkreuzten Gang er bis tief ins Gehirn zu verfolgen und zu erkennen vermochte, daß es Swammer's Gedanken waren. Die lauteten aber ungefähr: „Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich hier so wohlfeilen Kaufs davonkommen, daß ich nicht besser ausgefragt werden würde! War aber der Herr Papa ein beschränkter Mensch, auf den ich niemals etwas gab, so ist der Sohn noch verwirrteren Sinnes, dem ein großer Besitz kindischer Albernheit zugegeben. Erzählt mir der Einfaltspinsel die ganze Begebenheit mit der Prinzessin und setzt nicht voraus, daß sie mir schon längst Alles erzählt hat, da mein Beginnen mit ihr ein früheres vertrauliches Verhältniß nothwendig voraussetzte. Aber was hilft's? Ich muß schön mit ihm thun, weil

ich seiner Hilfe bedarf. Er ist unbefangen genug, mir Alles zu glauben, ja wol in einfältiger Gutmüthigkeit meinem Interesse manches Opfer zu bringen, wofür er keinen andern Dank ernten wird, als daß ich ihn, wenn Alles gut abgelaufen und Gamaheh wieder mein ist, hinterm Rücken derb auslache."

„War es mir doch," sprach Herr Swammer, indem er dicht herantrat an Herrn Peregrinus, „als säße ein Floh auf Ihrer Halsbinde, werther Herr Tyß!" — Die Gedanken lauteten: „Alle Wetter, das war doch wirklich Meister Floh! Das wäre ja ein verfluchter Querstreich, wenn Gamaheh sich nicht geirrt hätte."

Schnell trat Peregrinus zurück, indem er versicherte, daß er den Flöhen gar nicht gram sei.

„So empfehle ich mich denn fürs Erste ganz ergebenst, mein lieber, werthester Herr Tyß!" sprach Herr Swammer, sich tief verbeugend, weiter.

Die Gedanken lauteten: „Ich wollte, daß Dich der schwarzgefiederte Satan verschlänge, Du verdammter Kerl!" —

Meister Floh nahm dem ganz in Erstaunen versunkenen Peregrinus das mikroskopische Glas aus der Pupille und sprach dann: „Ihr habt nun, lieber Herr Peregrinus, die wunderbare Wirkung des Instrumentes, das wol in der ganzen Welt seines Gleichen nicht findet, erkannt und werdet einsehen, welche Uebermacht es Euch über die Menschen giebt, wenn Euch ihre innersten Gedanken offen vor Augen liegen. Trüget Ihr aber beständig dies Glas im Auge, so würde Euch die stete Erkenntniß der Gedanken zuletzt zu Boden drücken; denn nur zu oft wiederholte sich die bittere Kränkung, die Ihr so eben erfahren habt. Stets werde ich, wenn Ihr Euer Haus verlasset, bei Euch sein, entweder in der Halsbinde, im Jabot oder sonst an einem schicklichen bequemen Orte sitzen. Wollt Ihr nun die Gedanken Dessen wissen, der mit Euch spricht, so dürft Ihr nur mit dem Daumen schnippen, und augenblicklich habt Ihr das Glas im Auge."

Herr Peregrinus Tyß, den unübersehbaren Nutzen dieser Gabe begreifend, wollte sich eben in die heißesten Danksagungen ergießen, als zwei Abgeordnete des hohen Raths eintraten und

ihm ankündigten, daß er eines schweren Verbrechens angeklagt sei, und daß diese Anklage vorläufige Haft und Beschlagnahme seiner Papiere zur Folge haben müsse.

Herr Peregrinus schwur hoch und theuer, daß er sich auch nicht des geringsten Vergehens bewußt sei. Einer der Abgeordneten meinte aber lächelnd, daß vielleicht in wenigen Stunden seine völlige Unschuld aufgeklärt sein werde; bis dahin müsse er sich aber den Befehlen der Obrigkeit fügen.

Was blieb dem Herrn Peregrinus Tyß übrig, als in den Wagen zu steigen und sich nach dem Gefängniß transportiren zu lassen?

Man kann denken, mit welchen Empfindungen er an Herrn Swammer's Zimmer vorüberging.

Meister Floh saß in der Halsbinde des Gefangenen.

Viertes Abenteuer.

Unerwartetes Zusammentreffen zweier Freunde. — Liebesverzweiflung der Distel Zeherit. — Optischer Zweikampf zweier Magier. — Somnambuler Zustand der Prinzessin Gamaheh. — Die Gedanken des Traums. — Wie Dörtje Elverdink beinahe die Wahrheit spricht und die Distel Zeherit mit der Prinzessin Gamaheh von dannen rennt.

Sehr bald war der Fehlgriff des Wächters ausgemittelt, der den Herrn Pepusch als einen nächtlichen Dieb, welcher einzubrechen versucht, zur Haft gebracht hatte. Man wollte indessen einige Unrichtigkeiten in seinen Pässen bemerkt haben, und dies war die Ursache, warum man ihn ersuchte, irgend einen angesessenen Bürger in Frankfurt als Gewährsmann aufzustellen, bis dahin sich aber den Aufenthalt auf dem Bürgermeisteramt gefallen zu lassen.

Da saß nun Herr Georg Pepusch in einem ganz artigen Zimmer und sann hin und her, wen er wol in Frankfurt

als seinen Gewährsmann aufstellen könne. So lange war er abwesend gewesen, daß er befürchten mußte, selbst von Denen vergessen worden zu sein, die ihn vormals recht gut gekannt hatten, und an sonstigen Adressen fehlte es ihm gänzlich.

Ganz mißmuthig sah er zum Fenster hinaus und begann, laut sein Schicksal zu verwünschen. Da wurde dicht neben ihm ein anderes Fenster geöffnet, und eine Stimme rief: „Wie, sehe ich recht? Bist Du es, Georg?" Herr Pepusch war nicht wenig erstaunt, als er den Freund erblickte, mit dem er während seines Aufenthaltes in Madras*) den vertrautesten Umgang gepflogen.

„Wetter," sprach Herr Pepusch, „Wetter, wie man so vergeßlich, ja so ganz vor den Kopf geschlagen sein kann! Ich wußt' es ja, daß Du glücklich in den heimathlichen Stapel eingelaufen bist. Wunderdinge habe ich in Hamburg von Deiner seltsamen Lebensweise gehört, und nun ich hier angekommen, denke ich nicht daran, Dich aufzusuchen! Doch wer solche Dinge im Kopfe hat wie ich . . . — Nun, es ist gut, daß der Zufall mir Dich zugeführt. Du siehst, ich bin verhaftet; Du kannst mich aber augenblicklich in Freiheit setzen, wenn Du Gewähr leistest, daß ich wirklich der Georg Pepusch bin, den Du seit langen Jahren kennst, und kein Spitzbube, kein Räuber." — „Ich bin", rief Herr Peregrinus Tyß, „in der That jetzt ein herrlicher, tadelsfreier Gewährsmann, da ich selbst verhaftet bin!"

Peregrinus erzählte nun dem Freunde ausführlich, wie er bei seiner Rückkehr nach Frankfurt sich verwaist gefunden und seitdem in völliger Abgeschiedenheit nur in der Erinnerung an die früheren Tage mitten in der geräuschvollen Stadt ein einsames, freudenleeres Leben führe.

„O ja," erwiderte Pepusch mürrisch, „ich habe davon gehört; mir sind die Narrenspossen erzählt worden, die Du treibst, um das Leben zu verbringen in kindischer Träumerei. Du willst ein Held der Gemüthlichkeit, der Kindlichkeit sein;

*) Stadt in Ostindien, am Meerbusen von Bengalen. — A. d. H.

nur darum verhöhnst Du die gerechten Ansprüche, die das Leben, die menschliche Gesellschaft an Dich macht. Du giebst eingebildete Familienschmäuse und spendest die köstlichen Speisen, die theuern Weine, die Du für Todte auftischen ließest, den Armen. Du bescherst Dir selbst den heiligen Christbaum und thust, als seist Du noch ein Kind; dann schenkst Du aber die Gaben, welche von der Art sind, wie sie wol verwöhnten Kindern in reicher Eltern Hause gespendet zu werden pflegen, armen Kindern. Aber Du bedenkst nicht, daß es den Armen eine schlechte Wohlthat ist, wenn Du einmal ihren Gaumen kitzelst und sie nachher ihr Elend doppelt fühlen, wenn sie aus nagendem Hunger kaum genießbare Speise, die mancher leckere Schooßhund verwirft, kauen müssen. Ha, wie mich diese Armenabfütterungen anekeln, wenn ich bedenke, daß das, was an einem Tage verschwendet wird, hinreichen würde, sie Monate hindurch zu ernähren auf mäßige Weise! — Du überhäufst die Kinder armer Leute mit glänzenden Spielsachen und bedenkst nicht, daß ein hölzerner, bunt gemalter Säbel, ein Lumpenpüppchen, ein Kuckuk, ein geringes Naschwerk, von Vater und Mutter einbeschert, sie ebenso, ja vielleicht noch mehr erfreut. Aber sie fressen sich überdem an Deinem verdammten Marcipan matt und krank, und mit der Kenntniß glänzenderer Gaben, die ihnen in der Folge versagt bleiben, ist der Keim der Unzufriedenheit, des Mißmuthes in ihre Seele gepflanzt. Du bist reich, Du bist lebenskräftig, und doch entziehst Du Dich jeder Mittheilung und vereitelst so jedes freundliche Annähern Dir wohlwollender Gemüther. Ich will es glauben, daß der Tod Deiner Eltern Dich erschüttert hat; aber wenn Jeder, der einen empfindlichen Verlust erlitten hat, in sein Schneckenhaus kriechen wollte, so würde, beim Teufel, die Welt einem Leichenhause gleichen, und ich möchte nicht darin leben. Aber, Patron, weißt Du wol, daß Dich die störrigste Selbstsucht regiert, die sich hinter einer albernen Menschenscheu versteckt? Geh, geh, Peregrinus! Ich kann Dich nicht mehr achten, nicht mehr Dein Freund sein, wenn Du Dein Leben nicht änderst, die fatale Wirthschaft in Deinem Hause nicht aufgiebst."

Peregrinus schnippte mit dem Daumen, und sogleich warf ihm Meister Floh das mikroskopische Glas ins Auge.

Die Gedanken des zürnenden Pepusch lauteten: „Ist es nicht ein Jammer, daß ein solcher gemüthlicher, verständiger Mensch auf solche bedrohliche Abwege gerathen konnte, die ihn zuletzt zu völliger Abgespanntheit aller bessern Kräfte bringen können? Aber es ist gewiß, daß sein weiches, zum Trübsinn geneigtes Gemüth den Stoß nicht ertragen konnte, den ihm der Tod der Eltern versetzte, und daß er Trost in einem Treiben suchte, das an Wahnsinn grenzt. Er ist verloren, wenn ich ihn nicht rette. Ich will ihm desto härter zusetzen, mit desto grelleren Farben ihm das Bild seiner Thorheit aufstellen, je mehr ich ihn hochschätze, sein wahrer Freund bin und bleibe."

Peregrinus erkannte an diesen Gedanken, daß er in dem mürrischen Pepusch seinen alten wahrhaften Freund unverändert wiedergefunden.

„Georg," sprach Herr Peregrinus, nachdem ihm Meister Floh wieder das mikroskopische Glas aus der Pupille genommen, „ich mag mit Dir gar nicht darüber rechten, was Du über das Tadelnswerthe meiner Lebensweise sagst; denn ich weiß, daß Du es sehr gut mit mir meinst. Doch muß ich Dir sagen, daß es meine Brust hoch erhebt, wenn ich den Armen einen Freudentag bereiten kann, und ist dies, unerachtet ich dabei an Niemanden weniger denke als an mich selbst, gehässige Selbstsucht, so fehle ich wenigstens unbewußt. Das sind die Blumen in meinem Leben, das mir sonst vorkommt wie ein trauriges, unwirthbares Feld voll Disteln." —

„Was!" fuhr Georg Pepusch heftig auf; „was sprichst Du von Disteln? warum verachtest Du die Disteln und setzest sie den Blumen entgegen? Bist Du so wenig erfahren in der Naturkunde, um nicht zu wissen, daß die wunderherrlichste Blume, die es nur geben mag, nichts Anderes ist als die Blüthe einer Distel? Ich meine den Cactus grandiflorus. Und ist die Distel Zeherit nicht eben wieder der schönste Cactus unter der Sonne? Peregrinus, ich habe Dir es so lange verschwiegen oder vielmehr verschweigen müssen, weil ich selbst die klare

Erkenntniß davon nicht hatte; aber jetzt erfahre es, daß ich selbst die Distel Zeherit bin und meine Ansprüche auf die Hand der Tochter des würdigen Königs Sekakis, der holden himmlischen Prinzessin Gamaheh, durchaus nicht aufgeben will und werde! Ich habe sie gefunden; aber in demselben Augenblick erfaßten mich dämonische Wächter und Bürgerwachen und schleppten mich ins Gefängniß." —

„Wie?" rief Peregrinus, halb erstarrt vor Erstaunen, „auch Du, Georg, bist verflochten in die seltsamste aller Geschichten?" —

„Was für eine Geschichte?" fragte Pepusch.

Peregrinus nahm gar keinen Anstand, auch seinem Freunde wie Herrn Swammer Alles zu erzählen, was sich bei dem Buchbinder Lämmerhirt und darauf in seinem Hause begeben. Er verschwieg auch nicht die Erscheinung des Meisters Floh, wiewol, man mag es wol denken, den Besitz des geheimnißvollen Glases.

Georg's Augen brannten; er biß sich in die Lippen, er schlug sich vor die Stirn, er rief, als Peregrinus geendet, in voller Wuth: „Die Verruchte! Die Treulose! Die Verrätherin!" Um in der Selbstqual verzweifelnder Liebe jeden Tropfen aus dem Giftbecher, den ihm Peregrinus, ohne es zu ahnen, gereicht, gierig auszukosten, ließ er sich jeden kleinen Zug von Dörtjens Beginnen wiederholen. Dazwischen murmelte er: „In den Armen, — an der Brust, — glühende Küsse." Dann sprang er vom Fenster zurück, lief in der Stube umher und geberdete sich wie ein Rasender.

Vergebens rief Peregrinus ihm zu, er möge ihn doch nur weiter hören; er habe ihm noch viel Tröstliches zu sagen. Pepusch ließ nicht nach mit Toben.

Das Zimmer wurde aufgeschlossen, und ein Abgeordneter des Raths kündigte dem Herrn Peregrinus Tyß an, daß kein gesetzlicher Grund zu seiner längern Haft gefunden worden und er zurückkehren könne in seine Wohnung.

Den ersten Gebrauch, den Peregrinus von seiner wiedererlangten Freiheit machte, war, daß er sich als Gewährsmann für den verhafteten Georg Pepusch stellte, dem er bezeugte,

daß er wirklich der Georg Pepusch sei, mit dem er in innigster Freundschaft verbunden zu Madras gelebt, und der ihm als ein vermögender, ganz unbescholtener Mann bekannt sei. —

Meister Floh ergoß sich in sehr philosophischen, lehrreichen Betrachtungen, die darauf hinausliefen, daß die Distel Zeherit trotz der rauhen, störrigen Außenseite sehr human und verständig sei, jedoch sich stets ein Wenig zu anmaßend zeige. Im Grunde genommen, habe die Distel mit vollem Rechte die Lebensweise des Herrn Peregrinus getadelt, sei auch dies in etwas zu harten Ausdrücken geschehen. Er seinerseits wolle wirklich dem Herrn Peregrinus rathen, sich von nun an in die Welt zu begeben.

„Glaubt mir, Herr Peregrinus," so sprach Meister Floh, „es wird Euch gar manchen Nutzen bringen, wenn Ihr Eure Einsamkeit verlaßt. Fürs Erste dürft Ihr nicht mehr fürchten, scheu und verlegen zu erscheinen, da Ihr, das geheimnißvolle Glas im Auge, die Gedanken der Menschen beherrschet, es daher ganz unmöglich ist, daß Ihr nicht überall den richtigen Tact behaupten solltet. Wie fest, wie ruhig könnt Ihr vor den höchsten Häuptern auftreten, da ihr Innerstes klar vor Euren Augen liegt! Bewegt Ihr Euch frei in der Welt, so wird Euer Blut leichter fließen, jedes trübsinnige Brüten aufhören und, was das Beste ist, bunte Ideen und Gedanken werden aufgehen in Euerm Gehirn; das Bild der schönen Gamaheh wird von seinem Glanz verlieren, und bald seid Ihr dann besser im Stande, mir Wort zu halten."

Herr Peregrinus fühlte, daß Beide, Georg Pepusch und Meister Floh, es sehr gut mit ihm meinten, und er nahm sich vor, ihren weisen Rath zu befolgen. Doch sowie er die süße Stimme der holden Geliebten vernahm, welche öfters sang und spielte, so glaubte er nicht, wie es möglich sein werde, das Haus zu verlassen, das ihm zum Paradiese geworden.

Endlich gewann er es doch über sich, einen öffentlichen Spaziergang zu besuchen. Meister Floh hatte ihm das Glas ins Auge gesetzt und Platz genommen im Jabot, wo er sich sanft hin und her zu schaukeln wußte.

„Habe ich endlich das seltene Vergnügen, meinen guten, lieben Herrn Tyß wiederzusehen? Sie machen sich rar, bester Freund, und Alles schmachtet doch nach Ihnen. Lassen Sie uns irgendwo eintreten, eine Flasche Wein leeren auf Ihr Wohl, mein Herzensfreund! Wie ich mich freue, Sie zu sehen!" So rief ihm ein junger Mann entgegen, den er kaum zwei-, dreimal gesehen. — Die Gedanken lauteten: „Kömmt der alberne Misanthrop auch einmal zum Vorschein? Aber ich muß ihm schmeicheln, weil ich nächstens Geld von ihm borgen will. Er wird doch nicht des Teufels sein und meine Einladung annehmen? Ich habe keinen Groschen Geld, und kein Wirth borgt mir mehr." —

Zwei sehr zierlich gekleidete junge Mädchen traten dem Peregrinus geradezu in den Weg. Es waren Schwestern, weitläufig mit ihm verwandt.

„Ei, Vetterchen," rief die Eine lachend, „trifft man Sie einmal? Es ist gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie sich so einsperren, daß Sie sich nicht sehen lassen. Sie glauben nicht, wie Mutterchen Ihnen gut ist, weil Sie solch ein verständiger Mensch sind. Versprechen Sie mir, bald zu kommen! Da, küssen Sie mir die Hand!" — Die Gedanken lauteten: „Wie, was ist das? Was ist mit dem Vetter vorgegangen? Ich wollte ihn recht in Furcht und Angst setzen. Sonst lief er vor mir, vor jedem Frauenzimmer, und jetzt bleibt er stehen und guckt mir so ganz sonderbar ins Auge und küßt mir die Hand ohne alle Scheu! Sollte er in mich verliebt sein? Das fehlte noch! Die Mutter sagt, er sei etwas dämisch. Was thut's? Ich nehme ihn. Ein dämischer Mann ist, wenn er reich ist wie der Vetter, eben der beste."

Die Schwester hatte mit niedergeschlagenen Augen und hochrothen Wangen blos gelispelt: „Besuchen Sie uns recht bald, lieber Vetter!" — Die Gedanken lauteten: „Der Vetter ist ein recht hübscher Mensch, und ich begreife nicht, warum ihn die Mutter albern und abgeschmackt nennt und ihn nicht leiden mag. Wenn er in unser Haus kommt, verliebt er sich in mich; denn ich bin das schönste Mädchen in ganz Frankfurt. Ich nehme ihn, weil ich einen reichen Menschen hei-

rathen will, damit ich bis elf Uhr schlafen und theurere Shawls tragen darf als die Frau von Karsner.“ —

Ein vorüberfahrender Arzt ließ, als er den Peregrinus erblickte, den Wagen halten und schrie zum Schlage heraus: „Guten Morgen, bester Tyß! Sie sehen aus wie das Leben. Der Himmel erhalte Sie bei guter Gesundheit! Aber wenn Ihnen was zustoßen sollte, so denken Sie an mich, an den alten Freund Ihres seligen Herrn Vaters! Solchen kräftigen Naturen helfe ich auf die Beine in weniger Zeit. Adieu!“ — Die Gedanken lauteten: „Ich glaube, der Mensch ist aus purem Geiz beständig gesund. Aber er sieht mir so blaß, so verstört aus; er scheint mir endlich was am Halse zu haben. Nun, kommt er mir unter die Hände, so soll er nicht wieder so bald vom Lager aufstehen; er soll tüchtig büßen für seine hartnäckige Gesundheit.“ —

„Seien Sie schönstens gegrüßt, Wohledler!“ rief ihm gleich darauf ein alter Kaufmann entgegen. „Sehen Sie, wie ich laufe und renne, wie ich mich plagen muß der Geschäfte halber! Wie weise ist es, daß Sie sich den Geschäften entzogen, unerachtet es bei Ihren Einsichten Ihnen gar nicht fehlen könnte, den Reichthum Ihres Herrn Vaters zu verdoppeln.“ — Die Gedanken lauteten: „Wenn der Mensch nur Geschäfte machen wollte! Der verwirrte Einfaltspinsel würde in kurzer Zeit seinen ganzen Reichthum verspeculiren, und das wäre dann ein Gaudium. Der alte Herr Papa, der seine Freude daran hatte, andere ehrliche Leute, die sich durch ein klein Bankerottchen aufhelfen wollten, schonungslos zu ruiniren, würde sich im Grabe umdrehen.“ —

Noch viel mehr solche schneidende Widersprüche zwischen Worten und Gedanken liefen dem Peregrinus in den Weg. Stets richtete er seine Antworten mehr nach dem ein, was die Leute gedacht, als nach dem, was sie gesprochen, und so konnt' es nicht fehlen, daß, da Peregrinus in der Leute Gedanken eingedrungen, sie selbst gar nicht wußten, was sie von dem Peregrinus denken sollten. Zuletzt fühlte sich Herr Peregrinus ermüdet und betäubt. Er schnippte mit dem Daumen, und sogleich verschwand das Glas aus der Pupille des linken Auges.

Als Peregrinus in sein Haus trat, wurde er durch ein seltsames Schauspiel überrascht. Ein Mann stand in der Mitte des Flurs und sah durch ein seltsam geformtes Glas unverwandten Blickes nach Herrn Swammer's Stubenthür. Auf dieser Thür spielten aber sonnenhelle Kreise in Regenbogenfarben und fuhren zusammen in einen feurig glühenden Punkt, der durch die Thür zu dringen schien. Sowie dies geschehen, vernahm man ein dumpfes Aechzen, von Schmerzenslauten unterbrochen, das aus dem Zimmer kam.

Zu seinem Entsetzen glaubte Herr Peregrinus, Gamaheh's Stimme zu erkennen.

„Was wollen Sie? Was treiben Sie hier?" So fuhr Peregrinus auf den Mann los, der wirklich Teufelskünste zu treiben schien, indem stets rascher, stets feuriger die Regenbogenkreise spielten, stets glühender der Punkt hineinfuhr, stets schmerzlicher die Jammerlaute aus dem Zimmer ertönten.

„Ach," sprach der Mann, indem er seine Gläser zusammenschob und schnell einsteckte, „ach, sieh da, der Herr Wirth! Verzeihen Sie, bester Herr Tyß, daß ich hier ohne Ihre gütige Erlaubniß operire! Aber ich war bei Ihnen, um mir diese Erlaubniß zu erbitten. Da sagte mir aber die gute, freundliche Aline, daß Sie ausgegangen seien, und die Sache hier unten litt keinen Aufschub.

„Welche Sache?" fragte Peregrinus ziemlich barsch. „Welche Sache hier unten ist's, die keinen Aufschub leidet?" —

„Sollten Sie," fuhr der Mann mit widrigem Lächeln fort, „sollten Sie, werthester Herr Tyß, denn nicht wissen, daß mir meine ungerathene Nichte Dörtje Elverdink entlaufen ist? Sie sind ja, wiewol mit großem Unrecht, als ihr Entführer verhaftet worden, weshalb ich denn auch, sollte es darauf ankommen, mit vielem Vergnügen Ihre völlige Unschuld bezeugen werde. Nicht zu Ihnen, nein, zu dem Herrn Swammerdam, der sonst mein Freund war, sich aber jetzt in meinen Feind verkehrt hat, ist die treulose Dörtje geflüchtet. Sie sitzt hier im Zimmer, ich weiß es, und zwar allein, da Herr Swammerdam ausgegangen. Eindringen kann ich nicht, da die

Thüre fest verschlossen und verriegelt ist, ich aber viel zu gutmüthig bin, um Gewalt anzuwenden. Deshalb nehme ich mir aber die Freiheit, die Kleine mit meinem optischen Marter-Instrument etwas zu quälen, damit sie erkenne, daß ich, trotz ihres eingebildeten Prinzessinthums, ihr Herr und Meister bin.“ —

„Der Teufel,“ schrie Peregrinus im höchsten Grimme, „der Teufel sind Sie, Herr, aber nicht Herr und Meister der holden, himmlischen Gamaheh. Fort aus dem Hause! Treiben Sie Ihre Satanskünste, wo Sie wollen; aber hier scheitern Sie damit; — dafür werde ich sorgen.“ —

„Ereifern Sie sich nur nicht, bester Herr Tyß!“ sprach Leeuwenhoeck, „ich bin ein unschuldiger Mann, der nichts will als alles Gute. Sie wissen nicht, wessen Sie sich annehmen. Es ist ein kleiner Unhold, ein kleiner Basilisk, der dort im Zimmer sitzt in der Gestalt des holdesten Weibleins. Möchte sie, wenn ihr der Aufenthalt bei meiner Wenigkeit durchaus mißfiel, doch geflohen sein; aber durfte die treulose Verrätherin mir mein schönstes Kleinod, den besten Freund meiner Seele, ohne den ich nicht leben, nicht bestehen kann, rauben? Durfte sie mir den Meister Floh entführen? Sie werden, Verehrtester, nicht verstehen, was ich meine; aber . . .“

Hier konnte Meister Floh, der von dem Jabot des Herrn Peregrinus hinaufgesprungen war und den sicherern und bequemern Platz in der Halsbinde eingenommen hatte, sich nicht enthalten, ein feines höhnisches Gelächter aufzuschlagen.

„Ha,“ rief Leeuwenhoeck, wie vom jähen Schreck getroffen, „ha, was war das? — Sollte es möglich sein? — Ja, hier an diesem Orte! — Erlauben Sie doch, verehrtester Herr Peregrinus!“

Damit streckte Leeuwenhoeck den Arm aus, trat dicht heran an Herrn Peregrinus und wollte nach seiner Halsbinde greifen.

Peregrinus wich ihm aber geschickt aus, faßte ihn mit starker Faust und schleppte ihn nach der Hausthüre, um ihn ohne Weiteres hinauszuwerfen. Eben als Peregrinus sich mit Leeuwenhoeck, der sich in ohnmächtigen Protestationen er-

schöpfte, dicht an der Thüre befand, wurde diese von außen geöffnet, und herein stürmte Georg Pepusch, hinter ihm aber Herr Swammerdam.

Sowie Leeuwenhoeck seinen Feind Swammerdam erblickte, riß er sich los mit der größten Anstrengung seiner letzten Kräfte, sprang zurück und stemmte sich mit dem Rücken gegen die Thüre des verhängnißvollen Zimmers, wo die Schöne gefangen saß.

Swammerdam zog, dies gewahrend, ein kleines Fernglas aus der Tasche, schob es lang aus und ging dem Feinde zu Leibe, indem er laut rief: „Zieh, Verdammter, wenn Du Courage hast!"

Schnell hatte Leeuwenhoeck ein ähnliches Instrument in der Hand, schob es ebenfalls auseinander und schrie: „Nur heran! Ich stehe Dir. Bald sollst Du meine Macht fühlen." Beide setzten nun die Ferngläser ans Auge und fielen grimmig gegen einander aus mit scharfen mörderischen Streichen, indem sie ihre Waffen durch Aus- und Einschieben bald verlängerten, bald verkürzten. Da gab es Finten, Paraden, Volten, kurz, alle nur möglichen Fechterkünste, und immer mehr schienen sich die Gemüther zu erhitzen. Wurde Einer getroffen, so schrie er laut auf, sprang in die Höhe, machte die wunderlichsten Capriolen, die schönsten Entrechats, Pirouetten wie der beste Solotänzer von der Pariser Bühne, bis der Andere ihn mit dem verkürzten Fernglase fest fixirte. Geschah diesem nun Gleiches, so machte er es ebenso. So wechselten sie mit den ausgelassensten Sprüngen, mit den tollsten Geberden, mit dem wüthendsten Geschrei. Der Schweiß tropfte ihnen von der Stirne herab; die blutrothen Augen traten ihnen zum Kopfe heraus, und da man nur ihr wechselseitiges Anblicken durch die Ferngläser, sonst aber keine Ursache ihres Veitstanzes gewahrte, so mußte man sie für Rasende halten, die dem Irrenhause entsprungen. Die Sache war übrigens ganz artig anzusehen.

Herrn Swammerdam gelang es endlich, den bösen Leeuwenhoeck aus seiner Stellung an der Thüre, die er mit hart-

näckiger Tapferkeit behauptet, zu vertreiben und den Kampf in den Hintergrund des Flurs zu spielen.

Georg Pepusch nahm den Augenblick wahr, drückte die frei gewordene Thüre, die weder verschlossen noch verriegelt war, auf und schlüpfte ins Zimmer hinein. Sogleich stürzte er aber auch wieder heraus, schrie: „Sie ist fort, fort!“ und eilte mit Blitzesschnelle aus dem Hause vondannen. — Beide, Leeuwenhoeck und Swammerdam, hatten sich schwer getroffen; denn Beide hüpften, tanzten auf ganz tolle Weise und machten dazu mit Heulen und Schreien eine Musik, die dem Wehgeschrei der Verdammten in der Hölle zu gleichen schien.

Peregrinus wußte in der That nicht recht, was er beginnen sollte, die Wüthenden auseinanderzubringen und so einen Auftritt zu endigen, der ebenso lächerlich als entsetzlich war. Endlich gewahrten Beide, daß die Thüre des Zimmers weit offen stand, vergaßen Kampf und Schmerz, steckten die verderblichen Waffen ein und stürzten sich ins Zimmer.

Schwer fiel es nun erst dem Herrn Peregrinus Tyß aufs Herz, daß die Schönste aus dem Hause entflohen; er verwünschte den abscheulichen Leeuwenhoeck in die Hölle. Da ließ sich auf der Treppe Alinens Stimme vernehmen. Sie lachte laut und rief wiederum dazwischen: „Was man nicht Alles erlebt! Wundersam — unglaublich! Wer hätte sich das träumen lassen?“ —

„Was ist denn schon wieder Unglaubliches vorgefallen?“ fragte Peregrinus kleinlaut. —

„O lieber Herr Tyß,“ rief ihm die Alte entgegen, „kommen Sie doch nur schnell herauf! Gehen Sie doch nur in Ihr Zimmer!“

Die Alte öffnete ihm schalkisch kichernd die Thüre seines Gemachs. Als er hineintrat, da — o Wunder! o Wonne! — hüpfte ihm die holde Dörtje Elverdink entgegen, gekleidet in das verführerische Gewand von Silberzindel, wie er sie bei dem Herrn Swammer erblickt. — „Endlich sehe ich Sie wieder, mein süßer Freund,“ lispelte die Kleine und wußte sich dem Peregrinus so anzuschmiegen, daß er nicht umhin konnte, sie, aller guten Vorsätze ungeachtet, auf das Zärtlichste zu um-

armen. Die Sinne wollten ihm vergehen vor Entzücken und Liebeslust.

Wol oft hat es sich aber begeben, daß Jemand gerade im höchsten Rausch der überschwänglichsten Wonne sich recht derb die Nase stieß und, plötzlich geweckt durch den irdischen Schmerz, aus dem seligen Jenseits herabfiel in das ordinäre Diesseits. Gerade so ging es Herrn Peregrinus. Als er sich nämlich hinabbückte, um Dörtje's süßen Mund zu küssen, stieß er sich ganz entsetzlich die nicht unansehnliche Nase an dem Diadem von funkelnden Brillanten, das die Kleine in den schwarzen Locken trug. Der empfindliche Schmerz des Stoßes an den eckig geschliffenen Steinen brachte ihn hinlänglich zu sich selbst, um das Diadem zu gewahren. Das Diadem mahnte ihn aber an die Prinzessin Gamaheh, und dabei mußte ihm wieder Alles einfallen, was ihm Meister Floh von dem verführerischen Wesen gesagt hatte. Er bedachte, daß einer Prinzessin, der Tochter eines mächtigen Königs, unmöglich an seiner Liebe etwas gelegen sein könne, und daß ihr ganzes liebeathmendes Betragen wol als gleißnerischer Trug gelten dürfe, durch den die Verrätherin sich den zauberischen Floh wieder verschaffen wolle. Dies betrachtend, glitt ein Eisstrom durch sein Inneres, der die Liebesflammen, wenn auch nicht gänzlich auslöschte, so doch wenigstens dämpfte.

Peregrinus wand sich sanft aus den Armen der Kleinen, die ihn liebend umfaßt hatte, und sprach leise mit niedergeschlagenen Augen: „Ach, Du lieber Himmel! Sie sind ja doch die Tochter des mächtigen Königs Sekakis, die schöne, hohe, herrliche Prinzessin Gamaheh. Verzeihung, Prinzessin, wenn mich ein Gefühl, dem ich nicht widerstehen konnte, hinriß zur Thorheit, zum Wahnsinn! Aber Sie selbst, Durchlauchtige . . ."

„Was sprichst Du, mein holder Freund?" unterbrach Dörtje Elverdink den Peregrinus. „Ich eines mächtigen Königs Tochter? Ich eine Prinzessin? Ich bin ja Deine Aline, die Dich lieben wird bis zum Wahnsinn, wenn Du . . . Doch, wie ist mir denn? Aline, die Königin von Golconda? Die ist ja schon bei Dir; ich habe mit ihr gesprochen. Eine gute,

liebe Frau; doch alt ist sie geworden und lange nicht mehr so hübsch, als zur Zeit ihrer Verheirathung mit einem französischen General! Weh mir! Ich bin wol nicht die Rechte? ich habe wol nie in Golconda geherrscht? Weh mir!"

Die Kleine hatte die Augen geschlossen und begann zu wanken. Peregrinus brachte sie auf das Sopha.

„Gamaheh," fuhr sie wie somnambul sprechend fort, „Gamaheh, sagst Du? Gamaheh, die Tochter des Königs Sekakis? Ja, ich erinnere mich, in Famagusta ... Ich war eigentlich eine schöne Tulpe; doch nein, schon damals fühlte ich Sehnsucht und Liebe in der Brust. Still, still davon!"

Die Kleine schwieg; sie schien ganz einschlummern zu wollen. Peregrinus übernahm das gefährliche Wagestück, sie in eine bequemere Stellung zu bringen. Doch sowie er die Holde sanft umschlang, stach ihn eine versteckte Nadel recht derb in den Finger. Seiner Gewohnheit nach schnippte er mit dem Daumen. Meister Floh hielt das aber für das verabredete Zeichen und setzte ihm augenblicklich das mikroskopische Glas in die Pupille.

So wie immer erblickte Peregrinus hinter der Hornhaut der Augen das seltsame Geflecht der Nerven und Adern, die bis in das tiefe Gehirn hineingingen. Aber durch dies Geflecht schlangen sich hell blinkende Silberfäden, wol hundertmal dünner als die Fäden des dünnsten Spinngewebes, und eben diese Fäden, die endlos zu sein schienen, da sie sich hinausrankten aus dem Gehirn in ein, selbst dem mikroskopischen Auge unentdeckbares Etwas, verwirrten — vielleicht Gedanken sublimer Art — die andern von leichter zu erfassender Gattung. Peregrinus gewahrte bunt durcheinander Blumen, die sich zu Menschen gestalteten, dann wieder Menschen, die in die Erde zerflossen und dann als Steine, Metalle hervorblickten. Und dazwischen bewegten sich allerlei seltsame Thiere, die sich unzähligemal verwandelten und wunderbare Sprachen redeten. Keine Erscheinung paßte zu der andern, und in der bangen Klage brustzerreißender Wehmuth, die durch die Luft ertönte, schien sich die Dissonanz der Erscheinungen auszusprechen. Doch eben diese Dissonanz verherrlichte nur noch mehr die

tiefe Grundharmonie, die siegend hervorbrach und Alles, was entzweit geschienen, vereinigte zu ewiger, namenloser Lust.

„Verwirrt Euch nicht, guter Herr Peregrinus!“ zischelte Meister Floh. „Das sind Gedanken des Traumes, die Ihr da schaut. Sollte auch vielleicht noch etwas mehr dahinter stecken, so ist es wol jetzt nicht an der Zeit, das weiter zu untersuchen. Ruft nur die verführerische Kleine bei ihrem rechten Namen, und fragt sie dann aus, wie Ihr Lust habt!“

Da die Kleine verschiedene Namen führte, so hätte es, wie man denken sollte, dem Peregrinus schwer fallen müssen, den rechten zu treffen. Peregrinus rief aber, ohne sich im Mindesten zu besinnen: „Dörtje Elverdink! Holdes, liebes Mädchen! Wäre es kein Trug? Wäre es möglich, daß Du mich wirklich lieben könntest?“ Sogleich erwachte die Kleine aus ihrem träumerischen Zustande, schlug die Aeugelein auf und sprach mit leuchtendem Blick: „Welche Zweifel, mein Peregrinus! Kann ein Mädchen wol das beginnen, was ich begann, wenn nicht die glühendste Liebe ihre Brust erfüllt? Peregrinus, ich liebe Dich wie keinen Andern, und willst Du mein sein, so bin ich Dein mit ganzer Seele und bleibe bei Dir, weil ich nicht von Dir lassen kann, und nicht etwa blos, um der Tyrannei des Onkels zu entfliehen.“

Die Silberfäden waren verschwunden, und die gehörig geordneten Gedanken lauteten: „Wie ist das zugegangen? Erst heuchelte ich ihm Liebe, blos um den Meister Floh mir und dem Leeuwenhoeck wiederzugewinnen, und jetzt bin ich ihm in der That gut geworden. Ich habe mich in meinen eigenen Fallstricken gefangen. Ich denke kaum mehr an den Meister Floh; ich möchte ewig dem Mann angehören, der mir liebenswürdiger vorkommt als alle, die ich bis jetzt gesehen.“

Man kann sich vorstellen, wie diese Gedanken alles selige Entzücken in Peregrinus' Brust entflammten. Er fiel vor der Holden nieder, bedeckte ihre Händchen mit tausend glühenden Küssen, nannte sie seine Wonne, seinen Himmel, sein ganzes Glück.

„Nun, mein Theurer, wirst Du gewiß einen Wunsch nicht zurückweisen, von dessen Erfüllung die Ruhe, ja das ganze

Dasein Deiner Geliebten abhängt," lispelte die Kleine, indem sie ihn sanft an ihre Seite zog.

„Verlange Alles, mein süßes Leben, Alles, was Du willst! Dein leisester Wunsch ist mir Gebot," erwiderte Peregrinus, indem er die Kleine zärtlich umschlang. „Nichts in der Welt ist mir so theuer, daß ich es nicht Dir, nicht Deiner Liebe mit Freuden opfern sollte." —

„Weh mir!" zischelte Meister Floh. „Wer hätte das gedacht, daß die Treulose siegen sollte? Ich bin verloren." —

„So höre denn!" fuhr die Kleine fort, nachdem sie die glühenden Küsse, die Peregrinus auf ihre Lippen gedrückt, feurig erwidert hatte. „Ich weiß, auf welche Art der . . ."

Die Thüre sprang auf, und herein trat Herr Georg Pepusch. „Zeherit!" schrie wie in Verzweiflung die Kleine auf und sank leblos in den Sopha zurück.

Die Distel Zeherit flog aber auf die Prinzessin Gamaheh los, nahm sie in den Arm und rannte mit ihr blitzschnell vondannen.

Meister Floh war für diesmal gerettet.

Fünftes Abenteuer.

Gedanken junger dichterischer Enthusiasten und schriftstellerischer Damen. — Peregrinus' Betrachtungen über sein Leben und Meister Floh's Gelehrsamkeit und Verstand. — Seltene Tugend und Standhaftigkeit des Herrn Tyß. — Unerwarteter Ausgang eines bedrohlichen tragischen Auftritts.

Mit Blitzesschnelle hatte, wie es der geneigte Leser am Schlusse des vierten Abenteuers erfahren hat, Georg Pepusch die Kleine aus des verliebten Peregrinus Armen entführt und Diesen zurückgelassen starr vor Erstaunen und Schreck.

Als Peregrinus, endlich zur Besinnung gekommen, aufsprang und dem räuberischen Freunde nachsetzte, war Alles

öde und still im Hause. Auf wiederholtes starkes Rufen pantoffelte die alte Aline aus dem entferntesten Zimmer heran und versicherte, von dem ganzen Vorfall auch nicht das Mindeste bemerkt zu haben.

Peregrinus wollte über Dörtje's Verlust beinahe außer sich gerathen. Meister Floh ließ sich aber vernehmen mit tröstenden Worten: „Ihr wißt ja noch gar nicht, theurer Herr Peregrinus Tyß," sprach er mit einem Ton, der dem Hoffnungslosesten Zutrauen einflößen mußte, „ob die schöne Dörtje Elverdink Euer Haus wirklich verlassen hat. So viel ich mich auf solche Dinge verstehe, ist sie gar nicht weit; mir ist's, als wittere ich ihre Nähe. Doch wollt Ihr meinem freundschaftlichen Rathe vertrauen und ihn befolgen, so überlaßt die schöne Dörtje ihrem Schicksal! Glaubt mir, die Kleine ist ein wetterwendisches Ding. Mag es sein, daß sie, wie Ihr mir gesagt habt, Euch jetzt wirklich gut geworden ist; wie lange wird es dauern, und sie versetzt Euch in solch Trübsal und Leid, daß Ihr Gefahr lauft, darüber den Verstand zu verlieren wie die Distel Zeherit? Noch einmal sage ich es Euch: gebt Euer einsames Leben auf! Ihr werdet Euch besser dabei befinden. Was für Mädchen habt Ihr denn schon kennen gelernt, daß Ihr die Dörtje für das schönste achtet? Welchem Weibe habt Ihr Euch denn schon genähert mit freundlichen Liebesworten, daß Ihr glaubt, nur Dörtje könne Euch lieben? Geht, geht, Peregrinus! Die Erfahrung wird Euch eines Bessern überzeugen. Ihr seid ein ganz hübscher, stattlicher Mann, und ich müßte nicht so verständig und scharfsichtig sein, wie es der Meister Floh wirklich ist, wenn ich nicht voraussehen sollte, daß Euch das Glück der Liebe noch lachen wird auf ganz andere Weise, als Ihr es wol jetzt vermuthet." —

Peregrinus hatte dadurch, daß er an öffentliche Oerter ging, bereits die Bahn gebrochen, und es wurde ihm nun weniger schwer, Gesellschaften zu besuchen, denen er sich sonst entzogen. Meister Floh that ihm dabei mit dem mikroskopischen Glase vortreffliche Dienste, und Peregrinus soll während der Zeit ein Tagebuch gehalten und die wunder-

lichsten, ergetzlichsten Contraste zwischen Worten und Gedanken, wie sie ihm täglich aufstießen, aufgezeichnet haben. Vielleicht findet der Herausgeber des seltsamen Märchens, „Meister Floh" geheißen, künftig Gelegenheit, manches weiterer Mittheilung Würdige aus diesem Tagebuch ans Licht zu fördern; hier würde es nur die Geschichte aufhalten und darum dem geneigten Leser eben nicht willkommen sein. So viel kann gesagt werden, daß manche Redensarten mit den dazu gehörenden Gedanken stereotypisch wurden, wie z. B.: „Ich erbitte mir Ihren gütigen Rath," lautet in Gedanken: „Er ist albern genug, zu glauben, daß ich wirklich in einer Sache, die längst beschlossen, seinen Rath verlange, und das kitzelt ihn." — „Ich vertraue Ihnen ganz," — „Ich weiß ja längst, daß er ein Spitzbube ist," u. s. w.

Endlich darf auch noch bemerkt werden, daß manche Leute doch den Peregrinus mit seinen mikroskopischen Betrachtungen in große Verlegenheit setzten. Das waren nämlich die jungen Männer, die über Alles in den höchsten Enthusiasmus gerathen und sich in einen brausenden Strom der prächtigsten Redensarten ergießen konnten. Unter diesen schienen am Tiefsten und Herrlichsten junge Dichter zu sprechen, die von lauter Phantasie und Genialität strotzten und vorzüglich von Damen viel Anbetung erleiden mußten. Ihnen reihten sich schriftstellerische Frauen an, die alle Tiefen des Seins hienieden so wie alle echt philosophische, das Innerste durchdringende Ansichten der Verhältnisse des socialen Lebens, wie man zu sagen pflegt, recht am Schnürchen hatten und mit prächtigen Worten herzusagen wußten wie eine Festtagspredigt. Kam es dem Peregrinus wunderbar vor, daß die Silberfäden aus Gamaheh's Gehirn herausrankten in ein unentdeckbares Etwas, so erstaunte er nicht weniger darüber, was er im Gehirn der erwähnten Leute wahrnahm. Er sah zwar das seltsame Geflecht von Adern und Nerven, bemerkte aber zugleich, daß diese, gerade wenn die Leute über Kunst und Wissenschaft, über die Tendenzen des höhern Lebens überhaupt ganz ausnehmend herrlich sprachen, gar nicht eindrangen in die Tiefe des Gehirns, sondern wieder zurückwuchsen,

so daß von deutlicher Erkennung der Gedanken gar nicht die Rede sein konnte. Er theilte seine Bemerkung dem Meister Floh mit, der gewöhnlich in einer Falte des Halstuches saß. Meister Floh meinte, daß das, was Peregrinus für Gedanken halte, gar keine wären, sondern nur Worte, die sich vergeblich mühten, Gedanken zu werden.

Erlustigte sich nun Herr Peregrinus Tyß in der Gesellschaft auf mannichfache Weise, so ließ auch sein treuer Begleiter, Meister Floh, viel von seinem Ernste nach und bewies sich als ein kleiner schalkischer Lüstling, als ein aimable roué. Keinen schönen Hals, keinen weißen Nacken eines Frauenzimmers konnte er nämlich sehen, ohne bei der ersten besten Gelegenheit aus seinem Schlupfwinkel hervor und auf den einladenden Sitz zu springen, wo er jeder Nachstellung gespitzter Finger geschickt zu entgehen wußte. Dies Manöver umfaßte ein doppeltes Interesse. Einmal fand er selbst seine Lust daran; dann wollte er aber auch des Peregrinus Blicke auf Schönheiten ziehen, die Dörtje's Bild verdunkeln sollten. Das schien aber ganz vergebliche Mühe zu sein; denn keine einzige der Damen, denen sich Peregrinus ohne alle Scheu mit voller Unbefangenheit näherte, kam ihm so gar hübsch und anmuthig vor wie seine kleine Prinzessin. Weshalb aber auch nun vollends seine Liebe zur Kleinen festhielt, war, daß er bei keiner Worte und Gedanken so zu seinen Gunsten übereinstimmend fand wie bei ihr. Er glaubte, sie nimmermehr lassen zu können, und erklärte dies unverholen. Meister Floh ängstigte sich nicht wenig. —

Peregrinus bemerkte eines Tages, daß die alte Aline schalkisch vor sich hinlächelte, öfter als sonst Tabak schnupfte, sich räusperte, undeutliches Zeug murmelte, kurz, in ihrem ganzen Wesen that wie Jemand, der etwas auf dem Herzen hat und es gern los sein möchte. Dabei erwiderte sie auf Alles: „Ja, man kann das nicht wissen; man muß das abwarten!" — mochten nun diese Redensarten passen oder nicht. — „Sage Sie es nur lieber gleich heraus, Aline, was es wieder giebt, ohne so um mich herumzuschleichen mit geheimnißvollen Mienen!" rief Peregrinus endlich voll Ungeduld.

„Ach, das herzige, allerliebste Zuckerpüppchen, das zarte liebe Ding!“ rief die Alte, indem sie die dürren Fäuste zusammenschlug.

„Wen meint Sie denn?“ unterbrach Peregrinus die Alte verdrießlich.

„Ei, wen sollte ich denn anders meinen als unsere liebe Prinzeß hier unten bei Herrn Swammer, Ihre liebe Braut, Herr Tyß!“ sprach diese schmunzelnd weiter.

„Weib, unglückliches Weib!“ fuhr Peregrinus auf, „sie ist hier, hier im Hause, und das sagst Du mir erst jetzt?“ —

„Wo sollte die Prinzeß auch wol anders sein als hier, wo sie ihre Mutter gefunden hat?“ erwiderte die Alte, ohne im Mindesten aus ihrer behaglichen Ruhe zu kommen.

„Wie, was sagst Du, Aline?“ rief Peregrinus.

„Ja, Aline, das ist mein rechter Name, und wer weiß, was in kurzer Zeit, vor Ihrer Hochzeit, noch Alles an das Tageslicht kommen wird!“ sprach die Alte, indem sie den Kopf erhob.

Ohne an Peregrinus' Ungeduld, der sie bei allen Engeln und Teufeln beschwor, doch nur zu reden, zu erzählen, sich auch nur im Mindesten zu kehren, nahm die Alte gemächlich Platz in einem Lehnstuhl, zog die Dose hervor, nahm eine große Prise und bewies dann dem Peregrinus sehr umständlich mit vielen Worten, daß es keinen größeren, schädlicheren Fehler gebe als die Ungeduld.

„Ruhe, mein Söhnchen, ist Dir vor allen Dingen nöthig,“ so sprach sie; „denn sonst läufst Du Gefahr, Alles zu verlieren in dem Augenblick, da Du es gewonnen zu haben glaubst. Ehe Du ein Wörtchen von mir hörst, mußt Du Dich dort still hinsetzen wie ein artiges Kind und mich bei Leibe nicht in meiner Erzählung unterbrechen.“

Was blieb dem Peregrinus übrig, als der Alten zu gehorchen, die, sowie Peregrinus Platz genommen, Dinge vorbrachte, die wunderlich und seltsam genug anzuhören waren.

Wie die Alte erzählte, hatten die beiden Herren, nämlich Swammerdam und Leeuwenhoeck, sich in dem Zimmer noch recht tüchtig herumgebalgt und dabei entsetzlich gelärmt

und getobt. Dann war es zwar stille geworden; ein dumpfes Aechzen hatte indessen die Alte befürchten lassen, daß Einer von Beiden auf den Tod verwundet. Als nun aber die Alte neugierig durch das Schlüsselloch guckte, gewahrte sie ganz etwas Anderes, als sie geglaubt. Swammerdam und Leeuwenhoeck hatten den Georg Pepusch erfaßt und strichen und drückten ihn mit ihren Fäusten so, daß er immer dünner und dünner wurde, worüber er denn so ächzte, wie es die Alte vernommen. Zuletzt, als Pepusch so dünn geworden wie ein Distelstengel, versuchten sie, ihn durch das Schlüsselloch zu drücken. Der arme Pepusch hing schon mit dem halben Leibe heraus auf den Flur, als die Alte entsetzt vondannen floh. Bald darauf vernahm die Alte ein lautes, schallendes Gelächter und gewahrte, wie Pepusch in seiner natürlichen Gestalt von den beiden Magiern ganz friedlich zum Hause hinausgeführt wurde. In der Thüre des Zimmers stand die schöne Dörtje und winkte die Alte hinein. Sie wollte sich putzen und hatte dabei die Hilfe der Alten nöthig.

Die Alte konnte gar nicht genug von der großen Menge Kleider reden, welche die Kleine aus allerlei alten Schränken herbeigeholt und ihr gezeigt, und von denen eines immer reicher und prächtiger gewesen als das andere. Dann versicherte die Alte auch, daß wol nur eine indische Prinzessin solch Geschmeide besitzen könne wie die Kleine; die Augen thäten ihr noch weh von dem blendenden Gefunkel.

Die Alte erzählte weiter, wie sie mit dem lieben Zuckerkinde während des Ankleidens dies und jenes gesprochen, wie sie an den seligen Herrn Tyß, an das schöne Leben, das sonst im Hause geführt worden, gedacht, und wie sie zuletzt auf ihre verstorbenen Verwandten gekommen.

„Sie wissen, lieber Herr Tyß," so sprach die Alte, „daß mir nichts über meine selige Frau Muhme, die Kattundruckersfrau, geht. Sie war in Mainz, und ich glaube gar, auch in Indien gewesen und konnte Französisch beten und singen. Habe ich dieser Frau Muhme den unchristlichen Namen Aline zu verdanken, so will ich ihr das gern im Grabe verzeihen, da ich die feine Lebensart, die Manierlichkeit, den Verstand,

die Worte hübsch zu setzen, allein von ihr profitirt habe. Als ich nun recht viel von der Frau Muhme erzählte, fragte die kleine Prinzessin nach meinen Eltern, Großeltern und immer so weiter und weiter in die Familie hinein. Ich schüttete mein Herz aus; ich sprach ganz ohne Rückhalt davon, daß meine Mutter beinahe ebenso schön gewesen sei als ich, wiewol ich sie in Ansehung der Nase übertreffe, die vom Vater abstamme und überhaupt nach der Form in der Familie gebräuchlich sei schon seit Menschengedenken. Da kam ich denn auch auf die Kirchweihe zu reden, als ich den Deutschen tanzte mit dem Sergeanten Haberpiep und die himmelblauen Strümpfe angezogen hatte mit den rothen Zwickeln. Nun, lieber Gott, wir sind Alle schwache, sündige Menschen. — Doch, Herr Tyß, Sie sollten nur selbst gesehen haben, wie die kleine Prinzeß, die erst gekichert und gelacht hatte, daß es eine Lust war, immer stiller und stiller wurde und mich anstarrte mit solchen seltsamen Blicken, daß mir in der That ganz graulich zu Muthe wurde. Und denken Sie sich, Herr Tyß, plötzlich, ehe ich mir's versehen, liegt die kleine Prinzeß vor mir auf den Knieen und will mir durchaus die Hand küssen und ruft: ‚Ja, Du bist es, — nun erst erkenne ich Dich, — ja, Du bist es selbst.‘ Und als ich nun ganz erstaunt frage, was das heißen solle . . .“

Die Alte stockte, und als Peregrinus in sie drang, doch nur weiter zu reden, nahm sie ganz ernst und bedächtig eine große Prise und sprach: „Wirst es zeitig genug erfahren, mein Söhnchen, was sich nun weiter begab. Jedes Ding hat seine Zeit und seine Stunde.“

Peregrinus wollte eben noch schärfer in die Alte dringen, ihm mehr zu sagen, als diese in ein gellendes Gelächter ausbrach. Peregrinus mahnte sie mit finsterem Gesicht daran, daß sein Zimmer eben nicht der Ort sei, wo sie mit ihm Narrenspossen treiben dürfe. Doch die Alte schien, beide Fäuste in die Seiten stemmend, ersticken zu wollen. Die brennend rothe Farbe des Antlitzes ging über in ein angenehmes Kirschbraun, und Peregrinus stand im Begriff, der Alten ein volles Glas Wasser ins Gesicht zu gießen, als sie

zu Athem kam und die Sprache wiedergewann. „Soll man nicht lachen über das kleine närrische Ding?“ sprach sie; „nein, solche Liebe giebt es gar nicht mehr auf Erden. Denken Sie sich, Herr Tyß ...“ Die Alte lachte aufs Neue; dem Peregrinus wollte die Geduld ausgehen. Endlich brachte er dann mit Mühe heraus, daß die kleine Prinzeß in dem Wahn stehe, daß er, Herr Peregrinus Tyß, durchaus die Alte heirathen wolle, und daß sie, die Alte, ihr aufs Feierlichste versprechen müssen, seine Hand auszuschlagen.

Dem Peregrinus war es, als sei er in ein böses Hexenwesen verflochten, und es wurde ihm so unheimlich zu Muthe, daß ihm selbst die alte ehrliche Aline ein gespenstisches Wesen bedünken wollte, dem er nicht schnell genug entfliehen könne.

Die Alte ließ ihn nicht fort, weil sie ihm noch ganz geschwind etwas vertrauen müsse, was die kleine Prinzeß angehe.

„Es ist nun gewiß,“ sprach die Alte vertraulich, „daß Ihnen, lieber Herr Peregrinus, der schöne leuchtende Glücksstern aufgegangen; aber es bleibt nun Ihre Sache, sich den Stern günstig zu erhalten. Als ich der Kleinen betheuerte, daß Sie ganz erstaunlich in sie verliebt und weit entfernt wären, mich heirathen zu wollen, meinte sie, daß sie sich nicht eher davon überzeugen und Ihnen ihre schöne Hand reichen könne, bis Sie ihr einen Wunsch gewährt, den sie schon lange im tiefsten Herzen trage. Die Kleine behauptet, Sie hätten einen kleinen allerliebsten Negerknaben bei sich aufgenommen, der aus ihrem Dienste entlaufen. Ich habe dem zwar widersprochen; sie behauptet aber, der Bube sei so winzig klein, daß er in einer Nußschale wohnen könne. Diesen Knaben nun ...“

„Daraus wird nichts!“ fuhr Peregrinus, der längst wußte, wo die Alte hinaus wollte, heftig auf und verließ stürmisch Zimmer und Haus. —

Es ist eine alte hergebrachte Sitte, daß der Held der Geschichte, ist er von heftiger Gemüthsbewegung ergriffen hinausläuft in den Wald oder wenigstens in das einsam

gelegene Gebüsch. Die Sitte ist darum gut, weil sie im Leben wirklich herrscht. Hiernach konnte es sich aber mit Herrn Peregrinus Tyß nicht anders begeben, als daß er von seinem Hause auf dem Roßmarkt aus so lange in einem Strich fortrannte, bis er die Stadt hinter sich und ein nahe gelegenes Gebüsch erreicht hatte. Da es ferner in einer romanhaften Historie keinem Gebüsch an rauschenden Blättern, seufzenden, lispelnden Abendlüften, murmelnden Quellen, geschwätzigen Bächen u. s. w. fehlen darf, so ist zu denken, daß Peregrinus das Alles an seinem Zufluchtsorte fand. Auf einen bemoosten Stein, der zur Hälfte in einem spiegelhellen Bache lag, dessen Wellen kräuselnd um ihn her plätscherten, ließ sich Peregrinus nieder mit dem festen Vorsatz, die seltsamen Abenteuer des Augenblicks überdenkend, den Ariadne-Faden*) zu suchen und zu finden, der ihm den Rückweg aus dem Labyrinth der wunderlichsten Räthsel zeigen sollte.

Es mag wol sein, daß das in abgemessenen Pausen wiederkehrende Geflüster der Büsche, das eintönige Rauschen der Gewässer, das gleichmäßige Klappern einer entfernten Mühle bald sich als Grundton gestaltet, nach welchem sich die Gedanken zügeln und formen, so daß sie nicht mehr ohne Rhythmus und Tact durcheinanderbrausen, sondern zu deutlicher Melodie werden. So kam denn auch Peregrinus, nachdem er einige Zeit sich an dem anmuthigen Orte befunden, zu ruhiger Betrachtung.

„In der That," sprach Peregrinus zu sich selbst, „ein phantastischer Märchenschreiber könnte nicht tollere, verwirrtere Begebenheiten ersinnen, als ich sie in dem geringen Zeitraum von wenigen Tagen wirklich erlebt habe. Die Anmuth, das Entzücken, die Liebe selbst kommt dem einsiedlerischen Misogyn*) entgegen, und ein Blick, ein Wort reicht hin, Flammen in seiner Brust anzufachen, deren Marter er scheute, ohne sie zu

---

*) Ariadne, die Tochter des Königs Minos von Kreta, gab dem Athener Theseus einen Fadenknäuel, mittels dessen er gefahrlos in die verschlungenen Gänge des Labyrinths eintreten, dort das Ungeheuer Minotaurus tödten und sich dann wieder herausfinden konnte. —

**) Weiberhasser. — A. d. H.

kennen. Aber Ort, Zeit, die ganze Erscheinung des fremden verführerischen Wesens ist so geheimnißvoll, daß ein seltsamer Zauber sichtbarlich einzugreifen scheint, und nicht lange dauert es, so zeigt ein kleines, winziges, sonst verachtetes Thier Wissenschaft, Verstand, ja eine wunderbare, magische Kraft. Und dieses Thier spricht von Dingen, die allen gewöhnlichen Begriffen unerfaßlich sind, auf eine Weise, als sei das Alles nur das tausendmal wiederholte Gestern und Heute des gemeinen Lebens hinter der Bratenschüssel und der Weinflasche.

„Bin ich dem Schwungrade zu nahe gekommen, das finstere, unbekannte Mächte treiben, und hat es mich erfaßt in seinen Schwingungen? Sollte man nicht glauben, man müsse über derlei Dinge, wenn sie das Leben durchschneiden, den Verstand verlieren? Und doch befinde ich mich ganz wohl dabei; ja, es fällt mir gar nicht sonderlich mehr auf, daß ein Flohkönig sich in meinen Schutz begeben und mir dafür ein Werkzeug anvertraut hat, das mir das Geheimniß der inneren Gedanken erschließt und so mich über allen Trug des Lebens erhebt. — Wohin wird, kann aber das Alles führen? Wie, wenn hinter dieser wunderlichen Maske eines Flohs ein böser Dämon stäke, der mich verlocken wollte ins Verderben, — der darauf ausginge, mir alles Liebesglück, das in Dörtje's Besitz mir erblühen könnte, zu rauben auf schnöde Weise? Wär' es nicht besser, sich des kleinen Ungethüms gleich zu entledigen?" —

„Das war ein sehr unfeiner Gedanke, Herr Peregrinus Tyß!" unterbrach Meister Floh das Selbstgespräch des Peregrinus. „Glaubt Ihr, daß das Geheimniß, welches ich Euch anvertraute, ein geringes ist? Kann Euch dies Geschenk nicht als das entscheidendste Kennzeichen meiner aufrichtigen Freundschaft gelten? Schämt Euch, daß Ihr so mißtrauisch seid! Ihr verwundert Euch über den Verstand, über die Geisteskraft eines winzigen, sonst verachteten Thierchens, und das zeugt, nehmt es mir nicht übel, wenigstens von der Beschränktheit Eurer wissenschaftlichen Bildung. Ich wollte, Ihr hättet, was die denkende, sich willkürlich bestimmende Seele der Thiere betrifft,

den griechischen Philo*) oder wenigstens des Hieronymi Rorarii**) Abhandlung: Quod animalia bruta ratione utantur melius homine***) oder dessen Oratio pro muribus†) gelesen. Oder Ihr wüßtet, was Lipsius††) und der große Leibniz†††) über das geistige Vermögen der Thiere gedacht haben, oder Euch wäre bekannt, was der gelehrte tiefsinnige Rabbi Maimonides*†) über die Seele der Thiere gesagt hat. Schwerlich würdet Ihr dann mich meines Verstandes halber für einen bösen Dämon halten oder gar die geistige Vernunftmasse nach der körperlichen Extension abmessen wollen. Ich glaube, am Ende habt Ihr Euch zur scharfsinnigen Meinung des spanischen Arztes Gomez-Ferreira*††) hingeneigt, der in den Thieren nichts weiter findet als künstliche Maschinen ohne Denkkraft, ohne Willensfreiheit, die sich willkürlos, automatisch bewegen. Doch nein, für so abgeschmackt will ich Euch nicht halten, guter Herr Peregrinus Tyß, und fest daran glauben, daß Ihr längst durch meine geringe Person eines Bessern belehrt seid.

„Ich weiß ferner nicht recht, was Ihr Wunder nennt, schätzbarster Herr Peregrinus, oder auf welche Weise Ihr es vermöget, die Erscheinungen unseres Seins, die wir eigentlich wieder nur selbst sind, da sie uns und wir sie wechselseitig

*) Philo Judäus aus Alexandria (gest. um 54 n. Chr.) suchte die philosophischen Ansichten seiner Zeit mit den altbiblischen zu vermitteln und nahm insbesondere eine Stufenfolge der Creaturen an. —

**) Hier. Rorarius (deutsch: Rorer) gab 1666 zu Leipzig eine Abhandlung über die Vernunft der Thiere in 12° heraus, welche 1728 zu Helmstedt in 8° neu aufgelegt wurde, zusammen mit einer Dissertation von G. H. Ribovius, über die Seele der Thiere, — beide in latein. Sprache. —

***) „Daß die dummen Thiere Vernunft haben besser als der Mensch." —

†) Rede für die Mäuse. —

††) Justus Lipsius (eigentlich: Jost Lips), 1547—1606, Professor in Jena und Leyden, ein s. Z. berühmter Gelehrter, aber charakterloser Mensch, der bald reformirt, bald katholisch wurde und viele Streitigkeiten hatte. —

†††) Gottfried Wilhelm Freiherr von L., geb. 1646 in Leipzig, gest. 1716 in Hannover, der größte Philosoph seiner Zeit. —

*†) Moses M. (od. Ben Maimon), geb. 1135 in Cordova, gest. 1204 in Kairo, jüdischer Gelehrter und Leibarzt des Sultans Saladin von Aegypten.

*††) Luis G.-F., geb. 1680, portugiesischer (nicht spanischer) Arzt und Mineralog, lebte zuerst als Arzt in Lissabon, ward dann Director der Minen im portugiesischen Amerika, wo er 20 Jahre blieb. Heimgekehrt, starb er 1741 zu Lissabon. — A. d. H.

bedingen, in wunderbare und nicht wunderbare zu theilen. Verwundert Ihr Euch über etwas deshalb, weil es Euch noch nicht geschehen ist, oder weil Ihr den Zusammenhang von Ursache und Wirkung nicht einzusehen wähnt, so zeugt das nur von der natürlichen oder angekränkelten Stumpfheit Eures Blickes, der Eurem Erkenntnißvermögen schadet. Doch — nehmt es nicht übel, Herr Tyß! — das Drolligste bei der Sache ist, daß Ihr Euch selbst spalten wollt in zwei Theile, von denen einer die sogenannten Wunder erkennt und willig glaubt, der andere dagegen sich über diese Erkenntniß, über diesen Glauben gar höchlich verwundert. Ist es Euch wol jemals aufgefallen, daß Ihr an die Bilder des Traums glaubt?" —

„Ich bitte Euch, bester Mann," unterbrach Peregrinus den kleinen Redner, „wie möget Ihr doch vom Traume reden, der nur als Resultat irgend einer Unordnung in unserem körperlichen oder geistigen Organismus herrührt?"

Meister Floh schlug bei diesen Worten des Herrn Peregrinus Tyß ein ebenso feines als höhnendes Gelächter auf.

„Armer Herr Tyß," sprach er hierauf zu dem etwas bestürzten Peregrinus, „so wenig erleuchtet ist Euer Verstand, daß Ihr nicht das Alberne solcher Meinungen einsehet? Seit der Zeit, daß das Chaos zum bildsamen Stoff zusammengeflossen, — es mag etwas lange her sein, — formt der Weltgeist alle Gestaltungen aus diesem vorhandenen Stoff, und aus diesem geht auch der Traum mit seinen Gebilden hervor. Skizzen von dem, was war oder vielleicht noch sein wird, sind diese Gebilde, welche der Geist schnell hinwirft zu seiner Lust, wenn ihn der Tyrann, Körper genannt, seines Sklavendienstes entlassen. — Doch es ist hier weder Ort noch Zeit, Euch zu widerlegen und eines Bessern überzeugen zu wollen; es würde vielleicht auch von gar keinem Nutzen sein. Nur eine einzige Sache möcht' ich Euch noch entdecken."

„Sprecht oder schweigt, lieber Meister!" rief Peregrinus. „Thut das, was Euch am Gerathensten dünkt; denn ich sehe genugsam ein, daß Ihr, seid Ihr auch noch so klein, doch unendlich mehr Verstand und tiefe Kenntniß habt. Ihr

zwingt mich zum unbedingten Vertrauen, unerachtet ich Eure verblümten Redensarten nicht ganz verstehe."

„So vernehmt denn," nahm Meister Floh wieder das Wort, „daß Ihr in die Geschichte der Prinzessin Gamaheh verflochten seid auf ganz besondere Weise! Swammerdam und Leeuwenhoeck, die Distel Zeherit und der Egelprinz, überdem aber noch der Genius Thetel, — Alle streben nach dem Besitz der schönen Prinzessin, und ich selbst muß gestehen, daß leider meine alte Liebe erwacht und ich Thor genug sein könnte, meine Herrschaft mit der holden Treulosen zu theilen. Doch Ihr, Ihr, Herr Peregrinus, seid die Hauptperson; ohne Eure Einwilligung kann die schöne Gamaheh Niemanden angehören. Wollt Ihr den eigentlichen tiefern Zusammenhang der Sache, den ich selbst nicht weiß, erfahren, so müßt Ihr mit Leeuwenhoeck darüber sprechen, der Alles herausgebracht hat und gewiß manches Wort fallen lassen wird, wenn Ihr Euch die Mühe nehmen wollt und es versteht, ihn gehörig auszuforschen."

Meister Floh wollte in seiner Rede fortfahren, als ein Mensch in voller Furie aus dem Gebüsch hervor- und auf den Peregrinus losstürzte.

„Ha, treuloser, verrätherischer Freund!" schrie Georg Pepusch — das war der Mensch — mit wilden Geberden. „Treffe ich Dich? Treffe ich Dich in der verhängnißvollen Stunde? Auf denn, durchbohre diese Brust, oder falle von meiner Hand!"

Damit riß Pepusch ein Paar Pistolen aus der Tasche, gab ein Pistol dem Peregrinus in die Hand und stellte sich mit dem andern in Positur, indem er rief: „Schieße, feige Memme!"

Peregrinus stellte sich, versicherte aber, daß nichts ihn zu dem heillosen Wahnsinn bringen werde, sich mit seinem einzigen Freunde in einen Zweikampf einzulassen, ohne die Ursache auch nur zu ahnen. Wenigstens werde er in keinem Fall den Freund zuerst mörderisch angreifen.

Da schlug aber Pepusch ein wildes Gelächter auf, und in dem Augenblick schlug auch die Kugel aus dem Pistol, das

Pepusch abgedrückt, durch den Hut des Peregrinus. Dieser starrte, ohne den Hut, der zur Erde gefallen, aufzuheben, den Freund an in tiefem Schweigen. Pepusch näherte sich dem Peregrinus bis auf wenige Schritte und murmelte dann dumpf: „Schieße!"

Da drückte Peregrinus das Pistol schnell ab in die Luft. Laut aufheulend wie ein Rasender, stürzte Georg Pepusch nun an die Brust des Freundes und schrie mit herzzerschneidendem Ton: „Sie stirbt, — sie stirbt aus Liebe zu Dir, Unglücklicher! Eile, rette sie! Du kannst es. Rette sie für Dich, und mich laß untergehen in wilder Verzweiflung!"

Pepusch rannte so schnell vondannen, daß Peregrinus ihn sogleich aus dem Gesicht verloren hatte.

Schwer fiel es aber nun dem Peregrinus aufs Herz, daß des Freundes rasendes Beginnen durch irgend etwas Entsetzliches veranlaßt sein müsse, das sich mit der holden Kleinen begeben. Schnell eilte er nach der Stadt zurück.

Als er in sein Haus trat, kam ihm die Alte entgegen und jammerte laut, daß die arme schöne Prinzeß plötzlich auf das Heftigste erkrankt sei und wol sterben werde; der alte Herr Swammer sei eben selbst nach dem berühmtesten Arzt gegangen, den es in Frankfurt gebe.

Den Tod im Herzen, schlich Peregrinus in Herrn Swammer's Zimmer, das ihm die Alte geöffnet. Da lag die Kleine, blaß, erstarrt wie eine Leiche auf dem Sopha, und Peregrinus spürte erst dann ihren leisen Athem, als er niedergekniet sich über sie hinbeugte. Sowie Peregrinus die eiskalte Hand der Armen faßte, spielte ein schmerzliches Lächeln um ihre bleichen Lippen, und sie lispelte: „Bist Du es, mein süßer Freund? — Kommst Du her, noch einmal Die zu sehen, die Dich so unaussprechlich liebt, — ach, die eben deshalb stirbt, weil sie ohne Dich nicht zu athmen vermag?"

Peregrinus, ganz aufgelöst im herbsten Weh, ergoß sich in Betheuerungen seiner zärtlichsten Liebe und wiederholte, daß nichts in der Welt ihm so theuer sei, um es nicht der Holden zu opfern. Aus den Worten wurden Küsse; aber in

diesen Küssen wurden wiederum wie Liebeshauch Worte vernehmbar.

„Du weißt, mein Peregrinus, wie sehr ich Dich liebe," so mochten diese Worte lauten. „Ich kann Dein sein, Du mein; ich kann gesunden auf der Stelle; erblüht wirst Du mich sehen in frischem jugendlichen Glanz wie eine Blume, die der Morgenthau erquickt und die nun freudig das gesenkte Haupt emporhebt; aber — gieb mir den Gefangenen heraus, mein theurer, geliebter Peregrinus, sonst siehst Du mich vor Deinen Augen vergehen in namenloser Todesqual! — Peregrinus, — ich kann nicht mehr, — es ist aus!" —

Damit sank die Kleine, die sich halb aufgerichtet hatte, in die Kissen zurück; ihr Busen wallte wie im Todeskampf stürmisch auf und nieder, — blauer wurden die Lippen, — die Augen schienen zu brechen. In wilder Angst griff Peregrinus nach der Halsbinde; doch von selbst sprang Meister Floh auf den weißen Hals der Kleinen, indem er mit dem Ton des tiefsten Schmerzes rief: „Ich bin verloren!"

Peregrinus streckte die Hand aus, den Meister zu fassen. Plötzlich war es aber, als halte eine unsichtbare Macht seinen Arm zurück, und ganz andere Gedanken als die, welche ihn bis jetzt erfüllt, gingen ihm durch den Kopf.

„Wie?" dachte er, „weil Du ein schwacher Mensch bist, der sich hingiebt in toller Leidenschaft, der im Wahnsinn aufgeregter Begier das für Wahrheit nimmt, was doch nur lügnerischer Trug sein kann, darum willst Du Den treulos verrathen, dem Du Deinen Schutz zugesagt? Darum willst Du ein freies, harmloses Völklein in Fesseln ewiger Sklaverei schmieden, darum den Freund, den Du als den einzigen befunden, dessen Worte mit den Gedanken stimmen, rettungslos verderben? — Nein, nein! Ermanne Dich, Peregrinus! Lieber den Tod leiden als treulos sein!" —

„Gieb — den — Gefangenen! — Ich sterbe!" So stammelte die Kleine mit verlöschender Stimme.

„Nein, nimmermehr; aber laß mich mit Dir sterben!" rief Peregrinus, indem er in heller Verzweiflung die Kleine in die Arme faßte.

In dem Augenblick ließ sich ein durchdringender harmonischer Laut hören, als würden kleine Silberglöckchen angeschlagen. Dörtje, plötzlich frischen Rosenschimmer auf Lipp' und Wangen, sprang auf vom Sopha und hüpfte, in ein convulsivisches Gelächter ausbrechend, im Zimmer umher. Sie schien vom Tarantelstich getroffen.

Entsetzt betrachtete Peregrinus das unheimliche Schauspiel, und ein Gleiches that der Arzt, der ganz versteinert in der Thüre stehen blieb und dem Herrn Swammer, der ihm folgen wollte, den Eingang versperrte. — —

Sechstes Abenteuer.

Seltsames Beginnen reisender Gaukler in einem Weinhause nebst hinlänglichen Prügeln. — Tragische Geschichte eines Schneiderleins zu Sachsenhausen. — Wie Georg Pepusch ehrsame Leute in Staunen setzt. — Das Horoskop. — Vergnüglicher Kampf bekannter Leute im Zimmer Leeuwenhoeck's.

Alle Vorübergehenden blieben stehen, reckten die Hälse lang aus und guckten durch die Fenster in die Weinstube hinein. Immer dichter wälzte sich der Haufe heran, — immer ärger stieß und drängte sich Alles durcheinander, — immer toller wurde das Gewirre, das Gelächter, das Toben, das Jauchzen. Diesen Rumor verursachten zwei Fremde, die sich in der Weinstube eingefunden und die — außerdem, daß ihre Gestalt, ihr Anzug, ihr ganzes Wesen etwas ganz Fremdartiges in sich trug, das widerwärtig war und lächerlich zu gleicher Zeit, — solche wunderliche Künste trieben, wie man sie noch niemals gesehen hatte. Der Eine, ein alter Mensch von abscheulichem, schmutzigem Ansehen, war in einen langen sehr engen Ueberrock von fahlschwarzem, glänzendem Zeuge gekleidet. Er wußte sich bald lang und dünn zu machen, bald schrumpfte er zu einem kurzen, dicken Kerl zusammen, und es war seltsam, daß er sich dabei ringelte wie ein glatter Wurm. Der Andere, hoch frisirt, im bunten seidenen Rock, ebensolchen Unter-

kleidern, großen silbernen Schnallen, einem Petit-Maitre aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gleichend, flog dagegen einmal über das andere hoch hinauf an die Stubendecke und ließ sich sanft wieder herab, indem er mit heiterer Stimme mißtönende Lieder in gänzlich unbekannter Sprache trällerte.

Nach der Aussage des Wirthes waren Beide, Einer kurz nach dem Andern, als ganz vernünftig bescheidene Leute in die Stube hineingetreten und hatten Wein gefordert. Dann blickten sie sich schärfer und schärfer ins Antlitz und fingen an, zu discurriren. Unerachtet ihre Sprache allen Gästen unverständlich war, so zeigte doch Ton und Geberde, daß sie in einem Zank begriffen, der immer heftiger wurde.

Plötzlich standen sie in ihre jetzige Gestalt verwandelt da und begannen, das tolle Wesen zu treiben, das immer mehr Zuschauer herbeilockte.

„Der Mensch, der so schön auf- und niederfliegt," rief einer von den Zuschauern, „das ist ja wol der Uhrmacher Degen aus Wien,*) der die Flugmaschine erfunden hat und damit einmal übers andere aus der Luft herabpurzelte auf die Nase?" — „Ach nein," erwiderte ein Anderer, „das ist nicht der Vogel Degen. Eher würd' ich glauben, es wäre das Schneiderlein aus Sachsenhausen,**) wüßt' ich nicht, daß das arme Ding verbrannt ist." —

Ich weiß nicht, ob der geneigte Leser die merkwürdige Geschichte von dem Schneiderlein aus Sachsenhausen kennt. Hier ist sie:

Geschichte des Schneiderleins aus Sachsenhausen.

Es begab sich, daß ein zartes, frommes Schneiderlein zu Sachsenhausen an einem Sonntage gar schön geputzt mit seiner Frau Liebsten aus der Kirche kam. Die Luft war rauh;

*) Geb. 1756 zu Wien, gest. daselbst 1815. Er machte zahlreiche Flugversuche, zuerst mit ungeheuern Flügeln von der Höhe des Stephansthurms herab, wobei er sich schwer verletzte; dann mittels eines kleinen Luftballons. 1813 ging er nach Paris; seine dortigen Versuche fielen aber schlecht aus, und verhöhnt und verarmt kehrte er nach Wien zurück. —

**) „Frankfurt liegt ein Dorf über, heißt Sachsenhausen", sagt Goethe, — beide durch den Main getrennt. — A. d. H.

das Schneiderlein hatte zu Nacht nichts genossen als ein halbes weichgesottenes Ei und eine Pfeffergurke, morgens aber ein kleines Schälchen Kaffee. Wollte ihm daher flau und erbärmlich zu Muthe werden, weil er überdem in der Kirche gar heftig gesungen, und ihm nach einem Magenschnäpschen gelüsten. War die Woche über fleißig gewesen und auch artig gegen die Frau Liebste, der er von den Stücken Zeug, die beim Zuschneiden unter die Bank gefallen, einen propren Unterrock gefertigt. Frau Liebste bewilligte also freundlich, daß das Schneiderlein in die Apotheke treten und ein erwärmendes Schnäpschen genießen möge. Trat auch wirklich in die Apotheke und forderte dergleichen. Der ungeschickte Lehrbursche, der allein in der Apotheke zurückgeblieben, da der Receptarius, das Subject,*) kurz alle übrigen klügeren Leute fortgegangen, vergriff sich und holte eine verschlossene Flasche vom Repositorio herab, in der kein Magen-Elixir befindlich, wohl aber brennbare Luft, womit die Luftbälle gefüllt werden. Davon schenkte der Lehrbursche ein Gläschen voll; das setzte das Schneiderlein stracks an den Mund und schlürfte die Luft begierig hinunter als ein angenehmes Labsal. Wurde ihm aber alsbald gar possierlich zu Muthe; war ihm, als hätte er ein Paar Flügel an den Achseln, oder als spiele Jemand mit ihm Fangball. Denn ellenhoch und immer höher mußte er in der Apotheke aufsteigen und niedersinken. „Ei Jemine, Jemine," rief er, „wie bin ich doch solch ein flinker Tänzer geworden!" Aber dem Lehrburschen stand das Maul offen vor lauter Verwunderung.

Geschah nun, daß Jemand die Thüre rasch aufriß, so daß das Fenster gegenüber aufsprang. Strömte alsbald ein starker Luftzug durch die Apotheke, erfaßte das Schneiderlein, und schnell wie der Wind war es fort durch das offene Fenster in alle Lüfte. Niemand hat es wiedergesehen.

Begab sich nach mehrerer Zeit, daß die Sachsenhäuser zur Abendzeit hoch in den Lüften eine Feuerkugel erblickten, die

*) So wurden früher die zweiten Gehilfen in den Apotheken genannt. — A. d. H.

mit blendendem Glanz die ganze Gegend erleuchtete und dann verlöschend zur Erde herabfiel. Wollten Alle wissen, was zur Erde gefallen, liefen hin an den Ort, fanden aber nichts als ein kleines Klümpchen Asche; dabei aber den Dorn einer Schuhschnalle, ein Stückchen eiergelben Atlas mit bunten Blumen und ein schwarzes Ding, das beinahe anzusehen war wie ein Stockknopf von schwarzem Horn. Haben Alle darüber nachgedacht, wie solche Sachen in einer Feuerkugel aus dem Himmel fallen mögen. Da ist aber die Frau Liebste des entfahrenen Schneiderleins dazugekommen, und als diese die gefundenen Sachen erblickt, hat sie die Hände gerungen, gar erbärmlich gethan und geschrieen: „Ach, Jammer, das ist meines Liebsten Schnallendorn; ach, Jammer, das ist meines Liebsten Sonntagsweste; ach, Jammer, das ist meines Liebsten Stockknopf!" Hat aber ein großer Gelehrter erklärt, der Stockknopf sei kein Stockknopf, sondern ein Meteorstein oder ein mißrathener Weltkörper. Ist nun aber auf diese Weise den Sachsenhäusern und aller Welt kund worden, daß das arme Schneiderlein, dem der Apothekerbursche brennbare Luft gegeben statt Magenschnaps, in den hohen Lüften verbrannt und heruntergesunken ist zur Erde als Meteorstein oder mißrathener Weltkörper.

Ende der Geschichte
von dem Schneiderlein aus Sachsenhausen.

Der Kellner wurde endlich ungeduldig, daß der wunderliche Fremde nicht aufhörte, sich groß und klein zu machen, ohne auf ihn zu achten, und hielt ihm die Flasche Burgunder, die er bestellt hatte, dicht unter die Nase. Sogleich sog sich der Fremde an der Flasche fest und ließ nicht nach, bis der letzte Tropfen eingeschlürft war. Dann fiel er wie ohnmächtig in den Lehnsessel und konnte sich nur ganz schwach regen.

Die Gäste hatten mit Erstaunen gesehen, wie er während des Trinkens immer mehr aufgeschwollen und nun ganz dick und unförmlich erschien. Des Andern Flugwerk schien nun auch zu stocken. Er wollte sich keuchend und ganz außer Athem

niederlassen; als er aber gewahrte, daß sein Gegner halb todt da lag, sprang er schnell auf ihn zu und begann, ihn mit geballter Faust derb abzubläuen.

Da riß ihn aber der Wirth zurück und erklärte, daß er ihn gleich zum Hause hinauswerfen werde, wenn er nicht Ruhe halte. Wollten sie Beide ihre Taschenspielerkünste zeigen, so möchten sie das thun, jedoch ohne sich zu zanken und zu prügeln wie gemeines Volk.

Den Flugbegabten schien es etwas zu verschnupfen, daß der Wirth ihn für einen Taschenspieler hielt. Er versicherte, daß er nichts weniger sei als ein schnöder Gaukler, der lose Künste treibe. Sonst habe er die Balletmeisterstelle bei dem Theater eines berühmten Königs bekleidet; jetzt privatisire er als schöner Geist und heiße, wie es sein Metier erfordere, nämlich Legénie. Habe er im gerechten Zorn über den fatalen Menschen dort etwas höher gesprungen als gebührlich, so sei das seine Sache und gehe Niemanden etwas an.

Der Wirth meinte, daß das Alles noch keine Prügelei rechtfertige. Der schöne Geist erwiderte indessen, daß der Wirth den boshaften, hinterlistigen Menschen nur nicht kenne, da er ihm sonst einen zerbläuten Rücken recht herzlich gönnen würde. Der Mensch sei nämlich ehemals französischer Douanier gewesen, nähre sich jetzt vom Aderlassen, Schröpfen und Barbieren und heiße Monsieur Egel. Ungeschickt, tölpisch, gefräßig, sei er Jedem zur Last. Nicht genug, daß der Taugenichts überall, wo er mit ihm zusammentreffe, so wie es eben jetzt geschehen, ihm den Wein vor dem Maule wegsaufe, so führe er auch, der Verruchte, jetzt nichts Geringeres im Schilde, als ihm die schöne Braut wegzukapern, die er aus Frankfurt heimzuführen gedenke.

Der Douanier hatte Alles gehört, was der schöne Geist vorgebracht; er blitzte ihn an mit den kleinen, giftiges Feuer sprühenden Augen und sprach dann zum Wirth: „Glaubt doch, Herr Wirth, nichts von dem Allen, was der Galgenschwengel, der unnütze Haselant dort hergeplappert! Fürwahr ein schöner Balletmeister, der mit seinen Elephantenfüßen den zarten Tänzerinnen die Beine zerquetscht und bei

der Pirouette dem Maître des spectacles an der Coulisse einen Backzahn aus dem Kinnbacken und den Operngucker vom Auge wegschlägt! Und seine Verse, die haben ebensolche plumpe Füße wie er selbst und taumeln hin und her wie Betrunkene und treten die Gedanken zu Brei. Und da denkt der einbildische Faselhans, weil er zuweilen schwerfällig durch die Lüfte flattert wie ein verdrossener Gänserich, müsse die Schönste seine Braut sein."

Der schöne Geist schrie: „Du tückischer Satanswurm sollst den Schnabel des Gänserichs fühlen!" und wollte von Neuem in voller Furie auf den Douanier los; der Wirth erfaßte ihn aber von hinten mit starken Armen und warf ihn unter dem unaussprechlichsten Jubel des versammelten Haufens zum Fenster hinaus.

Sowie nun der schöne Geist vonhinnen war, hatte Monsieur Egel sogleich wieder die solide schlichte Gestalt angenommen, in welcher er hereingetreten war. Die Leute draußen hielten ihn für einen ganz Andern als Den, der sich so auseinander zu schrauben gewußt hatte, und zerstreuten sich. Der Douanier dankte dem Wirth in den verbindlichsten Ausdrücken für die Hilfe, die er ihm gegen den schönen Geist geleistet, und erbot sich, um diese dankbare Gesinnung recht an den Tag zu legen, den Wirth ohne irgend eine Gratification auf eine solche leichte, angenehme Weise zu rasiren, wie er es in seinem Leben noch nicht empfunden. Der Wirth faßte sich an den Bart, und da es in dem Augenblick ihm vorkam, als wüchsen ihm die Haare lang und stachelicht heraus, so ließ er sich Monsieur Egel's Vorschlag gefallen. Der Douanier begann auch das Geschäft mit geschickter leichter Hand zu besorgen; doch plötzlich schnitt er dem Wirth so derb in die Nase, daß die hellen Blutstropfen hervorquollen. Der Wirth, dies für tückische Bosheit haltend, sprang wüthend auf, packte den Douanier, und der flog ebenso schnell und behende zur Thüre hinaus wie der schöne Geist durchs Fenster. Bald darauf entstand auf dem Hausflur ein unziemlicher Lärm; der Wirth nahm sich kaum Zeit, die wunde Nase sattsam mit Feuerschwamm zu mappiren, und rannte hinaus, um nachzusehen, welch ein Satan den neuen Rumor errege.

Da erblickte er zu seiner nicht geringen Verwunderung einen jungen Menschen, der mit einer Faust den schönen Geist, mit der andern aber den Douanier bei der Brust gepackt hatte und, indem seine glühenden Augen wild rollten, wüthend schrie: „Ha, satanische Brut, Du sollst mir nicht in den Weg treten; Du sollst mir meine Gamaheh nicht rauben!“ Dazwischen kreischten der schöne Geist und der Douanier: „Ein wahnsinniger Mensch! — Rettet, rettet uns, Herr Wirth! Er will uns ermorden, — er mißkennt uns!“ — „Ei, lieber Herr Pepusch, was fangen Sie denn an?“ rief der Wirth. „Sind Sie von diesen wunderlichen Leuten beleidigt worden? Irren Sie sich vielleicht in den Personen? Dies ist der Balletmeister Herr Legénie und Dieser der Douanier Monsieur Egel.“ — „Balletmeister Legénie? Douanier Egel?“ wiederholte Pepusch mit dumpfer Stimme. Er schien, aus einem Traum erwachend, sich auf sich selbst besinnen zu müssen. Indessen waren auch zwei ehrsame Bürgersleute aus der Stube getreten, die den Herrn Georg Pepusch ebenfalls kannten und ihm auch zuredeten, ruhig zu bleiben und die schnakischen fremden Leute gehen zu lassen.

Noch einmal wiederholte Pepusch: „Balletmeister Legénie? Douanier Egel?“ und ließ die Arme kraftlos herabsinken. Mit Windesschnelle waren die Freigelassenen fort, und Manchem auf der Straße wollt' es auffallen, daß der schöne Geist über das Dach des gegenüberstehenden Hauses hinwegflog, der Bartscherer sich aber in dem Schlammwasser verlor, das gerade vor der Thüre zwischen den Steinen sich gesammelt hatte.

Die Bürgersleute nöthigten den ganz verstörten Pepusch, in die Stube zu treten und mit ihnen eine Flasche echten Nierensteiner zu trinken. Pepusch ließ sich das gefallen und schien auch den edeln Wein mit Lust und Appetit hinunterzuschlürfen, wiewol er ganz stumm und starr dasaß und auf alles Zureden kein Wörtchen erwiderte. Endlich erheiterten sich seine Züge, und er sprach ganz leutselig: „Ihr thatet gut, Ihr lieben Leute und freundlichen Kumpane, daß Ihr mich abhieltet, diese Elenden, die sich in meiner Gewalt befanden, auf der Stelle zu tödten. Aber Ihr wißt nicht, was für

bedrohliche Geschöpfe sich hinter diesen wunderlichen Masken versteckt hatten."

Pepusch hielt inne, und man kann denken, mit welcher gespannten Neugier die Bürgersleute aufhorchten, was nun Pepusch entdecken würde. Auch der Wirth hatte sich genähert, und alle Drei, die Bürgersleute und der Wirth, steckten nun, indem sie sich mit übereinandergeschlagenen Armen über den Tisch lehnten, die Köpfe dicht zusammen und hielten den Athem an, daß ja kein Laut aus Pepusch's Munde verloren gehen möge.

„Seht, Ihr guten Männer," sprach Herr Georg Pepusch weiter ganz leise und feierlich, „Der, den Ihr den Balletmeister Legénie nennt, ist kein Anderer als der böse, ungeschickte Genius Thetel; Der, den Ihr für den Douanier Egel haltet, ist aber der abscheuliche Blutsauger, der häßliche Egelprinz. Beide sind in die Prinzessin Gamaheh, die, wie es Euch bekannt sein wird, die schöne herrliche Tochter des mächtigen Königs Sekakis ist, verliebt und sind hier, um sie der Distel Zeherit abspenstig zu machen. Das ist nun die albernste Thorheit, die nur in einem dummen Gehirn hausen kann; denn außer der Distel Zeherit giebt es in der ganzen Welt nur noch ein einziges Wesen, dem die schöne Gamaheh angehören darf, und dieses Wesen wird vielleicht auch ganz vergeblich in den Kampf treten mit der Distel Zeherit. Denn bald blühet die Distel um Mitternacht auf in voller Pracht und Kraft, und in dem Liebestod dämmert die Morgenröthe des höhern Lebens. Ich selbst bin aber die Distel Zeherit, und eben daher könnet Ihr mir's nicht verdenken, Ihr guten Leute, wenn ich ergrimmt bin auf jene Verräther und mir überhaupt die ganze Geschichte gar sehr zu Herzen nehme."

Die Leute rissen die Augen weit auf und glotzten den Pepusch sprachlos an mit offenem Munde. Sie waren, wie man zu sagen pflegt, aus den Wolken gefallen, und der Kopf dröhnte ihnen vom jähen Sturz.

Pepusch stürzte einen großen Römer Wein hinunter und sprach dann, sich zum Wirth wendend: „Ja, ja, Herr Wirth, bald werdet Ihr's erleben; bald blühe ich als Cactus grandi-

florus, und in der ganzen Gegend wird es unmenschlich nach der schönsten Vanille riechen. Ihr könnet das mir glauben."

Der Wirth konnte nichts herausbringen als ein dummes: „Ei, das wäre der Tausend!" Die andern beiden Männer warfen sich aber bedenkliche Blicke zu, und einer sprach, indem er Georg's Hand faßte, mit zweideutigem Lächeln: „Sie scheinen etwas in Unruhe gerathen zu sein, lieber Herr Pepusch; wie wär' es, wenn Sie ein Gläschen Wasser ..."

„Keinen Tropfen," unterbrach Pepusch den gut gemeinten Rath, „keinen Tropfen! Hat man jemals Wasser in siedendes Oel gegossen, ohne die Wuth der Flammen zu reizen? — In Unruhe sei ich, meint Ihr, gerathen? In der That, das mag der Fall sein und der Teufel ruhig bleiben, wenn er sich, so wie ich es eben gethan, mit dem Herzensfreunde herumgeschossen und dann sich selbst eine Kugel durchs Gehirn gejagt hat. — Hier! In Eure Hände liefere ich die Mordwaffen, da nun Alles vorbei ist."

Pepusch riß ein Paar Pistolen aus der Tasche. Der Wirth prallte zurück; die beiden Bürgersleute griffen darnach und brachen, sowie sie die Mordwaffen in Händen hatten, in ein unmäßiges Gelächter aus. Die Pistolen waren von Holz, ein Kinderspielzeug vom Christmarkt her.

Pepusch schien gar nicht zu bemerken, was um ihn her vorging. Er saß da in tiefen Gedanken und rief dann einmal übers andere: „Wenn ich ihn nur finden könnte, wenn ich ihn nur finden könnte!"

Der Wirth faßte sich ein Herz und fragte bescheiden: „Wen meinen Sie eigentlich, bester Herr Pepusch? Wen können Sie nicht finden?" —

„Kennt Ihr Einen," sprach Pepusch feierlich, indem er den Wirth scharf ins Auge faßte, „der dem Könige Sekakis zu vergleichen an Macht und wunderbarer Kraft, so nennt seinen Namen, und ich küsse Euch die Füße. Doch wollt' ich übrigens Euch fragen, ob Ihr Jemanden wißt, der den Herrn Peregrinus Tyß kennt und mir sagen kann, wo ich ihn in diesem Augenblick treffen werde?" —

„Da kann ich dienen, verehrtester Herr Pepusch," erwi-

derte freundlich schmunzelnd der Wirth, „und Ihnen berichten, daß der gute Herr Tyß sich erst vor einer Stunde hier befand und ein Schöppchen Würzburger zu sich nahm. Er war sehr in Gedanken und rief plötzlich, als ich blos erwähnte, was die Börsenhalle Neues gebracht: ‚Ja, süße Gamaheh, ich habe Dir entsagt. Sei glücklich in meines Georg's Armen!' — Dann sprach eine feine kuriose Stimme: ‚Laßt uns jetzt zum Leeuwenhoeck gehen und ins Horoskop gucken!' Sogleich leerte Herr Tyß eiligst das Glas und machte sich sammt der Stimme ohne Körper vondannen. Wahrscheinlich sind Beide, die Stimme und Herr Tyß, zum Leeuwenhoeck gegangen, der sich im Lamento befindet, weil ihm sämmtliche abgerichtete Flöhe krepirt sind.

Da sprang Georg in voller Furie auf, packte den Wirth bei der Kehle und schrie: „Hallunkischer Egelsbote, was sprichst Du? — Entsagt? Ihr entsagt? — Gamaheh — Peregrinus — Sekakis?" —

Des Wirths Erzählung war ganz der Wahrheit gemäß; den Meister Floh hatte er vernommen, der den Herrn Peregrinus Tyß mit feiner Silberstimme aufforderte, zum Mikroskopisten Leeuwenhoeck zu gehen, — der geneigte Leser weiß bereits, zu welchem Zweck. Peregrinus begab sich auch wirklich auf den Weg dahin.

Leeuwenhoeck empfing den Peregrinus mit süßlicher, widerwärtiger Freundlichkeit und mit jenem demüthigen Complimentenwesen, in welchem sich das lästige, erzwungene Anerkenntniß der Superiorität ausspricht. Da aber Peregrinus das mikroskopische Glas in der Pupille hatte, so half dem Herrn Anton van Leeuwenhoeck alle Freundlichkeit, alle Demuth ganz und gar nichts; vielmehr erkannte Peregrinus alsbald den Mißmuth, ja den Haß, der des Mikroskopisten Seele erfüllte.

Während er versicherte, wie sehr ihn des Herrn Tyß Besuch ehre und erfreue, lauteten die Gedanken: „Ich wollte, daß Dich der schwarzgefiederte Satan zehntausend Klafter tief in den Abgrund schleudere; aber ich muß freundlich und unterwürfig gegen Dich thun, da die verfluchte Constellation mich unter Deine Herrschaft gestellt hat und mein ganzes

Sein in gewisser Art von Dir abhängig ist. Doch werde ich Dich vielleicht überlisten können; denn trotz Deiner vornehmen Abkunft bist Du doch ein einfältiger Tropf. Du glaubst, daß die schöne Dörtje Elverdink Dich liebt, und willst sie vielleicht gar heirathen? Wende Dich nur deshalb an mich, dann fällst Du doch — trotz der Macht, die Dir inwohnt, ohne daß Du es weißt, — in meine Hand, und ich werde Alles anwenden, Dich zu verderben und der Dörtje so wie des Meisters Floh habhaft zu werden."

Natürlicherweise richtete Peregrinus sein Betragen nach diesen Gedanken ein und hütete sich wohl, der schönen Dörtje Elverdink auch nur mit einem Worte zu erwähnen; vielmehr gab er vor, gekommen zu sein, Herrn van Leuwenhoeck's gesammelte naturhistorische Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

Während nun Leeuwenhoeck die großen Schränke öffnete, sagte Meister Floh dem Peregrinus ganz leise ins Ohr, daß auf dem Tische am Fenster sein — des Peregrinus — Horoskop liege. Peregrinus näherte sich behutsam und blickte scharf hin. Da sah er nun zwar allerlei Linien, die sich mystisch durchkreuzten, und andere wunderbare Zeichen; da es ihm indessen an astrologischer Kenntniß gänzlich mangelte, so konnte er so scharf hinblicken, als er nur wollte, — Alles blieb ihm doch undeutlich und verworren. Seltsam schien es ihm nur, daß er den rothen glänzenden Punkt in der Mitte der Tafel, auf der das Horoskop entworfen, ganz deutlich für sein Selbst anerkennen mußte. Je länger er den Punkt anschaute, desto mehr gewann er die Gestalt eines Herzens, desto brennender röthete er sich; doch funkelte er nur wie durch Gespinnst, womit er umzogen.

Peregrinus merkte wohl, wie Leeuwenhoeck sich mühte, ihn von dem Horoskop abzuziehen, und beschloß ganz vernünftig, seinen freundlichen Feind ohne alle weitere Umschweife geradezu um die Bedeutung der geheimnißvollen Tafel zu befragen, da er nicht Gefahr lief, belogen zu werden.

Leeuwenhoeck versicherte hämisch lächelnd, daß ihm nichts größere Freude verursachen könne, als seinem hochverehrtesten

Freunde die Zeichen auf der Tafel, die er selbst nach seiner geringen Kenntniß von solchen Sachen entworfen, zu erklären.

Die Gedanken lauteten: „Hoho! Willst Du da hinaus, mein kluger Patron? Fürwahr, Meister Floh hat Dir gar nicht übel gerathen. Ich selbst soll, die geheimnißvolle Tafel erklärend, Dir vielleicht auf die Sprünge helfen rücksichts der magischen Macht Deiner werthen Person? — Ich könnte Dir was vorlügen; doch was könnte das nützen, da Du, wenn ich Dir auch die Wahrheit sage, doch kein Jota von Allem verstehst, sondern dumm bleibst wie vorher. Aus purer Bequemlichkeit und um mich nicht mit neuer Erfindung in Unkosten zu setzen, will ich daher von den Zeichen der Tafel so viel sagen, als mir gerade gut dünkt."

Peregrinus wußte nun, daß er zwar nicht Alles erfahren, jedoch wenigstens nicht belogen werden würde.

Leeuwenhoeck brachte die Tafel auf das einer Staffelei ähnliche Gestell, welches er aus einem Winkel in die Mitte des Zimmers hervorgerückt hatte. Beide, Leeuwenhoeck und Peregrinus, setzten sich vor die Tafel hin und betrachteten sie stillschweigend.

„Ihr ahnet vielleicht nicht, Herr Peregrinus Tyß," begann endlich Leeuwenhoeck mit einiger Feierlichkeit, „daß jene Züge, jene Zeichen auf der Tafel, die Ihr so aufmerksam betrachtet, Euer eigenes Horoskop sind, das ich mit geheimnißvoller astrologischer Kunst unter günstigem Einfluß der Gestirne entworfen. „Wie kommt Ihr zu solcher Anmaßung, wie mögt Ihr eindringen in die Verschlingungen meines Lebens, wie mein Glück enthüllen wollen?" so könntet Ihr mich fragen, Herr Peregrinus, und hättet ein vollkommenes Recht dazu, wenn ich Euch nicht sogleich meinen innern Beruf dazu nachzuweisen im Stande wäre. Ich weiß nicht, ob Ihr vielleicht den berühmten Rabbi Isaak Ben Harravad gekannt oder wenigstens von ihm gehört habt.*) Unter andern tiefen Kenntnissen

*) Der Rabbi Isaak Ben Harravad lebte zu Ende des zwölften Jahrhunderts. S. Bartolocci, Biblioth. rabbinica. Tom. III. p. 888. — A. d. Verf.
Vgl. die Stelle, aus welcher Hoffmann diese Notiz geschöpft, in „Peter Baylens histor. und krit. Wörterbuch, verdeutscht von Maturin Veyssiere

besaß Rabbi Harravad die seltene Gabe, den Menschen es am Gesicht anzusehen, ob ihre Seele schon früher einen andern Körper bewohnt, oder ob solche für gänzlich frisch und neu zu achten. Ich war noch sehr jung, als der alte Rabbi starb an einer Unverdaulichkeit, die er sich durch ein schmackhaftes Knoblauch-Gericht zugezogen. Die Juden liefen mit der Leiche so schnell vondannen, daß der Selige nicht Zeit hatte, alle seine Kenntnisse und Gaben, die die Krankheit auseinandergestreut, zusammenzuraffen und mitzunehmen. Lachende Erben theilten sich darein; ich aber hatte jene wunderbare Sehergabe in dem Augenblicke weggefischt, als sie auf der Spitze des Schwertes schwebte, das der Todesengel auf die Brust des alten Rabbi setzte. So ist aber jene wunderbare Gabe auf mich übergegangen, und auch ich erschaue, wie Rabbi Isaak Ben Harravad aus dem Gesicht des Menschen, ob seine Seele schon einen anderen Körper bewohnt hat oder nicht. Euer Antlitz, Peregrinus Tyß, erregte mir, als ich es zum ersten Male sah, die seltsamsten Bedenken und Zweifel. Gewiß wurde mir die lange Vorexistenz Eurer Seele, und doch blieb jede Eurem jetzigen Leben vorausgegangene Gestaltung völlig dunkel. Ich mußte meine Zuflucht zu den Gestirnen nehmen und Euer Horoskop stellen, um das Geheimniß zu lösen." —

„Und habt Ihr etwas herausgebracht, Herr Leeuwenhoeck?" unterbrach Peregrinus den Flohbändiger.

„Allerdings!" erwiderte Leeuwenhoeck, indem er einen noch feierlicheren Ton annahm, „ich habe erkannt, daß das physische Princip, welches jetzt den angenehmen Körper meines werthen Freundes, des Herrn Peregrinus Tyß, belebt, schon lange vorher existirte, wiewol nur als Gedanke ohne Bewußtsein der Gestaltung. Schaut hin, Herr Peregrinus! Betrachtet aufmerksam den rothen Punkt in der Mitte der Tafel! Das

---

de la Croce, mit Anmerkungen von Johann Christoph Gottsched." Thl. 2. Leipzig 1742, Folio, S. 742. — Julius Bartolocci von Celano (1613—1687) war Professor der hebräischen Sprache und Schreiber hebräischer und rabbinischer Manuscripte in der vaticanischen Bibliothek zu Rom, auch Abt des Cistercienser-Ordens. — A. d. H.

seid Ihr nicht allein selbst, sondern der Punkt ist auch die Gestalt, deren sich Euer physisches Princip einst nicht bewußt werden konnte. Als strahlender Karfunkel lagt Ihr damals im tiefen Schacht der Erde; aber über Euch hingestreckt auf die grüne Fläche des Bodens schlummerte die holde Gamaheh, und nur in jener Bewußtlosigkeit zerrann auch ihre Gestaltung. Seltsame Linien, fremde Constellationen durchschneiden nun Euer Leben von dem Zeitpunkt an, als der Gedanke sich gestaltete und zum Herrn Peregrinus Tyß wurde. Ihr seid im Besitz eines Talismans, ohne es zu wissen. Dieser Talisman ist eben der rothe Karfunkel; es kann sein, daß der König Sekakis ihn als Edelstein in der Krone trug, oder daß er gewissermaßen selbst der Karfunkel war, — genug, Ihr besitzt ihn jetzt; aber ein gewisses Ereigniß muß hinzutreten, wenn seine schlummernde Kraft erweckt werden soll, und mit diesem Erwachen der Kraft Eures Talismans entscheidet sich das Schicksal einer Unglücklichen, die bis jetzt zwischen Furcht und schwankender Hoffnung ein mühseliges Scheinleben geführt hat. Ach, nur ein Scheinleben konnte die süße Gamaheh durch die tiefste magische Kunst gewinnen, da der wirkende Talisman uns geraubt war. Ihr allein habt sie getödtet; Ihr allein könntet ihr Leben einhauchen, wenn der Karfunkel aufgeglüht ist in Eurer Brust.“ —

„Und jenes Ereigniß,“ unterbrach Peregrinus den Flohbändiger aufs Neue, „wodurch die Kraft des Talismans geweckt werden soll, wißt Ihr mir das zu deuten, Herr Leeuwenhoeck?“

Der Flohbändiger glotzte den Peregrinus an mit weit aufgerissenen Augen und sah gerade so aus wie Einer, den plötzlich große Verlegenheit überrascht, und der nicht weiß, was er sagen soll. Die Gedanken lauteten: „Wetter, wie ist es gekommen, daß ich viel mehr gesagt habe, als ich eigentlich sagen wollte? Hätte ich wenigstens nicht von dem Talisman das Maul halten sollen, den der glückselige Schlingel im Leibe trägt, und der ihm so viel Macht geben kann über uns, daß wir Alle nach seiner Pfeife tanzen müssen? — Und nun soll ich ihm das Ereigniß sagen, von dem das Erwachen der

Kraft seines Talismans abhängt? Darf ich ihm denn gestehen, daß ich es selbst nicht weiß, daß alle meine Kunst daran scheitert, den Knoten zu lösen, in den sich alle Linien verschlingen, — ja daß, wenn ich dieses siderische Hauptzeichen des Horoskops betrachte, es mir ganz jämmerlich zu Muthe wird und mein ehrwürdiges Haupt mir selbst vorkommt wie ein bunt bemalter Haubenstock, aus schnöder Pappe gefertigt? — Fern sei von mir solch ein Geständniß, das mich ja herabwürdigen und ihm Waffen gegen mich in die Hände geben würde! Ich will dem Pinsel, der sich so klug dünkt, etwas aufheften, das ihm durch alle Glieder fahren und ihm alle Lust benehmen soll, weiter in mich zu dringen." —

„Allerliebster Herr Tyß, verlangt nicht, daß ich von diesem Ereigniß sprechen soll!" sprach nun der Flohbändiger, indem er ein sehr bedenkliches Gesicht zog. „Ihr wißt, daß das Horoskop uns zwar über das Eintreten gewisser Umstände klar und vollständig belehrt, daß aber — so will es die Weisheit der ewigen Macht — der Ausgang bedrohlicher Gefahr stets dunkel bleibt und hierüber nur zweifelhafte Deutungen möglich und zuläßig sind. Viel zu lieb hab' ich Euch als einen guten vortrefflichen Herzensmann, bester Herr Tyß, um Euch vor der Zeit in Unruhe und Angst zu setzen; sonst würde ich Euch wenigstens so viel sagen, daß das Ereigniß, welches Euch das Bewußtsein Eurer Macht geben dürfte, auch in demselben Augenblick die jetzige Gestaltung Eures Seins unter den entsetzlichsten Qualen der Hölle zerstören könnte. — Doch nein! Auch das will ich Euch verschweigen, und nun kein Wort weiter von dem Horoskop! Aengstigt Euch nur ja nicht, bester Herr Tyß, unerachtet die Sache sehr schlimm steht und ich nach aller meiner Wissenschaft kaum einen guten Ausgang des Abenteuers herausdeuten kann! Vielleicht rettet Euch doch eine ganz unvermuthete Constellation, die jetzt noch außer dem Bereich der Beobachtung liegt, aus der bösen Gefahr."

Peregrinus erstaunte über Leeuwenhoeck's tückische Falschheit; indessen kam ihm die ganze Lage der Sache, die Stellung, in der Leeuwenhoeck, ohne es zu wissen, zu ahnen, ihm gegen-

überstand, so ungemein ergetzlich vor, daß er sich nicht enthalten konnte, in ein schallendes Gelächter auszubrechen.

„Worüber lacht Ihr so sehr, mein werthester Herr Tyß?" fragte der Flohbändiger etwas betreten.

„Ihr thut sehr klug, Herr Leeuwenhoeck," erwiderte Peregrinus noch immer lachend, „daß Ihr mir das bedrohliche Ereigniß aus purer Schonung verschweigt. Denn außerdem, daß Ihr viel zu sehr mein Freund seid, um mich in Angst und Schrecken zu setzen, so habt Ihr noch einen andern triftigen Grund dazu, der in nichts Anderem besteht, als daß Ihr selbst nicht das Mindeste von jenem Ereignisse wißt. Vergebens blieb ja all Euer Mühen, diesen verschlungenen Knoten zu lösen; mit Eurer ganzen Astrologie ist es ja nicht weit her, und wäre Euch Meister Floh nicht ohnmächtig auf die Nase gefallen, so stünde es mit all Euren Künsten herzlich schlecht."

Wuth entflammte Leeuwenhoeck's Antlitz; er ballte die Fäuste, er knirschte mit den Zähnen, er zitterte und schwankte so sehr, daß er vom Stuhle gefallen wäre, hätte ihn nicht Peregrinus beim Arm so fest gepackt wie Georg Pepusch den unglücklichen Weinwirth bei der Kehle. Diesem Wirthe gelang es, sich durch einen geschickten Seitensprung zu retten. Alsbald flog Pepusch zur Thüre hinaus und trat in Leeuwenhoeck's Zimmer, gerade in dem Augenblick, als Peregrinus ihn auf dem Stuhle festhielt und er grimmig zwischen den Zähnen murmelte: „Verruchter Swammerdam, hättest Du mir das gethan?" —

Sowie Peregrinus seinen Freund Pepusch erblickte, ließ er den Flohbändiger los, trat dem Freunde entgegen und fragte ängstlich, ob denn die entsetzliche Stimmung vorüber, die ihn mit solcher verderblichen Gewalt ergriffen.

Pepusch schien beinahe bis zu Thränen erweicht. Er versicherte, daß er Zeit seines Lebens nicht so viel abgeschmackte Thorheiten begangen als eben heute, wozu er vorzüglich rechne, daß er, nachdem er sich im Walde eine Kugel durch den Kopf geschossen, in einem Weinhause — selbst wisse er nicht mehr, wo es gewesen, ob bei Protzler, im Schwan, im

Weidenhof*) oder sonst irgendwo — zu gutmüthigen Leuten von überschwänglichen Dingen gesprochen und den Wirth meuchelmörderischerweise erwürgen wollen, blos weil er aus seinen abgebrochenen Reden zu entnehmen gemeint, daß das Glückseligste geschehen, was ihm (dem Pepusch) nur widerfahren könne. Alle seine Unfälle würden nun bald die höchste Spitze erreichen; denn nur zu gewiß hätten die Leute seine Reden, sein ganzes Beginnen für den stärksten Ausbruch des Wahnsinns gehalten, und er müßte fürchten, statt die Früchte des frohsten Ereignisses zu genießen, in das Irrenhaus gesperrt zu werden. — Pepusch deutete hierauf an, was der Weinwirth über Peregrinus' Betragen und Aeußerungen fallen lassen, und fragte hoch erröthend mit niedergeschlagenen Augen, ob ein solches Opfer, eine solche Entsagung zu Gunsten eines unglücklichen Freundes, wie er es ahnen wolle, in der jetzigen Zeit, in welcher der Heroismus von der Erde verschwunden, wol noch möglich, wol noch denkbar sein könne.

Peregrinus lebte im Innern ganz auf bei den Aeußerungen seines Freundes; er versicherte feurig, daß er seinerseits weit entfernt sei, den bewährten Freund nur im Mindesten zu kränken, daß er allen Ansprüchen auf Herz und Hand der schönen Dörtje Elverdink feierlichst entsage und gern auf ein Paradies verzichte, das ihm freilich in glänzendem, verführerischem Schimmer entgegengelacht.

„Und Dich wollte ich ermorden? Und weil ich nicht an Dich glaubte, darum erschoß ich mich selbst!" rief Pepusch, indem er an die Brust des Freundes stürzte. „O der Raserei, o des wüsten Treibens eines verstörten Gemüths!" —

„Ich bitte Dich, Georg, komme zur Besinnung!" unterbrach Peregrinus den Freund. „Du sprichst von Todtschießen und stehest frisch und gesund vor mir. Wie reimt sich das zusammen?" —

„Du hast Recht," erwiderte Pepusch. „Es scheint, als ob ich nicht mit Dir so vernünftig reden könnte, wie es wirklich geschieht, wenn ich mir in der That eine Kugel durchs

*) Bekannte Gasthöfe in Frankfurt am Main. — A. d. H.

Gehirn gejagt hätte. Die Leute behaupteten auch, meine Pistolen wären keine sonderlich ernsten Mordwaffen, auch gar nicht von Eisen, sondern von Holz, mithin nur Kinderspielzeug, und so könnte vielleicht der Zweikampf so wie der Selbstmord nichts gewesen sein als eine vergnügliche Ironie. Hätten wir dann nicht unsere Rollen getauscht und ich begänne mit der Selbstmystification und hantirte mit dummen Kindereien in dem Augenblick, da Du aus Deiner kindischen Fabelwelt heraustrittst in das wirkliche rege Leben? Doch dem sei, wie ihm wolle, es ist nöthig, daß ich Deines Edelmuthes und meines Glückes gewiß werde; dann zerstreuen sich wol bald alle Nebel, die meinen Blick trüben oder die mich vielleicht täuschen mit morganischen*) Truggebilden. Komm, mein Peregrinus, begleite mich hin zu der holden Dörtje Elverdink! Aus Deiner Hand empfange ich die süße Braut."

Pepusch faßte den Freund unter den Arm und wollte schnell mit ihm davoneilen; doch der Gang, den sie zu thun gedachten, sollte ihnen erspart werden. Die Thüre öffnete sich nämlich, und herein trat Dörtje Elverdink, schön und anmuthig wie ein Engelskind, hinter ihr her aber der alte Herr Swammer. Leeuwenhoeck, der so lange stumm und starr dagestanden und nur bald dem Pepusch, bald dem Peregrinus zornfunkelnde Blicke zugeworfen hatte, schien, als er den alten Swammerdam erblickte, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Er streckte ihm die geballten Fäuste entgegen und schrie mit vor Wuth gellender Stimme: „Ha, kommst Du, mich zu verhöhnen, alter betrügerischer Unhold? Aber es soll Dir nicht gelingen. Vertheidige Dich! Deine letzte Stunde hat geschlagen."

Swammerdam prallte einige Schritte zurück und zog, da Leeuwenhoeck mit dem Fernglas bereits gegen ihn ausfiel, die gleiche Waffe zu seiner Vertheidigung. Der Zweikampf, der im Hause des Herrn Peregrinus Tyß sich entzündet, schien aufs Neue beginnen zu wollen.

Georg Pepusch warf sich zwischen die Kämpfenden und,

*) Abgeleitet von Fata Morgana (Luftspiegelungen), die man der Fee Morgana, Schwester des Königs Artus, zuschrieb. — A. d. H.

indem er einen mörderischen Blick Leeuwenhoeck's, der den Gegner zu Boden gestreckt haben würde, geschickt mit der linken Faust wegschlug, drückte er mit der rechten die Waffe, womit Swammerdam sich eben blickfertig ausgelegt hatte, hinab, so daß sie den Leeuwenhoeck nicht verwunden konnte.

Pepusch erklärte dann laut, daß er irgend einen Streit, irgend einen gefährlichen Kampf zwischen Leeuwenhoeck und Swammerdam nicht eher zulassen werde, bis er die Ursache ihres Zwistes von Grund aus erfahren. Peregrinus fand das Beginnen seines Freundes so vernünftig, daß er gar keinen Anstand nahm, ebenfalls zwischen die Kämpfer zu treten und sich ebenso zu erklären wie Pepusch.

Beide, Leeuwenhoeck und Swammerdam, waren genöthigt, den Freunden nachzugeben. Swammerdam versicherte überdem, daß er durchaus nicht in feindlicher Absicht, sondern nur deshalb gekommen sei, um rücksichts der Dörtje Elverdink mit Leeuwenhoeck in gütlichen Vergleich zu treten und so eine Fehde zu enden, die zwei für einander geschaffene Principe, deren gemeinschaftliches Forschen nur den tiefsten Born der Wissenschaft erschöpfen könne, feindlich entzweit und nur zu lange gedauert habe. Er blickte dabei den Herrn Peregrinus Tyß lächelnd an und meinte, Peregrinus werde, wie er zu hoffen sich unterstehe, da Dörtje doch eigentlich in seine Arme geflohen, den Vermittler machen.

Leeuwenhoeck versicherte dagegen, daß Dörtje's Besitz freilich der Zankapfel sei; indessen habe er so eben eine neue Tücke seines unwürdigen Collegen entdeckt. Nicht allein, daß er den Besitz eines gewissen Mikroskops, das er bei einer gewissen Gelegenheit als Abfindung erhalten, leugne, um seine unrechtmäßigen Ansprüche auf Dörtje's Besitz zu erneuern, so habe er noch überdem jenes Mikroskop einem Andern überlassen, um ihn, den Leeuwenhoeck, noch mehr zu quälen und zu ängstigen. Swammerdam schwur dagegen hoch und theuer, daß er das Mikroskop niemals empfangen und große Ursache habe, zu glauben, daß es von Leeuwenhoeck boshafterweise unterschlagen worden.

„Die Narren! Sie sprechen von dem Mikroskop, das Euch

im Auge sitzt," lispelte Meister Floh dem Peregrinus leise zu. „Ihr wißt, daß ich bei dem Friedenstractat, den Swammerdam und Leeuwenhoeck über den Besitz der Prinzessin Gamaheh abschlossen, zugegen war. Als nun Swammerdam das mikroskopische Glas, das er in der That von Leeuwenhoeck erhalten, in die Pupille des linken Auges werfen wollte, schnappte ich es weg, weil es nicht Leeuwenhoeck's, sondern mein rechtmäßiges Eigenthum war. Sagt nur gerade heraus, Herr Peregrinus, daß Ihr das Kleinod habt!"

Peregrinus nahm auch gar keinen Anstand, sogleich zu verkündigen, daß er das mikroskopische Glas besitze, welches Swammerdam von Leeuwenhoeck erhalten sollen, aber nicht erhalten; mithin sei jener Vergleich noch gar nicht ausgeführt worden und Keiner, weder Leeuwenhoeck noch Swammerdam, habe zur Zeit das unbedingte Recht, die Dörtje Elverdink für seine Pflegetochter anzusehen.

Nach vielem Hin- und Herreden kamen die beiden Streitenden dahin überein, daß Herr Peregrinus Tyß die Dörtje Elverdink, welche ihn auf das Zärtlichste liebe, zu seiner Frau Gemahlin erkiesen und dann nach sieben Monaten selbst entscheiden solle, wer von beiden Mikroskopisten als wünschenswerther Pflege- und Schwiegervater anzusehen.

So anmuthig und allerliebst auch Dörtje Elverdink in dem zierlichsten Anzuge, den Amoretten geschneidert zu haben schienen, aussehen, solche süße, schmachtende Liebesblicke sie auch dem Herrn Peregrinus Tyß zuwerfen mochte, doch gedachte Peregrinus seines Schützlings so wie seines Freundes, blieb dem gegebenen Worte getreu und erklärte von Neuem, daß er auf Dörtje's Hand verzichte.

Die Mikroskopisten waren nicht wenig betreten, als Peregrinus den Georg Pepusch für Denjenigen erklärte, der die mehrsten und gerechtesten Ansprüche auf Dörtje's Hand habe, und meinten, daß er wenigstens zur Zeit gar keine Macht habe, ihren Willen zu bestimmen.

Dörtje Elverdink wankte, indem ein Thränenstrom ihr aus den Augen stürzte, auf Peregrinus zu, der sie in seinen Armen auffing, als sie eben halb ohnmächtig zu Boden sinken

wollte. „Undankbarer,“ seufzte sie, „Du brichst mir das Herz, indem Du mich von Dir stößest. Doch Du willst es. Nimm noch diesen Abschiedskuß und laß mich sterben!“

Peregrinus bückte sich hinab; als aber sein Mund den Mund der Kleinen berührte, biß sie ihn so heftig in die Lippen, daß das Blut hervorsprang. „Unart,“ rief sie dabei ganz lustig, „so muß man Dich züchtigen! Komm zu Verstande, sei artig und nimm mich, mag auch der Andere schreien, wie er will!“

Die beiden Mikroskopisten waren indessen wieder, der Himmel weiß worüber, in heftigen Zank gerathen. Georg Pepusch warf sich aber ganz trostlos der schönen Dörtje zu Füßen und rief mit einer Stimme, die jämmerlich genug klang, um aus der heiseren Kehle des unglücklichsten Liebhabers zu kommen: „Gamaheh, so ist denn die Flamme in Deinem Innern ganz erloschen? So gedenkst Du nicht mehr der herrlichen Vorzeit in Famagusta, nicht mehr der schönen Tage in Berlin, nicht mehr ...“

„Du bist ein Hasenfuß, Georg,“ fiel die Kleine dem Unglücklichen lachend ins Wort, „mit Deiner Gamaheh, mit Deiner Distel Zeherit und all dem andern tollen Zeuge, das Dir einmal geträumt hat. Ich war Dir gut, mein Freund, und bin es noch und nehme Dich, unerachtet mir der Große dort besser gefällt, wenn Du mir heilig versprichst, ja feierlich schwörst, daß Du alle Deine Kräfte anwenden willst ...“

Die Kleine lispelte dem Pepusch etwas ganz leise ins Ohr; Peregrinus glaubte aber zu vernehmen, daß vom Meister Floh die Rede sei. —

Immer heftiger war indessen der Zank zwischen den beiden Mikroskopisten geworden; sie hatten aufs Neue zu den Waffen gegriffen, und Peregrinus mühte sich eben, die erhitzten Gemüther zu besänftigen, als die Gesellschaft sich wiederum vermehrte.

Unter widerwärtigem Kreischen und häßlichem Geschrei wurde die Thüre aufgestoßen, und herein stürzten der schöne Geist Monsieur Legénie und der Bartscherer Egel. Mit wilder, entsetzlicher Geberde sprangen sie los auf die Kleine, und der Bartscherer hatte sie schon bei der Schulter gepackt,

als Pepusch den häßlichen Feind mit unwiderstehlicher Gewalt wegdrängte, ihn gleichsam mit dem ganzen biegsamen Körper umwand und dermaßen zusammendrückte, daß er ganz lang und spitz in die Höhe schoß, indem er vor Schmerz laut brüllte.

Während dies dem Bartscherer geschah, hatten die beiden Mikroskopisten bei der Erscheinung der Feinde sich augenblicklich mit einander versöhnt und den schönen Geist gemeinschaftlich bekämpft mit vielem Glück. Nichts half es nämlich dem schönen Geist, daß er, als er unten gehörig abgebläut worden, sich zur Stubendecke erhob. Denn Beide, Leeuwenhoeck und Swammerdam, hatten kurze dicke Knittel ergriffen und trieben den schönen Geist, sowie er herabschweben wollte, durch kräftige, demjenigen Theil des Körpers, der es am Besten vertragen kann, geschickt applicirte Schläge immer wieder in die Höhe. Es war ein zierliches Ballonspiel, bei dem freilich der schöne Geist nothgedrungen die ermüdendste und zugleich die undankbarste Rolle übernommen, nämlich die des Ballons.

Der Krieg mit den dämonischen Fremden schien der Kleinen großes Entsetzen einzujagen; sie schmiegte sich fest an Peregrinus und flehte ihn an, sie fortzuschaffen aus diesem bedrohlichen Getümmel. Peregrinus konnte das um so weniger ablehnen, als er überzeugt sein mußte, daß es auf dem Kampfplatz seiner Hilfe nicht bedürfe. Er brachte daher die Kleine in ihre Wohnung, das heißt in die Zimmer seines Miethsmannes.

Es genügt, zu sagen, daß die Kleine, als sie sich mit Herrn Peregrinus allein befand, aufs Neue alle Künste der feinsten Koketterie anwandte, um ihn in ihr Netz zu verlocken. Mocht' er es auch noch so fest im Sinne behalten, daß das Alles Falschheit sei und nur dahin ziele, seinen Schützling in Sklaverei zu bringen, so ergriff ihn doch eine solche Verwirrung, daß er sogar nicht an das mikroskopische Glas dachte, welches ihm zum wirksamen Gegengift gedient haben würde.

Meister Floh gerieth aufs Neue in Gefahr; er wurde jedoch auch diesmal durch Herrn Swammer gerettet, der mit Georg Pepusch eintrat.

Herr Swammer schien ausnehmend vergnügt; Pepusch hatte dagegen Wuth und Eifersucht im glühenden Blick. Peregrinus verließ das Zimmer.

Den tiefsten, bittersten Unmuth im wunden Herzen, durchstrich er düster und in sich gekehrt die Straßen von Frankfurt. Er ging zum Thore hinaus und weiter, bis er endlich zu dem anmuthigen Plätzchen kam, wo das seltsame Abenteuer mit seinem Freunde Pepusch sich zugetragen.

Er bedachte aufs Neue sein wunderbares Verhängniß. Anmuthiger, holder, im höhern Liebreiz als jemals ging ihm das Bild der Kleinen auf; sein Blut wallte stärker in den Adern, heftiger schlugen die Pulse, die Brust wollte ihm zerspringen vor brünstiger Sehnsucht. Nur zu schmerzlich fühlte er die Größe des Opfers, das er gebracht und mit dem er alles Glück des Lebens verloren zu haben glaubte.

Die Nacht war eingebrochen, als er zurückkehrte nach der Stadt. Ohne es zu gewahren, vielleicht aus unbewußter Scheu, in sein Haus zurückzukehren, war er in mancherlei Nebenstraßen und zuletzt in die Kalbächer Gasse gerathen. Ein Mensch, der ein Felleisen auf dem Rücken trug, fragte ihn, ob hier nicht der Buchbinder Lämmerhirt wohne. Peregrinus schaute auf und gewahrte, daß er wirklich vor dem schmalen, hohen Hause stand, in welchem der Buchbinder Lämmerhirt wohnte; er erblickte in luftiger Höhe die hell erleuchteten Fenster des fleißigen Mannes, der die Nacht hindurch arbeitete. Dem Menschen mit dem Felleisen wurde die Thüre geöffnet, und er ging ins Haus.

Schwer fiel es dem Peregrinus aufs Herz, daß er in der Verwirrung der letzten Zeit vergessen hatte, dem Buchbinder Lämmerhirt verschiedene Arbeiten zu bezahlen, die er für ihn gefertigt hatte. Er beschloß, gleich am folgenden Morgen hinzugehen und seine Schuld zu tilgen.

Siebentes Abenteuer.

Feindliche Nachstellungen der verbündeten Mikroskopisten nebst ihrer fortwährenden Dummheit. — Neue Prüfungen des Herrn Peregrinus Tyß und neue Gefahren des Meisters Floh. — Röschen Lämmerhirt. — Der entscheidende Traum und Schluß des Märchens.

Fehlt es auch über den eigentlichen Ausgang des Kampfes in Leeuwenhoeck's Zimmer gänzlich an bestimmten Nachrichten, so steht doch nichts Anderes zu vermuthen, als daß die beiden Mikroskopisten mit Hilfe des jungen Herrn Georg Pepusch einen vollständigen Sieg über die bösen, feindlichen Gesellen erfochten haben mußten. Unmöglich hätte sonst der alte Swammer bei seiner Rückkehr so freundlich, so vergnügt sein können, als er es wirklich war. Mit derselben frohen, freudigen Miene trat Swammer oder vielmehr Herr Johannes Swammerdam am andern Morgen hinein zu Herrn Peregrinus, der noch im Bette lag und mit seinem Schützling, dem Meister Floh, in tiefem Gespräch begriffen war.

Peregrinus unterließ nicht, sogleich als er den Herrn Swammerdam erblickte, sich das mikroskopische Glas in die Pupille werfen zu lassen.

Nach vielen langen und ebenso langweiligen Entschuldigungen seines zu frühzeitigen Besuches nahm endlich Swammerdam Platz dicht an Peregrinus' Bett. Durchaus wollte der Alte nicht zugeben, daß Peregrinus aufstehe und den Schlafrock umwerfe.

In den wunderlichsten Redensarten dankte der Alte dem Peregrinus für die großen Gefälligkeiten, die er ihm erwiesen und die darin bestehen sollten, daß er ihn nicht allein als Miethsmann in sein Haus aufgenommen, sondern auch erlaubt, daß der Hausstand durch ein junges, bisweilen etwas zu lebhaftes und zu lautes Frauenzimmer vermehrt worden. Ferner aber müsse er die größte Gefälligkeit darin finden, daß Peregrinus, nicht, ohne selbst Opfer zu bringen, seine (des

Alten) Versöhnung mit dem alten Freunde und Kunstcollegen Anton van Leeuwenhoeck bewirkt habe. Wie Swammerdam erzählte, hatten sich Beider Herzen in dem Augenblick zu einander hingeneigt, als sie von dem schönen Geist und dem Bartscherer überfallen wurden und die schöne Dörtje Elverdink retten mußten vor den bösen Unholden. Die förmliche ernstliche Versöhnung der Entzweiten war dann bald darauf erfolgt.

Leeuwenhoeck hatte den günstigen Einfluß, den Peregrinus auf Beide gehabt, ebenso gut erkannt wie Swammerdam, und der erste Gebrauch, den sie von dem wiederhergestellten Freundschaftsbunde machten, bestand darin, daß sie gemeinschaftlich das seltsam und wunderbar verschlungene Horoskop des Herrn Peregrinus Tyß betrachteten und so viel als möglich zu deuten suchten.

„Was meinem Freunde Anton van Leeuwenhoeck allein nicht gelang," so sprach Herr Johannes Swammerdam, „das brachten unsre gemeinschaftlichen Kräfte zu Stande, und so war dieses Experiment das zweite, welches wir, trotz aller Hindernisse, die sich uns entgegenstemmten, mit dem glänzendsten Erfolg unternahmen." —

„Der alberne, kurzsichtige Thor!" lispelte Meister Floh, der dicht neben Peregrinus' Ohr auf dem Kopfkissen saß; „noch immer glaubt er, daß durch ihn die Prinzessin Gamaheh belebt worden ist. Fürwahr, ein schönes Leben ist das, zu dem die Ungeschicklichkeit der blöden Mikroskopisten die Aermste gezwungen!" —

„Mein bester, vortrefflichster Herr Peregrinus Tyß," fuhr Swammerdam fort, der den Meister Floh um so weniger vernommen, als er gerade stark zu niesen genöthigt, „Sie sind ein von dem Weltgeiste ganz besonders Erkorener, ein Schooßkind der Natur; denn Sie besitzen den wunderbarsten, mächtigsten Talisman oder, um richtiger und wissenschaftlicher zu sprechen, das herrlichste Tsilmenaja oder Tilsemoht, das jemals, getränkt von dem Thau des Himmels, aus dem Schooße der Erde hervorgegangen. Es macht meiner Kunst Ehre, daß ich und nicht Leeuwenhoeck es herausgebracht, daß

dieses glückliche Tsilmenaja von dem Könige Nakrao abstammt, der lange vor der Sündfluth in Aegypten herrschte. Doch die Kraft des Talismans ruht zur Zeit, bis eine gewisse Constellation eintritt, die ihren Mittelpunkt in Ihrer werthen Person findet. Mit Ihnen selbst, bester Herr Tyß, muß und wird sich etwas ereignen, das Sie in demselben Augenblick, da die Kraft des Talismans erwacht ist, auch dieses Erwachen erkennen läßt. Mag Ihnen Leeuwenhoeck über diesen schwierigsten Punkt des Horoskops gesagt haben, was er will, Alles ist erlogen; denn er wußte über jenen Punkt so lange nicht das Mindeste, bis ich ihm die Augen geöffnet. Vielleicht hat Ihnen, bester Herr Tyß, mein lieber Herzensfreund sogar bange machen wollen vor irgend einer bedrohlichen Katastrophe; denn ich weiß, er liebt es, Leuten unnützerweise Schrecken einzujagen; — doch trauen Sie Ihrem Sie verehrenden Miethsmann, der, Hand aufs Herz, Ihnen schwört, daß Sie durchaus nichts zu befürchten haben. Gern möchte ich aber denn doch wissen, ob Sie zur Zeit den Besitz des Talismans gar nicht verspüren, und was Sie über die ganze Sache überhaupt zu denken belieben?"

Swammerdam sah bei den letzten Worten mit giftigem Lächeln dem Herrn Peregrinus so scharf ins Auge, als wolle er seine tiefsten Gedanken durchschauen; das konnte ihm aber freilich nicht so gelingen wie dem Peregrinus mit seinem mikroskopischen Glase. Mittels dieses Glases erfuhr Peregrinus, daß nicht sowol die gemeinschaftliche Bekämpfung des schönen Geistes und des Bartscherers als eben jenes geheimnißvolle Horoskop die Versöhnung der beiden Mikroskopisten herbeigeführt. Der Besitz des mächtigen Talismans — das war es nun, wonach Beide strebten. Swammerdam war, was den gewissen geheimnißvoll verschlungenen Knoten im Horoskop des Herrn Peregrinus betrifft, ebenso in verdrießlicher Dummheit verblieben wie Leeuwenhoeck; doch meinte er, daß in Peregrinus' Innerem durchaus die Spur liegen müsse, die zur Entdeckung jenes Geheimnisses führe. Diese Spur wollte er nun geschickt aus dem Unwissenden herauslocken und ihn dann mit Leeuwenhoeck's Hilfe um den Besitz des

unschätzbaren Kleinods bringen, noch ehe er dessen Werth erkannt. Swammerdam war überzeugt, daß der Talisman des Herrn Peregrinus Tyß ganz dem Ringe des weisen Salomo gleich zu achten, da er wie dieser Dem, der ihn besitze, die vollkommene Herrschaft über das Geisterreich verleihe.

Peregrinus vergalt Gleiches mit Gleichem, indem er den alten Herrn Swammerdam, der ihn zu mystificiren sich mühte, selbst mystificirte. Geschickt wußte er in solchen verblümten Redensarten zu antworten, daß Swammerdam befürchten mußte, die Weihe habe bereits begonnen, und ihm werde sich bald das Geheimniß erschließen, das zu enthüllen Keiner von Beiden, weder er noch Leeuwenhoeck, vermocht. —

Swammerdam schlug die Augen nieder, räusperte sich und stotterte unverständliche Worte heraus. Der Mann befand sich wirklich in gar übler Lage; seine Gedanken schnurrten beständig durcheinander: „Teufel, was ist denn das? Ist das der Peregrinus, der zu mir spricht? Bin ich der gelehrte, weise Swammerdam oder ein Esel?"

Ganz verzweifelt raffte er sich endlich zusammen und begann: „Doch von etwas Anderem, verehrtester Herr Tyß, von etwas Anderem und, wie es mir vorkommen will, von etwas Schönem und Erfreulichem!"

Wie Swammerdam nun weiter erzählte, hatte er sowol als Leeuwenhoeck mit großer Freude die innige Zuneigung der schönen Dörtje Elverdink zu dem Herrn Peregrinus Tyß entdeckt. War nun auch sonst Jeder anderer Meinung gewesen, indem Jeder geglaubt, Dörtje müsse bei ihm bleiben, und an Liebe und Heirath sei gar nicht zu denken, so hatten sie sich doch jetzt eines Bessern überzeugt. In Peregrinus' Horoskop meinten sie nämlich zu lesen, daß er durchaus die schöne, anmuthige Dörtje Elverdink zu seiner Gemahlin erkiesen müsse, um das für alle Conjuncturen seines ganzen Lebens Ersprießlichste zu thun. Beide zweifelten nicht einen Augenblick, daß Peregrinus nicht in gleicher glühenden Liebe zur holden Kleinen befangen sein sollte, und hielten daher die Angelegenheit für völlig abgeschlossen. Swammerdam meinte noch, daß

Herr Peregrinus Tyß überdem der Einzige sei, der seine Nebenbuhler ohne alle Mühe aus dem Felde schlagen könne, und daß selbst die bedrohlichsten Gegner, wie z. B. der schöne Geist und der Bartscherer, gar nichts gegen ihn ausrichten würden.

Peregrinus erkannte aus Swammerdam's Gedanken, daß die Mikroskopisten wirklich in seinem Horoskop die unabänderliche Nothwendigkeit seiner Vermählung mit der kleinen Dörtje Elverdink gefunden zu haben glaubten. Nur dieser Nothwendigkeit wollten sie nachgeben und selbst aus Dörtje's scheinbarem Verlust den größten Gewinn ziehen, nämlich den Herrn Peregrinus Tyß selbst einfangen mitsammt seinem Talisman.

Man kann denken, wie wenig Vertrauen Peregrinus zu der Weisheit und Wissenschaft der beiden Mikroskopisten haben mußte, da beide den Hauptpunkt des Horoskops nicht zu enträthseln vermochten. Gar nichts gab er daher auf jene angebliche Conjunctur, welche die Nothwendigkeit seiner Vermählung mit der schönen Dörtje bedingen sollte, und es wurde ihm nicht im Mindesten schwer, ganz bestimmt und fest zu erklären, daß er auf Dörtje's Hand verzichtet, um seinen besten, innigsten Freund, den jungen Georg Pepusch, der ältere und bessere Ansprüche auf den Besitz des holden Wesens habe, nicht zu kränken, und daß er unter keiner Bedingung der Welt sein gegebenes Wort brechen werde.

Herr Swammerdam schlug die graugrünen Katzenaugen, die er so lange zu Boden gesenkt, auf, glotzte den Peregrinus mächtig an und lächelte wie die Fuchsschlauheit selbst.

Sei, meinte er dann, der Freundschaftsbund mit Georg Pepusch der einzige Skrupel, der den Peregrinus abhalte, seinen Gefühlen freien Raum zu gönnen, so sei derselbe in diesem Augenblick gehoben; denn eingesehen habe Pepusch, unerachtet er an einigem Wahnsinn leide, daß seiner Vermählung mit Dörtje Elverdink die Constellation der Gestirne entgegen sei, und daß daraus nichts entstehen könne als nur Unglück und Verderben; deshalb habe Pepusch allen Ansprüchen auf Dörtje's Hand entsagt und nur erklärt, daß er mit seinem

Leben die Schönste, die Niemanden angehören könne als seinem Herzensfreunde Tyß, vertheidigen wolle gegen den ungeschickten Tölpel von schönem Geist und gegen den blutgierigen Bartkratzer.

Den Peregrinus durchfuhren eiskalte Schauer, als er aus Swammerdam's Gedanken erkannte, daß Alles wahr, was er gesprochen. Uebermannt von den seltsamsten, widersprechendsten Gefühlen, sank er zurück in die Kissen und schloß die Augen.

Herr Swammerdam lud den Peregrinus dringendst ein, sich hinabzubegeben und selbst aus Dörtje's, aus Georg's Munde die jetzige Lage der Dinge zu vernehmen. Dann empfahl sich derselbe auf ebenso weitläufige und ceremoniöse Weise, wie er gekommen war.

Meister Floh, der die ganze Zeit über ruhig auf dem Kopfkissen gesessen, sprang plötzlich hinauf bis zum Zipfel der Nachtmütze des Herrn Peregrinus. Da erhob er sich hoch auf den langen Hinterbeinen, rang die Hände, streckte sie flehend zum Himmel empor und rief mit von bittern Thränen halb erstickter Stimme: „Weh mir Aermsten! Schon glaubte ich, geborgen zu sein, und erst jetzt kommt die gefährlichste Prüfung! Was hilft aller Muth, alle Standhaftigkeit meines edlen Beschützers, wenn sich Alles, Alles gegen mich auflehnt? Ich gebe mich! Es ist Alles aus." —

„Was lamentirt Ihr so auf meiner Nachtmütze, lieber Meister?" sprach Herr Peregrinus mit matter Stimme. „Glaubt Ihr denn, daß Ihr allein zu klagen habt, daß ich mich selbst nicht auch in dem miserabelsten Zustande von der Welt befinde, da ich in meinem ganzen Wesen ganz zerrüttet und verstört bin und nicht weiß, was ich anfangen, ja, wohin ich meine Gedanken wenden soll? Glaubt aber nicht, lieber Meister Floh, daß ich thöricht genug sein werde, mich in die Nähe der Klippe zu wagen, an der ich mit all meinen schönen Vorsätzen und Entschlüssen scheitern kann! Ich werde mich hüten, Swammerdam's Einladung zu folgen und die verführerische Dörtje Elverdink wiederzusehen." —

„In der That, ich weiß nicht, ob ich, so sehr es mir

verderblich scheint, Euch doch nicht gerade rathen sollte, sogleich zu Swammerdam hinunterzugehen," erwiderte Meister Floh, nachdem er wieder den alten Platz auf dem Kopfkissen neben dem Ohr des Herrn Peregrinus Tyß eingenommen. „Es ist mir, als wenn die Linien Eures Horoskops jetzt immer schneller und schneller zusammenliefen und Ihr selbst im Begriffe ständet, in den rothen Punkt zu treten. Mag nun das dunkle Verhängniß beschlossen haben, was es will, — ich sehe ein, daß selbst ein Meister Floh solchem Beschluß nicht zu entgehen vermag, und daß es ebenso albern als unnütz sein würde, von Euch meine Rettung zu verlangen. — Geht hin, seht sie, nehmt ihre Hand, überliefert mich der Sklaverei, und damit Alles geschehe, wie es die Sterne wollen, ohne daß Fremdes sich einmische, so macht auch keinen Gebrauch von dem mikroskopischen Glase!" —

„Scheint doch sonst, Meister Floh, Euer Herz stark, Euer Geist fest, und doch seid Ihr jetzt so kleinmüthig, so verzagt!" sprach Peregrinus. „Aber möget Ihr sonst auch so weise sein, wie Ihr wollt, ja, mag Klemens des Siebenten hochberühmter Nuntius Rorar*) Euren Verstand weit über den unserigen setzen, so habt Ihr doch keinen sonderlichen Begriff von dem festen Willen des Menschen und schlagt ihn wenigstens viel zu geringe an. Noch einmal: ich breche nicht mein Euch gegebenes Wort, und damit Ihr sehet, wie es mein fester Entschluß ist, die Kleine nicht wiederzusehen, werde ich jetzt aufstehen und mich, wie ich es mir schon gestern vorgenommen, zum Buchbinder Lämmerhirt begeben."—

„O Peregrinus," rief Meister Floh, „des Menschen Wille ist ein gebrechliches Ding; oft knickt ihn ein daherziehendes Lüftchen. Welch eine Kluft liegt zwischen dem, was man will, und dem, was geschieht! Manches Leben ist nur ein stetes Wollen, und Mancher weiß vor lauter Wollen am Ende selbst nicht, was er will. Ihr wollt Dörtje Elverdink nicht wiedersehen, und wer steht Euch dafür, daß es geschieht in

*) Vergl. oben S. 100, Anm.**). Er schrieb auch „Elegasti Pontificii. Amsterd. 1666." — Papst Klemens VII., unter dem das große Schisma in der römischen Kirche begann, regierte von 1378 bis 1394 zu Avignon. — A. d. H.

dem nächsten Augenblick, da Ihr diesen Entschluß ausgesprochen?"

Seltsam genug war es wol, daß wirklich sich begab, was Meister Floh mit prophetischem Geiste vorausgesagt.

Peregrinus stand nämlich auf, kleidete sich an und wollte, seinem Vorsatz getreu, zum Buchbinder Lämmerhirt gehen; als er indessen bei Swammerdam's Zimmer vorbeikam, wurde die Thüre weit geöffnet, und Peregrinus wußte selbst gar nicht, wie es geschah, daß er plötzlich an Swammerdam's Arm mitten im Zimmer dicht vor Dörtje Elverdink stand, die ganz fröhlich und unbefangen ihm hundert Küsse zuwarf und mit ihrem silbernen Glockenstimmlein freudig rief: „Guten Morgen, mein herzlieber Peregrinus!"

Wer sich aber noch in dem Zimmer befand, das war Herr Georg Pepusch, der zum offenen Fenster hinausguckte und ein Liedchen pfiff. Jetzt warf er das Fenster heftig zu und drehte sich um. „Ach, sieh da!" rief er, als gewahre er jetzt erst den Freund Peregrinus. „Du besuchst Deine Braut; das ist in der Ordnung und jeder Dritte dabei nur lästig. Ich werde mich darum auch gleich fortpacken. Doch zuvor laß es Dir sagen, mein guter Freund Peregrinus, daß Georg Pepusch jede Gabe verschmäht, die der barmherzige Freund ihm gleich dem armen Sünder hinwirft wie ein Almosen! Verwünscht sei Deine Aufopferung! Ich will Dir nichts zu verdanken haben. Nimm sie hin, die schöne Gamaheh, die Dich so innig liebt! Aber hüte Dich, daß die Distel Zeherit nicht Wurzel faßt und die Mauern Deines Hauses zersprengt!"

Georg's Ton und ganzes Betragen grenzte an renommistische Brutalität, und Peregrinus wurde von dem tiefsten Unmuth erfüllt, als er gewahrte, wie sehr ihn Pepusch in seinem ganzen Beginnen mißverstanden. „Nie ist es mir in den Sinn gekommen, Dir in den Weg zu treten," sprach er, ohne jenen Unmuth zu bergen. „Der Wahnsinn eifersüchtiger Verliebtheit spricht aus Dir; sonst würdest Du bedenken, wie schuldlos ich an Allem bin, was Du in Deiner eigenen Seele ausgebrütet. Verlange nicht, daß ich die Schlange tödten

soll, die Du zu Deiner Selbstqual nährst in Deiner Brust! Und daß Du es nur weißt, Dir warf ich keine Gabe hin, Dir brachte ich kein Opfer, als ich der Schönsten, vielleicht dem höchsten Glück meines Lebens entsagte. Andere höhere Pflichten, ein unwiderrufliches Wort zwangen mich dazu."

Pepusch ballte in wildem Zorn die Faust und erhob sie gegen den Freund. Da sprang aber die Kleine zwischen die Freunde und faßte die Hand des Peregrinus, indem sie lachend rief: „Laß doch nur die geckische Distel laufen! Sie hat nichts als wirres Zeug im Kopfe und ist, wie es Distelart ist, starr und störrisch, ohne zu wissen, was sie eigentlich will. Du bist mein und bleibst es auch, mein süßer, herzlieber Peregrinus!"

Damit zog die Kleine den Peregrinus auf das Kanapee und setzte sich ohne weitere Umstände auf seinen Schooß. Pepusch rannte, nachdem er sich die Nägel sattsam zerkaut, wild zur Thüre hinaus.

Die Kleine, wiederum in das fabelhafte, verführerische Gewand von Silberzindel gekleidet, war ebenso anmuthig, ebenso ganz Liebreiz wie sonst; Peregrinus fühlte sich durchströmt von der elektrischen Wärme ihres Leibes, und doch wehten ihn dazwischen eiskalte, unheimliche Schauer an wie Todeshauch. Zum ersten Mal glaubte er tief in den Augen der Kleinen etwas seltsam Lebloses, Starres zu gewahren, und der Ton ihrer Stimme, ja selbst das Rauschen des wunderlichen Silberzindels schien ein fremdartiges Wesen zu verrathen, dem nimmermehr zu trauen. Es fiel ihm schwer aufs Herz, daß damals, als Dörtje gerade so gesprochen, wie sie gedacht, sie auch in Zindel gekleidet gewesen. Warum er gerade den Zindel bedrohlich fand, wußte er selbst nicht; aber die Gedanken von Zindel und unheimlicher Wirthschaft verbanden sich von selbst miteinander, so wie ein Traum das Heterogenste vereint und man Alles für aberwitzig erklärt, dessen tiefern Zusammenhang man nicht einzusehen vermag.

Peregrinus, weit entfernt, das kleine süße Ding zu kränken mit etwa falschem Verdacht, unterdrückte mit Gewalt seine Gefühle und wartete nur auf einen günstigen Moment, sich loszuwickeln und der Schlange des Paradieses zu entfliehen.

„Aber wie kommst Du mir heute vor, mein süßer Freund?" sprach Dörtje endlich; „so frostig, so unempfindlich! Was liegt Dir im Sinn, mein Leben?" —

„Kopfschmerz — Grillen — einfältige Gedanken! Nichts Anderes ist es, das mich etwas verstört, mein holdes Kind," erwiderte Peregrinus so gleichmüthig, als er es nur vermochte. „Laß mich ins Freie, und Alles ist vorüber in wenigen Minuten. Mich ruft ohnedies noch ein Geschäft." —

„Es ist Alles gelogen," rief die Kleine, indem sie rasch aufsprang; „aber Du bist ein böser Affe, der erst gezähmt werden muß." — —

Peregrinus war froh, als er sich auf der Straße befand; doch ganz ausgelassen freudig geberdete sich Meister Floh, der in Peregrinus' Halsbinde unaufhörlich kicherte und lachte und die Vorderhände zusammenschlug, daß es hell klatschte.

Dem Peregrinus war diese Fröhlichkeit seines kleinen Schützlings etwas lästig, da sie ihn in seinen Gedanken störte. Er bat den Meister Floh, ruhig zu sein; denn schon hätten ihn ernsthafte Leute mit Blicken voll Vorwurfs betrachtet, glaubend, er sei es, der so kichere und lache und närrische Streiche treibe auf öffentlicher Straße.

„O ich Thor," rief aber Meister Floh, in den Ausbrüchen seiner unmäßigen Freude beharrend, „o ich blödsinniger Thor, daß ich da an dem Siege zweifeln konnte, wo gar kein Kampf mehr vonnöthen! Ja, Peregrinus, es ist nicht anders: gesiegt hattet Ihr in dem Augenblick, als selbst der Tod der Geliebten Euern Entschluß nicht zu erschüttern vermochte. Laßt mich jauchzen, laßt mich jubeln! Denn Alles müßte mich trügen, wenn nicht bald das helle Sonnenlicht aufgehen sollte, das alle Geheimnisse aufklärt." —

Als Peregrinus an Lämmerhirt's Thüre pochte, rief eine sanfte weibliche Stimme: „Herein!" Er öffnete die Thüre; ein Mädchen, das sich allein in der Stube befand, trat ihm entgegen und fragte ihn freundlich, was ihm zu Diensten stehe.

Mag es dem geneigten Leser genügen, wenn gesagt wird, daß das Mädchen ungefähr achtzehn Jahre alt sein

mochte, daß es mehr groß als klein und schlank im reinsten Ebenmaß der Glieder gewachsen war, daß es hellbraunes Haar und dunkelblaue Augen und eine Haut hatte, die das zarte Flockengewebe schien von Lilien und Rosen. Mehr als Alles dies wolle aber gelten, daß des Mädchens Antlitz jenes zarte Geheimniß jungfräulicher Reinheit, hohen himmlischen Liebreizes aussprach, wie es mancher alte deutsche Maler in seinen Gebilden erfaßt.

Sowie Peregrinus der holden Jungfrau ins Auge blickte, war es ihm, als habe er in schwer lastenden Banden gelegen, die eine wohlthätige Macht gelöst, und der Engel des Lichtes stehe vor ihm, an dessen Hand er eingehen werde in das Reich namenloser Liebeswonne und Sehnsucht. — Das Mädchen wiederholte, indem sie, vor Peregrinus' starrem Blick erröthend, sittsam die Augen niederschlug, die Frage, was dem Herrn beliebe. Mühsam stotterte Peregrinus heraus, ob der Buchbinder Lämmerhirt hier wohne. Als nun das Mädchen erwiderte, daß Lämmerhirt allerdings hier wohne, daß er aber in Geschäften ausgegangen, da sprach Peregrinus wirr durch einander von Einbänden, die er bestellt, von Büchern, die Lämmerhirt ihm verschaffen sollen; zuletzt kam er etwas ins Geleise und gedachte der Prachtausgabe des Ariost, die Lämmerhirt in rothen Maroquin binden sollen mit reicher goldener Verzierung. Da war es aber, als durchfahre die holde Jungfrau ein elektrischer Funke; sie schlug die Hände zusammen und rief, Thränen in den Augen: „Ach Gott, Sie sind Herr Tyß!"

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie Peregrinus' Hand ergreifen, trat aber schnell zurück, und ein tiefer Seufzer schien die volle Brust zu entlasten. Dann überstrahlte ein anmuthiges Lächeln der Jungfrau Antlitz wie liebliches Morgenroth, und sie ergoß sich nun in Dank und Segenswünsche dafür, daß Peregrinus des Vaters, der Mutter Wohlthäter sei, daß nicht dies allein, nein, seine Milde, seine Freundlichkeit, die Art, wie er noch zu vorigen Weihnachten die Kinder beschenkt und Freude und Fröhlichkeit verbreitet, ihnen den Frieden, die Heiterkeit des Himmels gebracht. Sie räumte

schnell des Vaters Lehnstuhl ab, der mit Büchern, Scripturen, Heften, ungebundenen Drucken bepackt war, rückte ihn heran und lud mit anmuthiger Gastlichkeit den Peregrinus ein, sich niederzulassen. Dann holte sie den sauber gebundenen Ariost hervor, fuhr mit einem leinenen Tuch leise über die Maroquinbände und übereichte das Meisterwerk der Buchbinderkunst dem Peregrinus mit leuchtenden Blicken, wohl wissend, daß Peregrinus der schönen Arbeit des Vaters seinen Beifall nicht versagen werde.

Peregrinus nahm einige Goldstücke aus der Tasche. Die Holde, dies gewahrend, versicherte schnell, daß sie den Preis der Arbeit nicht wisse und daher keine Bezahlung annehmen könne; Herr Peregrinus möge es sich aber gefallen lassen, einige Augenblicke zu verweilen, da der Vater gleich zurückkommen müsse. Dem Peregrinus war es, als schmelze das nichtswürdige Metall in seiner Hand in einen Klumpen zusammen; er steckte die Goldstücke schneller wieder ein, als er sie hervorgeholt. Das Mädchen griff jetzt, als Peregrinus sich mechanisch in Lämmerhirt's breiten Lehnsessel niedergelassen, nach ihrem Stuhl. Aus instinctmäßiger Höflichkeit sprang Herr Peregrinus auf und wollte den Stuhl heranrücken; da geschah es aber, daß er statt der Stuhllehne des Mädchens Hand erfaßte, und er glaubte, als er das Kleinod leise zu drücken wagte, einen kaum merkbaren Gegendruck zu fühlen.

„Kätzchen, Kätzchen, was machst Du?" Mit diesen Worten wandte sich das Mädchen und hob ein Zwirnknäuel von dem Fußboden auf, das die Katze zwischen den Vorderpfoten hielt, ein mystisches Gewebe beginnend. Dann faßte sie mit kindlicher Unbefangenheit den Arm des in Himmelsentzücken versunkenen Peregrinus, führte ihn zum Lehnsessel und bat ihn nochmals, sich niederzulassen, indem sie selbst sich ihm gegenübersetzte und irgend eine weibliche Arbeit zur Hand nahm.

Peregrinus schwankte im Sturm auf einem wogenden Meer. „O Prinzessin!" Das Wort entschlüpfte ihm, selbst wußte er nicht, wie es geschah. Das Mädchen schaute ihn ganz erschrocken an; da war es ihm, als habe er gegen die

Holde gefrevelt, und er rief mit dem weichsten, wehmüthigsten Ton: „Meine liebste, theuerste Mademoiselle!"

Das Mädchen erröthete und sprach mit holder jungfräulicher Verschämtheit: „Die Eltern nennen mich Röschen. Nennen Sie mich auch so, lieber Herr Tyß; denn ich gehöre ja auch zu den Kindern, denen Sie so viel Gutes erzeigt, und von denen Sie so hoch verehrt werden!" —

„Röschen!" rief Peregrinus ganz außer sich. Er hätte der holden Jungfrau zu Füßen stürzen mögen. Kaum hielt er sich zurück.

Röschen erzählte nun, indem sie ruhig fortarbeitete, wie zu der Zeit, als die Eltern durch den Krieg in die bitterste Dürftigkeit gerathen, sie von einer Base in einem benachbarten kleinen Städtchen aufgenommen worden, wie diese Base vor wenigen Wochen gestorben, und wie sie dann zu den Eltern zurückgekehrt sei.

Peregrinus hörte nur Röschens süße Stimme, ohne viel von den Worten zu verstehen, und er überzeugte sich erst, daß er nicht selig träume, als Lämmerhirt ins Zimmer trat und ihn mit dem herzlichsten Willkommen begrüßte. Nicht lange dauerte es, so folgte auch die Frau mit den Kindern, und wie denn in des Menschen unergründlichem Gemüth Gedanken, Regungen, Gefühle in seltsamem bunten Gewirr durcheinanderlaufen, so geschah es, daß Peregrinus selbst in der Ekstase, die ihn einen nie geahnten Himmel schauen ließ, plötzlich daran dachte, wie der murrköpfische Pepusch sein Beschenken der Lämmerhirt'schen Kinder getadelt. Es war ihm sehr lieb, auf Befragen zu vernehmen, daß keines von den Kindern sich den Magen am Naschwerk verdorben, und die freundlich feierliche Art, ja der gewisse Stolz, womit sie nach dem hohen Glasschrank, der das glänzende Spielzeug enthielt, hinaufblickten, zeigte, daß sie die letzte Bescherung für etwas Außerordentliches hielten, das wol niemals wiederkehren dürfte.

Die übel gelaunte Distel hatte also ganz Unrecht.

„O Pepusch," sprach Peregrinus zu sich selbst, „Dein verstörtes, zerrissenes Gemüth durchdringt kein reiner Lichtstrahl

der wahrhaften Liebe!" Damit meinte Peregrinus nun wieder wol mehr als ein beschertes Naschwerk und Spielzeug.

Lämmerhirt, ein sanfter, stiller, frommer Mann, sah mit sichtlicher Freude auf Röschen, die geschäftig aus- und eingegangen, Butter und Brod herbeigebracht und nun an einem kleinen Tischchen in der entfernten Ecke des Zimmers dem Geschwister stattliche Butterstullen bereitete. Die muntern Jungen drängten sich dicht an die liebe Schwester, und wenn sie in verzeihlicher kindischer Begier das Maul etwas weiter aufsperrten als gerade nöthig, so that das der häuslichen Idylle doch keinen sonderlichen Eintrag.

Den Peregrinus entzückte des holden Mädchens Beginnen, ohne daß ihm dabei Werther's Lotte und ihre Butterbrode in den Sinn kamen.*)

Lämmerhirt näherte sich dem Peregrinus und begann, halb leise von Röschen zu reden, was sie für ein frommes, gutes, liebes Kind sei, welchem der Himmel auch die Gabe äußerer Schönheit verliehen, und wie er nur Freude an dem holden Kinde zu erleben hoffe. Was ihm aber, setzte er hinzu, indem sein Gesicht sich in Wonne verklärte, so recht im innersten Herzen wohl thue, sei, daß Röschen sich auch zur edlen Buchbinderkunst hinneige und seit den wenigen Wochen, während sie sich bei ihm befinde, in feiner, zierlicher Arbeit ungemein viel profitirt habe, so daß sie bereits viel geschickter sei als mancher Lümmel von Lehrbursche, der Jahre hindurch Maroquin und Gold vergeude und die Buchstaben schief und krumm stelle, daß sie aussähen wie betrunkene Bauern, die aus der Schenke torkeln.

Ganz zutraulich flüsterte der entzückte Vater dem Peregrinus ins Ohr: „Es muß heraus, Herr Tyß, es drückt mir sonst das Herz ab, ich kann mir nicht helfen: Wissen Sie wol, daß mein Röschen den Schnitt des Ariosto vergoldet hat?"

Sowie Peregrinus dies vernahm, griff er hastig nach den saubern Maroquinbänden, als müsse er sich des Heiligthums bemächtigen, ehe ein feindlicher Zufall es ihm raube.

*) Goethe's Werke (Hempel'sche Ausg.), Thl. 14, S. 30. — A. d. H.

Lämmerhirt hielt das für ein Zeichen, daß Peregrinus fort wolle, und bat ihn, es sich noch einige Augenblicke in der Familie gefallen zu lassen. Eben dies erinnerte aber den Peregrinus, daß er doch endlich sich losreißen müsse. Er zahlte schnell die Rechnung, und Lämmerhirt reichte ihm wie gewöhnlich die Hand zum Abschiede; die Frau that dasselbe und auch Röschen. Die Jungen standen in der offenen Thüre, und damit der Liebesthorheit ihr Recht geschehe, riß Peregrinus im Hinausschreiten dem Jüngsten das Restchen Butterstulle aus der Hand, an dem er eben kaute, und rannte wie gehetzt die Treppe hinab.

„Nun, nun," sprach der Kleine ganz verdutzt, „was ist denn das? Hätt' es mir ja sagen können, der Herr Tyß, wenn er hungrig war, — hätt' ihm ja gern meine ganze Stulle gegeben!" —

Schritt vor Schritt ging Herr Peregrinus Tyß nach Hause, die schweren Quartanten mühsam unter dem Arm fortschleppend und mit verklärtem Blick einen Bissen des Butterstullen-Restes nach dem andern auf die Lippe nehmend, als genösse er himmlisches Manna.

„Der ist nunmehro auch übergeschnappt!" sagte ein vorübergehender Bürger. Es war dem Mann nicht zu verdenken, daß er dergleichen von Peregrinus dachte. —

Als Herr Peregrinus Tyß ins Haus trat, kam ihm die alte Aline entgegen und winkte mit Geberden, die Angst und Besorgniß ausdrückten, nach dem Zimmer des Herrn Swammerdam. Die Thüre stand offen, und Peregrinus gewahrte Dörtje Elverdink, die erstarrt auf einem Lehnstuhl saß und deren zusammengeschrumpftes Gesicht einer Leiche zu gehören schien, die bereits im Grabe gelegen. Ebenso erstarrt, ebenso leichenähnlich saßen vor ihr auf Lehnstühlen Pepusch, Swammerdamm und Leeuwenhoeck. „Ist das eine tolle, gespenstige Wirthschaft hier unten!" sprach die Alte. „So sitzen die vier unseligen Menschen schon den ganzen lieben Tag über und essen nichts und trinken nichts und reden nichts und holen kaum Athem!"

Dem Peregrinus wollte zwar des in der That etwas

schauerlichen Anblicks halber einiges Entsetzen anwandeln; indessen wurde, indem er die Treppe hinaufstieg, das gespenstische Bild von dem wogenden Meer der Himmelsträume verschlungen, in welchem der entzückte Peregrinus schwamm seit dem Augenblick, als er Röschen gesehen. — Wünsche, Träume, selige Hoffnungen strömen gern über in das befreundete Gemüth; aber gab es für den armen Peregrinus jetzt ein anderes als das ehrliche des guten Meisters Floh? Dem wollte er nun sein ganzes Herz ausschütten; dem wollte er von Röschen Alles erzählen, was sich eigentlich gar nicht so recht erzählen ließ. Doch er mochte so viel rufen, so viel locken, als er wollte, — kein Meister Floh ließ sich sehen; er war auf und davon. In der Falte der Halsbinde, wo sonst Meister Floh bei Ausgängen sich beherbergt, fand Peregrinus bei sorgfältigerem Nachsuchen ein kleines Schächtelchen, worauf die Worte standen:

„Hierin befindet sich das mikroskopische Gedankenglas. Seht Ihr mit dem linken Auge scharf in die Schachtel hinein, so sitzt Euch das Glas augenblicklich in der Pupille; wollt Ihr es wieder heraus haben, so dürft Ihr nur, das Auge in die Schachtel hineinhaltend, die Pupille sanft drücken, und das Glas fällt auf den Boden der Schachtel. — Ich arbeite in Euern Geschäften und wage viel dabei; doch für meinen lieben Schutzherrn thue ich Alles als

Euer dienstwilligster
Meister Floh."

— Hier gäb' es nun für einen tüchtigen handfesten Romanschreiber, der mit starker, kielbewaffneter Hand alles menschliche Thun und Treiben zusammenarbeitet nach Herzenslust, die erwünschteste Gelegenheit, den heillosen Unterschied zwischen Verliebtsein und Lieben, nachdem solcher theoretisch genugsam abgehandelt, praktisch darzuthun durch Peregrinus' Beispiel. Viel ließe sich da sagen vom sinnlichen Triebe, von dem Fluch der Erbsünde und von dem himmlischen Prometheusfunken, der in der Liebe die wahrhafte Geistergemeinschaft des diversen Geschlechts entzündet, die den eigentlichen nothwendigen Dualismus der Natur bildet. Sollte

nun auch besagter Prometheusfunke nebenher die Fackel des Ehegottes anstecken wie ein tüchtiges, hell brennendes Wirthschaftslicht, bei dem es sich gut lesen, schreiben, stricken, nähen läßt, sollte auch eine fröhliche Nachkommenschaft sich ebenso gut die Mäulchen gelegentlich mit Kirschmus beschmieren wie jede andere, so ist das hienieden nun einmal nicht anders. Ueberdem nimmt sich eine solche himmlische Liebe als erhabene Poesie sehr gut aus, und als das Beste darf in der That gerühmt werden, daß diese Liebe kein leeres Hirngespinnst, sondern daß wirklich etwas daran ist, wie viele Leute bezeugen können, denen es mit dieser Liebe bald gut, bald schlimm ergangen.

Der geneigte Leser hat es aber längst errathen, daß Herr Peregrinus Tyß in die kleine Dörtje sich blos beträchtlich verliebt hatte, daß aber erst in dem Augenblick, da er Lämmerhirt's Röschen, das holde, liebe Engelsbild, erblickte, die wahre himmlische Liebe hell aufloderte in seiner Brust.

Wenigen Dank würde aber gegenwärtiger Referent des tollsten, wunderlichsten aller Märchen einernten, wenn er, sich steif und fest an den Paradeschritt der daherstolzirenden Romanisten haltend, nicht unterlassen könnte, hier die jedem regelrechten Roman höchst nöthige Langeweile sattsam zu erregen: — nämlich dadurch, daß er bei jedem Stadium, welches das Liebespaar nach gewöhnlicher Weise zu überstehen hat, sich gemächliche Ruh' und Rast gönnte. Nein, laß uns, geliebter Leser, wie wackere, rüstige Reiter auf muthigen Rennern daherbrausend und Alles, was links und rechts liegt, nicht achtend, dem Ziel entgegeneilen! — Wir sind da! — Seufzer, Liebesqualen, Schmerz, Entzücken, Seligkeit, Alles einigt sich in dem Brennpunkt des Augenblicks, da das holde Röschen, das reizende Incarnat holder Jungfräulichkeit auf den Wangen, dem überglücklichen Peregrinus Tyß gesteht, daß sie ihn liebe, ja, daß sie es gar nicht sagen könne, wie so sehr, wie so über alle Maßen sie ihn liebe, wie sie nur in ihm lebe, wie er allein ihr einziger Gedanke, ihr einziges Glück sei.

Der finstere, arglistige Dämon pflegt in die hellsten Sonnenblicke des Lebens hineinzugreifen mit seinen schwarzen

Krallen, ja, durch den finstern Schatten seines unheilbringenden Wesens jenen Sonnenschein zu verdunkeln ganz und gar. So geschah es, daß im Peregrinus böse Zweifel aufstiegen, ja, daß ein gar böser Argwohn sich regte in seiner Brust.

„Wie?" schien eine Stimme ihm zuzuflüstern, „wie? Auch jene Dörtje Elverdink gestand Dir ihre Liebe, und doch war es schnöder Eigennutz, von dem beseelt sie Dich verlocken wollte, die Treue zu brechen und Verräther zu werden an dem besten Freunde, an dem armen Meister Floh?

„Ich bin reich; man sagt, daß ein gewisses, gutmüthiges Betragen, eine gewisse Offenheit, von Manchem Einfalt genannt, mir die zweideutige Gunst der Menschen und auch wol gar der Weiber verschaffen könne, und Diese, die Dir nun ihre Liebe gesteht . . .

Schnell griff er nach dem verhängnißvollen Geschenk des Meisters Floh; er brachte das Schächtelchen hervor und war im Begriff, es zu öffnen, um sich das mikroskopische Glas in die Pupille des linken Auges zu setzen und so Röschens Gedanken zu durchschauen.

Er blickte auf, und das reine Himmelsazur der schönsten Augen leuchtete in seine Seele hinein. Röschen, seine innere Bewegung wohl bemerkend, sah ihn ganz verwundert und beinahe besorglich an.

Da war es ihm, als durchzucke ihn ein jäher Blitz, und das vernichtende Gefühl der Verderbtheit seines Sinnes zermalmte sein ganzes Wesen.

„Wie?" sprach er zu sich selbst; „in das himmelreine Heiligthum dieses Engels willst Du eindringen in sündhaftem Frevel? Gedanken willst Du erspähen, die nichts gemein haben können mit dem verworfenen Treiben gemeiner, im Irdischen befangener Seelen? Verhöhnen willst Du den Geist der Liebe selbst, ihn mit den verruchten Künsten bedrohlicher unheimlicher Mächte versuchend?"

Er hatte mit Hast das Schächtelchen in seine Tasche verborgen; es war ihm, als habe er eine Sünde begangen, die er nie, nie werde abbüßen können.

Ganz aufgelöst in Wehmuth und Schmerz, stürzte er dem

erschrockenen Röschen zu Füßen, rief, er sei ein Frevler, er sei ein sündiger Mensch, welcher der Liebe eines engelreinen Wesens wie Röschen nicht werth sei, und badete sich in Thränen.

Röschen, die nicht begreifen konnte, welcher finstere Geist über Peregrinus gekommen, sank zu ihm nieder, umfaßte ihn, indem sie weinend lispelte: „Um Gott, mein geliebter Peregrinus, was ist Dir geschehen? Welcher schlimme Feind stellt sich zwischen uns? O komm, o komm, setze Dich ruhig zu mir nieder!“

Peregrinus ließ sich schweigend, keiner willkürlichen Bewegung fähig, von Röschen sanft in die Höhe ziehen.

Es war gut, daß das alte, etwas gebrechliche Kanapee wie gewöhnlich mit brochirten Büchern, fertigen Einbänden und einem nicht geringen Vorrath von allerlei Buchbinder-Utensilien bepackt war, so daß Röschen Manches wegräumen mußte, um Platz für sich und den zerknirschten Herrn Peregrinus Tyß zu gewinnen. Er bekam dadurch Zeit, sich zu erholen, und sein großer Schmerz, seine herzzerreißende Wehmuth löste sich auf in das mildere Gefühl verübter, jedoch wohl zu sühnender Unbill.

War er zuvor, was seine Gesichtszüge betrifft, dem trostlosen Sünder zu vergleichen, über den das Verdamnungsurtheil unwiderruflich ausgesprochen, so sah er jetzt nur noch ein Wenig einfältig aus. Solches Aussehen ist aber bei derlei Umständen jedesmal ein gutes Prognostikon.

Als nun Beide, Röschen und Herr Peregrinus Tyß, zusammen auf besagtem gebrechlichen Kanapee des ehrsamen Buchbindermeisters Lämmerhirt saßen, begann Röschen mit niedergeschlagenen Augen und halb verschämtem Lächeln: „Ich mag wol errathen, mein Geliebter, was Dein Gemüth so plötzlich bestürmt hat. Gestehen will ich es Dir, man hat mir allerlei Wunderliches von den seltsamen Bewohnern Deines Hauses erzählt. Die Nachbarinnen, — nun, Du weißt, wie Nachbarinnen sind, die schwatzen und schwatzen gar gerne und wissen oft selbst nicht einmal, was; ja, diese bösen Nachbarinnen haben mir erzählt, in Deinem Hause sei ein gar wunderbares Frauenzimmer, die Manche gar für eine Prin-

zessin hielten, und die Du selbst in der Christnacht in Dein Haus getragen. Der alte Herr Swammer habe sie freilich als seine entflohene Nichte bei sich aufgenommen; aber die Person stelle Dir nach mit seltsamen Verlockungen. Doch das ist beileibe noch nicht das Schlimmste. Denke Dir, mein geliebter Peregrinus, die alte Muhme geradeüber, — Du kennst sie wohl, die alte Frau mit der spitzen Nase, die so freundlich herübergrüßt, wenn sie Dich sieht, und von der Du einmal sagtest, als Du sie Sonntags in ihrem bunten stoffenen Ehrenkleide nach der Kirche ziehen sahst, — ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, — es wolle Dich gemahnen, als wandle ein Feuerlilienstrauch über die Straße, — diese mißtrauische Muhme hat mir allerlei Böses in den Kopf setzen wollen.

„So freundlich sie Dich auch grüßt, so hat sie mich doch stets vor Dir gewarnt und nichts Geringeres behauptet, als daß in Deinem Hause Satanskünste getrieben würden, und daß die kleine Dörtje gar nichts Anderes sei als ein verkapptes Teufelchen, welches, um Dich zu verlocken, in Menschengestalt umherwandle, und zwar in gar anmuthiger und verführerischer.

„Peregrinus, mein holder, geliebter Peregrinus, sieh mir ins Auge! Du wirst keine Spur des leisesten Argwohns finden. Ich habe Dein reines Gemüth erkannt; niemals hat Dein Wort, Dein Blick nur einen verfinsternden Hauch auf den hellen, klaren Spiegel meiner Seele geworfen.

„Ich vertraue Dir; ich vertraue dem Gedanken der Seligkeit, die über uns kommen wird, wenn ein festes Band uns verknüpft, und die mir süße Träume voll Liebe und Sehnsucht verkündet. Peregrinus, mögen auch finstere Geister über Dich beschlossen haben, was sie wollen, — ihre Macht scheitert gebrochen an Deinem frommen Wesen, das fest und stark ist in Liebe und unwandelbarer Treue.

„Was soll, was kann eine Liebe verstören wie die unsrige? Verbanne jeden Zweifel! Unsere Liebe ist der Talisman, vor dem die nächtigen Gestalten fliehen.“ —

Dem Peregrinus kam Röschen in diesem Augenblick vor wie ein höheres Wesen, jedes ihrer Worte wie Trost des

Himmels. Ein unbeschreiblich Gefühl der reinsten Wonne durchströmte sein Inneres wie ein milder, süßer Frühlingshauch. Er war nicht mehr der Sünder, der vermessene Frevler, für den er sich gehalten; er glaubte mit Entzücken zu erkennen, daß er werth sei der Liebe der holdesten, engelreinsten Jungfrau.

Der Buchbindermeister Lämmerhirt kehrte mit seiner Familie von einem Spaziergange zurück.

Dem Peregrinus so wie dem süßen Röschen strömte das Herz über, und Herr Peregrinus verließ beim Einbruch der Nacht die enge Wohnung des himmelhoch erfreuten Buchbinders und seiner guten Alten, die vor lauter Wonne und Freude ein Wenig mehr schluchzten als gerade nöthig, — als glücklicher, seliger Bräutigam.

Alle glaubwürdigen und sehr authentischen Notizen, aus denen diese wundersame Geschichte entnommen, stimmen darin überein, und der hundertjährige Kalender bestätigt es, daß gerade in der Nacht, da Herr Peregrinus Tyß als glücklicher Bräutigam nach Hause kam, der Vollmond sehr hell und freundlich schien, so daß der ganze Roßmarkt sich in seinem Silberglanz gar anmuthig geputzt hatte. Natürlich scheint es, daß Herr Peregrinus Tyß, statt die Ruhe zu suchen, sich ins offene Fenster legte, um, wie es Liebenden ziemlich ist und wohl ansteht, in den Mond guckend, noch ein Wenig den Gedanken an seine holde Geliebte nachzuhängen.

Mag es nun aber auch bei dem geneigten Leser, vorzüglich aber bei den geneigten Leserinnen dem Herrn Peregrinus Tyß zum offenbaren Nachtheil gereichen, — der Wahrheit muß ihr Recht geschehen, und es darf nicht verschwiegen bleiben, daß Herr Peregrinus trotz seiner Seligkeit zweimal so übermäßig und so laut gähnte, daß ein etwas angetrunkener Markthelfer, der gerade über die Straße taumelte, ihm laut zurief: „Na, Er da oben mit der weißen Nachtmütze, — freſſ' er mich nur nicht auf!" Dies war nun die genügende Ursache, warum Herr Peregrinus Tyß ganz unwillig das Fenster zuwarf, so daß die Scheiben klirrten. Man will sogar behaupten, daß er während dieses Actes laut genug gerufen: „Grober Schlingel!"

Doch kann dies durchaus nicht verbürgt werden, da solches mit seiner sanften Gemüthsart und Seelenstimmung ganz unverträglich scheint. Genug, Herr Peregrinus Tyß warf das Fenster zu und begab sich zur Ruhe. Das Bedürfniß des Schlafes schien indessen durch jenes unmäßige Gähnen beseitigt zu sein. Gedanken und Gedanken durchkreuzten sein Gehirn, und vorzüglich lebhaft trat ihm die überstandene Gefahr vor Augen, da eine finstere Macht ihn zu einem verruchten Gebrauch des mikroskopischen Glases verlocken wollen; doch nun erst ging es ihm auch deutlich auf, daß Meister Floh's verhängnißvolles Geschenk — habe er es selbst auch gut damit gemeint — doch in jedem Betracht ein Geschenk sei, das der Hölle angehöre.

„Wie?" sprach er zu sich selbst, „ein Mensch, der die geheimsten Gedanken seiner Brüder erforscht, — bringt über den diese verhängnißvolle Gabe nicht jenes entsetzliche Verhältniß, welches den ewigen Juden traf, der durch das bunteste Gewühl der Welt ohne Freude, ohne Hoffnung, ohne Schmerz, in dumpfer Gleichgiltigkeit, die das Caput mortuum*) der Verzweiflung ist, wie durch eine unwirthbare, trostlose Einöde wandelte?

„Immer aufs Neue hoffend, immer aufs Neue vertrauend und immer wieder bitter getäuscht, — wie kann es anders möglich sein, als daß Mißtrauen, böser Argwohn, Haß, Rachsucht in der Seele sich fest nisten und jede Spur des wahrhaft menschlichen Princips, das sich ausspricht in mildem Vertrauen, in frommer Gutmüthigkeit, wegzehren müssen? Nein, Dein freundliches Gesicht, Deine glatten Worte sollen mich nicht täuschen, Du, in dessen tiefem Innern vielleicht unverdienter Haß gegen mich verborgen; ich will Dich für meinen Freund halten; ich will Dir Gutes erzeigen, wie ich nur kann; ich will Dir meine Seele erschließen, weil es mir wohl thut, und das bittere Gefühl des Augenblicks, wenn Du mich enttäuschest, ist gering zu achten gegen die Freuden eines schönen vergangenen Traumes. Und selbst

*) Eigentlich: der Todtenkopf, dann: der Rückstand, Bodensatz. —

die wahrhaften Freunde, die es wirklich gut meinen, — wie wandelbar ist des Menschen Gemüth! Kann nicht selbst ein böses Zusammentreffen widerwärtiger Umstände, eine Mißstimmung, von der Unbill des launischen Zufalls erzeugt, in der Seele dieser Freunde einen vorübergehenden feindseligen Gedanken hervorbringen?

„Und diesen Gedanken erfaßt das unglückselige Glas; — finsteres Mißtrauen erfüllt das Gemüth, und im ungerechtesten Zorn, in wahnsinniger Bethörtheit stoß' ich auch den wahren Freund von der Brust, und immer tiefer und tiefer bis in die Wurzel des Lebens frißt das tödtende Gift des bösen Grolls, der mich mit allem Sein hienieden entzweit, mich mir selbst entfremdet.

„Nein, Frevel, ruchloser Frevel ist es, sich wie jener gefallene Engel des Lichts, der die Sünde über die Welt brachte, gleich stellen zu wollen der ewigen Macht, die das Innere des Menschen durchschaut, weil sie es beherrscht.

„Fort, fort, mit der unseligen Gabe!"

Herr Peregrinus Tyß hatte das kleine Schächtelchen, worin das mikroskopische Glas befindlich, ergriffen und war im Begriff, es mit aller Gewalt gegen die Stubendecke zu schleudern.

Plötzlich saß Meister Floh in seiner mikroskopischen Gestalt, gar hübsch und anmuthig anzuschauen, mit gleißendem Schuppenpanzer und den schönsten polirten goldenen Stiefeln dicht vor dem Herrn Peregrinus Tyß auf der Bettdecke. „Halt!" rief er, „halt, Verehrtester! Beginnt kein unnützes Zeug! Eher würdet Ihr ein Sonnenstäubchen vernichten, als dieses kleine unvertilgbare Glas auch nur einen Fuß breit fortschaffen, so lange ich in der Nähe bin. Uebrigens hatte ich mich, ohne daß Ihr es merktet, schon beim ehrlichen Buchbindermeister Lämmerhirt wie gewöhnlich in die Falte Eurer Halsbinde versteckt und war daher Zeuge Alles dessen, was sich begeben. Ebenso habe ich Euer jetziges erbauliches Selbstgespräch mit angehört und manche Lehre daraus gezogen.

„Zuvörderst habt Ihr jetzt erst Euer von der wahrhaften

Liebe rein beseeltes Gemüth in der glänzendsten Glorie wie einen mächtigen Strahl aus Euerm Innern hervorblitzen lassen, so daß, wie ich glaube, der höchste, entscheidende Moment sich naht.

„Dann habe ich auch eingesehen, daß in Rücksicht des mikroskopischen Glases ich in großem Irrthum befangen war. Glaubt es mir, verehrtester, geprüftester Freund, unerachtet ich nicht das Vergnügen habe, ein Mensch zu sein wie Ihr, sondern nur ein Floh, wiewol kein simpler, sondern ein graduirter, meiner glorreichen Meisterschaft halber, so verstehe ich mich dennoch sehr gut auf das menschliche Gemüth und auf das Thun und Treiben der Menschen, unter denen ich ja beständig hause. Manchmal kommt mir dies Treiben sehr possierlich, beinahe albern vor; — nehmt das nicht übel, Verehrtester! Ich sage das nur als Meister Floh. Ihr habt Recht, mein Freund, es wäre ein garstiges Ding und könnte unmöglich zu Gutem führen, wenn ein Mensch dem andern so mir nichts Dir nichts durch das Gehirn schaute; dem unbefangenen, heitern Floh ist indessen diese Gabe des mikroskopischen Glases durchaus nicht im Mindesten bedrohlich.

„Ihr wißt es, verehrtester und bald — will es das Geschick — glückseligster Herr Peregrinus, meine Nation ist leichten, ja leichtfertigen, muthigen Sinnes, und man könnte sagen, sie bestehe aus lauter jugendlich kecken Springinsfelden. Dabei kann ich meines Theils mich aber einer gar besondern Lebensklugheit berühmen, die Euch weisen Menschenkindern gemeinhin abzugehen pflegt. Das heißt, ich habe nie etwas gethan im unschicklichen Moment. Stechen ist nun einmal das Hauptbedingniß meines Seins; aber stets habe ich zu rechter Zeit und an rechter Stelle gestochen. Laßt Euch das zu Herzen gehen, ehrlicher, treuer Freund!

„Ich empfange nun das Euch zugedachte Geschenk, welches weder das Präparat von Menschen, Swammerdam genannt, noch der sich selbst in kleinlicher Mißgunst verzehrende Leeuwenhoeck besitzen konnte, aus Euren Händen zurück und werde es getreu bewahren. Jetzt, mein verehrtester Herr Tyß, überlaßt Euch dem Schlummer! Bald werdet Ihr in ein träume-

risches Delirium verfallen, in welchem der große Moment sich kundthut. Zu rechter Zeit bin ich wieder bei Euch."

Meister Floh verschwand, und der Glanz, den er verbreitet, verlöschte in der tiefen, finsteren Nacht des Zimmers, dessen Vorhänge fest zugezogen waren.

Es geschah, wie Meister Floh gesagt hatte.

Herr Peregrinus Tyß wähnte bald, er liege an dem Ufer eines rauschenden Waldbachs und vernehme das Säuseln des Windes, das Flüstern der Gebüsche, das Sumsen von tausend Insecten, die ihn umschwirrten. Dann war es, als würden seltsame Stimmen vernehmbar und deutlicher und immer deutlicher, so daß Peregrinus zuletzt Worte zu verstehen glaubte.

Doch nur ein verwirrtes, sinnebethörendes Geschwätz drang in sein Ohr.

Endlich begann eine dumpfe, feierliche Stimme, die jedoch immer heller und heller erklang, folgende Worte:

„Unglücklicher König Sekakis, der Du das Verständniß der Natur verschmähtest, der Du, verblendet von dem bösen Zauber des arglistigen Dämons, die falschen Teraphim erschautest statt des wahrhaften Geistes!

„An jenem verhängnißvollen Orte, auf Famagusta, in tiefem Schacht der Erde verborgen, lag der Talisman; doch da Du Dich selbst vernichtet, gab es kein Princip, seine erstarrte Kraft zu entzünden. Vergebens opfertest Du Deine Tochter, die schöne Gamaheh; vergebens war die Liebesverzweiflung der Distel Zeherit; doch auch ohnmächtig und wirkungslos blieb der Blutdurst des Egelprinzen. Gezwungen wurde selbst der tölpische Genius Thetel, die süße Beute fahren zu lassen; denn so mächtig war noch, o König Sekakis, Dein halb erloschener Gedanke, daß Du die Verlorene wiedergeben konntest dem Urelement, dem sie entsprossen.

„Wahnsinnige Detailhändler der Natur! Daß Euch die Arme in die Hände fallen mußte, da Ihr sie in dem Blumenstaub jener verhängnißvollen Harlemer Tulpe entdecktet! Daß Ihr sie quälen mußtet mit Euren abscheulichen Versuchen, in kindischem Uebermuth wähnend, Ihr vermöchtet durch Eure

schnöden Künste das zu bewirken, was nur durch die Kraft jenes schlummernden Talismans geschehen kann!

„Und auch Dir, Meister Floh, mocht' es nicht vergönnt sein, das Geheimniß zu durchschauen, da Deinem klaren Blick doch nicht die Kraft innewohnte, einzudringen in die Tiefe der Erde und den erstarrten Karfunkel zu erspähen.

„Die Gestirne zogen daher, durchkreuzten sich auf ihrer Bahn in wunderbaren Schwingungen, und furchtbare Constellationen erzeugten das Staunenswerthe, das dem blöden Auge des Menschen Unerforschliche. Doch kein siderischer Conflict weckte den Karfunkel; denn nicht geboren wurde das menschliche Gemüth, das den Karfunkel hegen und pflegen müßte, damit er in der Erkenntniß des Höchsten in der menschlichen Natur erwache zu freudigem Leben. — Doch endlich ...

„Das Wunder ist erfüllt, der Augenblick ist gekommen!" —

Ein heller, flackernder Schein fuhr bei Peregrinus' Augen vorüber. Er erwachte halb aus der Betäubung und gewahrte zu seinem nicht geringen Erstaunen den Meister Floh, der in seiner mikroskopischen Gestalt, jedoch in den schönsten faltenreichen Talar gehüllt, eine hoch auflodernde Fackel in den Vorderpfötchen haltend, emsig und geschäftig in dem Zimmer auf- und niederhüpfte und dabei feine, gellende Töne ausstieß.

Herr Peregrinus wollte sich ganz aus dem Schlafe ermuntern; doch plötzlich zuckten tausend feurige Blitze durch das Gemach, das bald von einem einzigen glühenden Feuerballe erfüllt schien.

Da durchzog aber ein milder aromatischer Duft das wilde Feuer, das bald wegloderte und zum sanften Mondesschimmer wurde.

Peregrinus fand sich wieder auf einem prächtigen Throne stehend, in den reichen Gewändern eines indischen Königs, das funkelnde Diadem auf dem Haupte, die bedeutungsvolle Lotosblume statt des Zepters in der Hand. Der Thron stand in einem unabsehbaren Saal errichtet, dessen tausend Säulen schlanke, himmelhohe Cedern waren.

Dazwischen erhoben aus dunklem Gesträuch die schönsten Rosen so wie wundervolle, süß duftende Blumen jeder Art ihr

Häupter empor wie in dürstender Sehnsucht nach dem reinen Azur', das durch die verschlungenen Zweige der Cedern glänzend wie mit liebenden Augen hinabblickte.

Peregrinus erkannte sich selbst; er fühlte, daß der zum Leben entzündete Karfunkel glühe in seiner eigenen Brust.

Im fernsten Hintergrunde bemühte sich der Genius Thetel, in die Lüfte zu steigen; doch erreichte er nicht die halbe Höhe der Cedernstämme, sondern plumpte schmachvoll zur Erde nieder.

Hier kroch aber der garstige Egelprinz in widerlichen Krümmungen hin und her und suchte sich auf ekelhafte Weise bald dick aufzublasen, bald sich lang zu ziehen, und dabei stöhnte er: „Gamaheh — doch mein!"

In der Mitte des Saales saßen auf kolossalen Mikroskopen Leeuwenhoeck und Swammerdam und schnitten gar klägliche, jämmerliche Gesichter, indem sie sich vorwurfsvoll wechselsweise zuriefen: „Seht Ihr! Das war der Punkt im Horoskop, dessen Bedeutung Ihr nicht herausbringen konntet. Auf ewig ist uns der Talisman verloren."

Dicht an den Stufen des Thrones schienen aber Dörtje Elverdink und Georg Pepusch nicht sowol zu schlummern, als in tiefe Ohnmacht versunken.

Peregrinus oder — wir können ihn jetzt allenfalls so nennen — König Sekakis schlug den Königsmantel, dessen Falten seine Brust bedeckten, zurück, und aus seinem Innern schoß der Karfunkel wie Himmelsfeuer blendende Strahlen durch den weiten Saal.

Mit einem dumpfen Geächze zerstäubte der Genius Thetel, indem er sich eben aufs Neue in die Höhe schwingen wollte, in unzählige farblose Flocken, die, wie vom Sturm gejagt, sich im Gebüsche verloren.

Mit dem entsetzlichen Tone des herzzerschneidendsten Jammers krümmte sich der Egelprinz zusammen, verschwand in der Erde, und man vernahm ein unwilliges Brausen, als nehme sie den häßlichen, unwillkommenen Flüchtling nur ungern auf in ihren Schooß. Leeuwenhoeck und Swammerdam waren von den Mikroskopen herab in sich selbst zusammenge-

sunken, und man vernahm aus ihrem angstvollen Stöhnen und Aechzen, aus ihren bangen Todesseufzern, daß eine harte Qual sie erfaßt.

Aber Dörtje Elverdink und Georg Pepusch oder — wie sie hier besser zu benennen — die Prinzessin Gamaheh und die Distel Zeherit waren aus ihrer Ohnmacht erwacht und hingekniet vor dem Könige, zu dem sie in sehnsüchtigen Seufzern zu flehen schienen. Doch senkten sie den Blick zur Erde, als vermöchten sie nicht den Glanz des strahlenden Karfunkels zu ertragen.

Sehr feierlich sprach nun Peregrinus:

„Aus schnödem Thon und den Federflocken, die ein einfältiger, schwerfälliger Strauß verloren, hatte Dich der böse Dämon zusammengeknetet, Dich, der Du die Menschen täuschen solltest als Genius Thetel; deshalb vernichtete Dich der Strahl der Liebe, Dich leeres, wirres Phantom, und Du mußtest zerstäuben in das gehaltlose Nichts.

„Und auch Du, blutdürstiges Ungethüm der Nacht, verhaßter Egelprinz, mußtest vor dem Strahl des glühenden Karfunkels entfliehen in den Schooß der Erde.

„Aber Ihr arme Bethörte, unglücklicher Swammerdam, beklagenswerther Leeuwenhoeck, Euer ganzes Leben war ein unaufhörlicher, ununterbrochener Irrthum. Ihr trachtetet, die Natur zu erforschen, ohne die Bedeutung ihres innersten Wesens zu ahnen.

„Ihr wagtet es, einzudringen in ihre Werkstatt und ihre geheimnißvolle Arbeit belauschen zu wollen, wähnend, daß es Euch gelingen werde, ungestraft die furchtbaren Geheimnisse jener Untiefen, die dem menschlichen Auge unerforschlich, zu erschauen. Euer Herz blieb todt und starr; niemals hat die wahrhafte Liebe Euer Wesen entzündet, niemals haben die Blumen, die bunten, leichtgeflügelten Insecten zu Euch gesprochen mit süßen Worten. Ihr glaubtet, die hohen heiligen Wunder der Natur in frommer Bewunderung und Andacht anzuschauen; aber indem Ihr in freveligem Beginnen die Bedingnisse jener Wunder bis in den innersten Keim zu

erforschen Euch abmühtet, vernichtetet Ihr selbst jene Andacht, und die Erkenntniß, nach der Ihr strebtet, war nur ein Phantom, von dem Ihr getäuscht wurdet wie neugierige, vorwitzige Kinder.

„Thoren! Euch giebt der Strahl des Karfunkels keinen Trost, keine Hoffnung mehr.“ —

„Ha, ha! Noch ist wohl Trost, noch ist wohl Hoffnung: Die Alte begiebt sich zu den Alten; das ist 'ne Liebe, das ist 'ne Treue, das ist 'ne Zärtlichkeit! Und die Alte ist nun wirklich eine Königin und führt ihr Swammerdämchen, ihr Leeuwenhoeckchen in ihr Reich, und da sind sie schöne Prinzen und zupfen Silberfäden und Goldfäden und Seidenflickchen aus und verrichten andere gescheite und sehr nützliche Dinge.“

So sprach die alte Aline, die plötzlich, in wunderlichen Kleidern angethan, welche beinahe dem Anzuge der Königin von Golconda in der Oper glichen, zwischen beiden Mikroskopisten stand. Diese waren aber auf solche Weise zusammengeschrumpft, daß sie kaum noch eine Spanne hoch zu sein schienen. Die Königin von Golconda nahm die Kleinen, welche merklich ächzten und stöhnten, an ihre Brust und liebkos'te und hätschelte sie wie kleine Bübchen, indem sie ihnen mit tändelnden Worten freundlich zusprach. Darauf legte die Königin von Golconda ihre niedlichen Püppchen in zwei kleine, sehr zierlich aus dem schönsten Elfenbein geschnitzte Wiegen und wiegte sie, indem sie dabei sang:

„Schlaf, mein Kindchen, schlaf!
Im Garten gehn zwei Schaf',
Ein schwarzes und ein weißes“ u. s. w. —

Während dies geschah, knieten die Prinzessin Gamaheh und die Distel Zeherit noch immer auf den Stufen des Thrones.

Da sprach Peregrinus: „Nein, verstoben ist der Irrthum, der Dein Leben verstörte, Du geliebtes Paar. Kommt an meine Brust, Geliebte! Der Strahl des Karfunkels wird Euer Herz durchdringen, und Ihr werdet die Seligkeit des Himmels genießen.“ Mit einem Laut freudiger Hoffnung erhoben sich

Beide, die Prinzessin Gamaheh und die Distel Zeherit, und Peregrinus drückte sie fest an sein flammendes Herz.

Sowie er sie ließ, fielen sie sich in hohem Entzücken in die Arme; — verschwunden war die Leichenblässe von ihrem Antlitz, und frisches jugendliches Leben blühte auf ihren Wangen, leuchtete aus ihren Augen.

Meister Floh, der so lange wie ein zierlicher Trabant an der Seite des Thrones gestanden, nahm plötzlich seine natürliche Gestalt an und sprang, indem er laut gellend rief: „Alte Liebe rostet nicht!“ mit einem tüchtigen Satz hinein in Dörtjens Nacken.

Doch — o Wunder! — in demselben Augenblick lag auch Röschen, in hoher, unbeschreiblicher Anmuth holder Jungfräulichkeit prangend, überstrahlt von dem Glanz der reinsten Liebe wie ein Cherub des Himmels, an Peregrinus' Busen.

Da rauschten die Zweige der Cedern, und höher und freudiger erhoben die Blumen ihre Häupter, und gleißende Paradiesvögel schwangen sich durch den Saal, und süße Melodien strömten aus den dunkeln Büschen, und wie aus weiter Ferne hallte jauchzender Jubel, und ein tausendstimmiger Hymnus der überschwänglichsten Lust erfüllte die Lüfte, und in der heiligen Weihe der Liebe regten sich die höchsten Wonnen des Lebens und sprühten und loderten empor, reines Aetherfeuer des Himmels. —

Herr Peregrinus Tyß hatte in der Nähe der Stadt ein gar schönes Landhaus gekauft, und hier sollte an einem Tage seine so wie die Hochzeit seines Freundes Georg Pepusch mit der kleinen Dörtje Elverdink gefeiert werden.

Der geneigte Leser erläßt es mir wol, den Hochzeitschmaus zu beschreiben, so wie genau zu sagen, wie sich übrigens Alles an dem festlichen Tage begeben.

Gern überlasse ich es auch den schönen Leserinnen, den Anzug der beiden Bräute so zu ordnen, wie das Bild davon

ihrer Phantasie gerade vorschwebt. Zu bemerken ist nur, daß Peregrinus und sein holdes Röschen die heitere kindliche Unbefangenheit selbst, Georg und Dörtje dagegen tief in sich gekehrt waren und, Blick in Blick gesenkt, nur sich zu fühlen, zu denken schienen.

Es war Mitternacht, als plötzlich der balsamische Geruch der großblumigen Fackeldistel den ganzen weiten Garten, das ganze Landhaus durchdrang.

Peregrinus erwachte aus dem Schlaf; er glaubte, tief klagende Melodien einer hoffnungslosen Sehnsucht zu vernehmen, und ein seltsames ahnendes Gefühl bemeisterte sich seiner.

Es war ihm, als reiße sich ein Freund gewaltsam von seinem Busen. —

Am andern Morgen wurde das zweite Brautpaar, nämlich Georg Pepusch und Dörtje Elverdink, vermißt, und man erstaunte nicht wenig, als man wahrnahm, daß sie das Brautgemach gar nicht betreten hatten.

Der Gärtner kam in diesem Augenblick ganz außer sich herbei und rief, er wisse gar nicht, was er davon denken solle; aber ein seltsames Wunder sei im Garten aufgegangen.

Die ganze Nacht habe er vom blühenden Cactus grandiflorus geträumt und nun erst die Ursache davon erfahren; man solle nur kommen und schauen.

Peregrinus und Röschen gingen hinab in den Garten. In der Mitte eines schönen Bosketts war eine hohe Fackeldistel emporgeschossen, die ihre im Morgenstrahl verwelkte Blüthe herabsenkte, und um diese Blüthe schlang sich liebend eine lila und gelb gestreifte Tulpe, die auch den Pflanzentod gestorben. —

„O, meine Ahnung, sie hat mich nicht getäuscht!“ rief Peregrinus, indem ihm die Stimme vor tiefer Wehmuth bebte. „Der Strahl des Karfunkels, der mich zum höchsten Leben entzündete, gab Dir den Tod, Du durch seltsame Verschlin-

gungen eines geheimnißvollen Zwiespaltes dunkler Mächte verbundenes Paar!

„Das Mysterium ist erschlossen; der höchste Augenblick alles erfüllten Sehnens war auch der Augenblick Deines Todes.“ —

Auch Röschen schien die Bedeutung des Wunders zu ahnen; sie bückte sich zu der armen gestorbenen Tulpe herab und vergoß häufige Thränen.

„Ihr habt ganz recht, werthester Herr Peregrinus,“ sprach Meister Floh, der plötzlich in seiner anmuthigen mikroskopischen Gestalt auf der Fackeldistel saß; „es verhält sich Alles so, wie Ihr da eben gesprochen habt, und ich verlor nun meine Geliebte auf immer.“

Röschen hätte sich beinahe über das kleine Ungethüm entsetzt; da Meister Floh sie aber mit solchen klugen, freundlichen Augen anblickte und Herr Peregrinus so vertraulich mit ihm that, so faßte sie ein Herz, schaute ihm dreist ins kleine niedliche Antlitz und gewann um so mehr Zutrauen zu der kleinen sonderbaren Creatur, als Peregrinus ihr zuflüsterte: „Das ist mein guter, lieber Meister Floh.“ —

„Mein bester Peregrinus, meine holde, liebe Frau,“ sprach nun Meister Floh sehr zärtlich, „ich muß Euch jetzt verlassen und zurückkehren zu meinem Volk; doch werde ich Euch treu und freundlich gewogen bleiben immerdar, und Ihr sollt meine Gegenwart auf Euch ergetzliche Weise verspüren. Lebt wohl, lebt Beide herzlich wohl! Alles Glück mit Euch!“

Meister Floh hatte während dieser Zeit seine natürliche Gestalt angenommen und war spurlos verschwunden. —

Wirklich soll sich auch Meister Floh in der Familie des Herrn Peregrinus Tyß stets als ein guter Hausgeist bewiesen haben und vorzüglich thätig gewesen sein, als nach Jahresfrist ein kleiner Peregrinus das holde Paar erfreute. Da hat Meister Floh am Bette der holden Frau gesessen und die Wärterin in die Nase gestochen, wenn sie eingeschlafen, ist in die mißrathene Krankensuppe hinein- und wieder herausgesprungen, u. s. w.

Gar hübsch war es aber von dem Meister Floh, daß er

der Tyßischen Nachkommenschaft am Christtage es nie an den zierlichsten, von den geschicktesten Künstlern seines Volkes ausgearbeiteten Spielsächelchen fehlen ließ, so aber den Herrn Peregrinus Tyß auf gar angenehme Weise an jene verhängnißvolle Weihnachtsbescherung erinnerte, die gleichsam das Nest der wunderbarsten, tollsten Ereignisse zu nennen. —

Hier brechen plötzlich alle weiteren Notizen ab, und die wundersame Geschichte von dem Meister Floh nimmt ein fröhliches und erwünschtes

Ende.

Die Doppelgänger.

1822.

Erstes Capitel.

Der Wirth zum silbernen Lamm riß seine Mütze vom Kopf, warf sie auf die Erde und rief, mit beiden Füßen darauf herumstampfend: „So — so trittst Du alle Rechtschaffenheit, alle Tugend, alle Nächstenliebe mit Füßen, Du ehrvergessener Gevatter, Du gottloser Wirth zum goldenen Bock! — Hat der Kerl nicht lediglich mir zum Tort seinen verwünschten Bock über dem Thor mit schweren Kosten so gleißend neu vergülden lassen, daß mein niedliches silbernes Lämmlein nun ganz ärmlich und bleich dagegen absticht und alle Gäste mir vorbei nach dem funkelnden Thiere ziehen? Alles mögliche Gesindel von Seiltänzern, Komödianten und Taschenspielern reißt der Spitzbube an sich, damit sein Haus nur immer von Menschen wimmle, die sich erlustiren und seinen essigsauren, doppelt geschwefelten Wein saufen, statt daß ich meinen vortrefflichen Hochheimer und Nierensteiner selbst austrinken muß, um ihn nur los zu werden an einen Mann, der echten Wein zu schätzen weiß. Kaum verläßt die Komödiantenbande den vertrackten Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben,*) und Alles strömt wieder hin und läßt sich wahrsagen und ruinirt sich mit Essen und Trinken. Und wie der heillose Nachbar oft seine Leute, die bei ihm einkehren, behandeln mag, kann ich mir wohl denken; denn der junge hübsche Herr, der erst vor wenigen Tagen dort war und heute zurückkam, ist doch richtig nicht bei ihm, sondern bei mir ein-

*) Vgl. Hoffmann, Thl. 1, S. 115, wo bereits einer Geschichte von der „wahnsinnigen Hexe mit dem weissagenden Raben" gedacht wird. — A. d. H.

gekehrt. Aber er soll auch bedient werden fürstlich. — Ach! — Ach, Teufel! — Da geht er ja hin, der junge Herr, nach dem goldenen Bock; — die verfluchte weise Frau, — die wird er sehen wollen. Es ist Mittagszeit; der Hochwohlgeborne strebt nach dem goldenen Bock, — verschmäht alle Speisung des silbernen Lämmleins! — Gnädiger Herr! — Ihr Gnaden!" —

So schrie der Wirth zum offenen Fenster hinaus; aber Deodatus Schwendy — das war der junge Mann — überließ sich dem Strom der Menschenmenge, der ihn unaufhaltsam fortriß in das unfern gelegene Wirthshaus.

Dicht gedrängt stand Alles in Flur und Hofraum; ein leises, erwartungsvolles Geflüster lief hin und wider. Einzelne wurden in den Saal gelassen, Andere traten heraus, bald mit verstörten, bald mit nachdenklichen, bald mit frohen Gesichtern.

„Ich weiß nicht," sprach ein alter, ernster Mann, der sich mit Deodatus zugleich in eine Ecke geflüchtet hatte, „ich weiß nicht, weshalb diesem Unfug nicht von Obrigkeits wegen gesteuert wird." — „Warum?" fragte Deodatus. — „Ach," fuhr der Mann fort, „ach, Sie sind fremd. Ihnen ist daher unbekannt, daß von Zeit zu Zeit ein altes Weib herkommt, die das Publicum äfft mit wunderbaren Prophezeiungen und Orakelsprüchen. Sie hat einen großen Raben bei sich, der den Leuten über Alles, was sie wissen wollen, wahr- oder vielmehr falschsagt. Denn ist es auch richtig, daß mancher Ausspruch des Raben eintrifft auf sonderbare Weise, so bin ich doch überzeugt, daß er dagegen hundertmal ins Gelag hinein lügt. Sehn Sie nur die Leute an, wenn sie herauskommen, und Sie werden leicht merken, daß das Weib mit dem Raben sie ganz und gar berückt. Muß denn in unserm, dem Himmel sei Dank, aufgeklärten Zeitalter solch ein verderblicher Aberglaube ..."

Weiter hörte Deodatus nichts von dem, was der in vollen Eifer gerathene Mann schwatzte; denn eben trat ein bildschöner Jüngling, todtenbleich, helle Thränen in den Augen, aus dem Saal heraus, in den er vor wenigen Minuten heiter, froh lächelnd hineingegangen.

Da war es dem Deodatus, als sei hinter jenen Vorhängen, durch welche die Menschen hineinschlüpften, wirklich eine dunkle, unheimliche Macht verborgen, die dem Fröhlichen die unheilbringende Zukunft enthülle und so schadenfroh jeden Genuß des Augenblicks tödte.

Und doch stieg in ihm der Gedanke auf, selbst hinzugehen und den Raben darum zu befragen, was ihm die nächsten Tage, ja die nächsten Augenblicke bringen könnten.

Auf geheimnißvolle Weise war Deodatus von seinem Vater, dem alten Amadeus Schwendy, aus weiter Ferne nach Hohenflüh geschickt worden. Hier, auf die höchste Spitze des Lebens gestellt, sollte sich seine Zukunft entscheiden durch ein wunderbares Ereigniß, das ihm der Vater in dunkeln, geheimnißvollen Worten verkündet. Mit leiblichen Augen sollte er ein Wesen schauen, das sich nur wie ein Traum in sein Leben verschlungen. Er sollte nun prüfen, ob dieser Traum, der aus einem in sein Inneres geworfenen Funken immer frischer und strahlender emporgekeimt, wirklich heraustreten dürfe in sein äußeres weltliches Treiben. Er sollte, war dieses, eingreifen mit der That. —

Schon stand er an der Thüre des Saales; schon wurden die Vorhänge gelüpft. Er hörte eine widrig krächzende Stimme. Ein Eisstrom glitt durch sein Inneres; es war, als dränge ihn eine unbekannte Gestalt zurück; Andere kamen ihm zuvor, und so geschah es, daß er, ohne daran zu denken, unwillkürlich die Treppe emporstieg und in ein Zimmer gerieth, wo man das Mittagsmahl für die zahlreichen Gäste des Hauses bereitet hatte.

Der Wirth kam ihm freundlich entgegen. „Ei, sieh da, Herr Haberland! — Nun, das ist schön. Sind Sie gleich da drüben in dem schlechten Hause, in dem silbernen Lamm, eingekehrt, so können Sie sich doch nicht der weltberühmten Wirthstafel des goldenen Bockes entziehen. Ich habe die Ehre, diesen Platz für Sie zu belegen."

Deodatus merkte wol, daß sich der Wirth in seiner Person irrte; allein ganz und gar befangen von der großen Unlust, zu sprechen, die jede heftige Anregung aus dem Innern her-

aus erzeugt, ließ er sich nicht darauf ein, den Irrthum aufzuklären, sondern setzte sich stillschweigend an seinen Platz. Die weise Frau war der Gegenstand des Tischgesprächs, und es herrschten die verschiedensten Meinungen, indem Manche Alles für ein kindisches Gaukelspiel erklärten, Andere dagegen ihr in der That die vollkommenste Erkenntniß der geheimnißvollen Verschlingungen des Lebens zutrauten und daraus ihre Sehergabe herleiteten.

Ein kleiner, alter, etwas zu dicker Herr, der sehr oft aus einer goldenen Dose, nachdem er sie auf dem Rockärmel gerieben, Tabak nahm und dabei ungemein klug vor sich hinlächelte, meinte, der hochweise Rath, dessen geringes Mitglied zu sein er die Ehre habe, werde bald der verdammten Hexe das Handwerk legen, vorzüglich weil sie eine Pfuscherin sei und keine wahre, ordentliche Hexe. Denn daß sie Jedes Lebenslauf in der Tasche habe und in nuce,*) wiewol in absonderlichen, schlecht stilisirten Redensarten, durch den Raben hersagen lasse, sei übrigens kein solch großes Kunststück. Sei doch noch zum vorigen Jahrmarkt ein Maler und Bilderhändler am Orte gewesen, in dessen Bude ein Jeder sein wohlgetroffenes Porträt habe finden können.

Alles lachte laut auf. „Das ist," rief ein junger Mann dem Deodatus zu, „das ist etwas für Sie, Herr Haberland. Sie sind ja selbst ein tüchtiger Porträtmaler; aber so hoch haben Sie Ihre Kunst doch wol nicht gesteigert."

Deodatus, schon zum zweiten Mal als Herr Haberland, der, wie er nun vernommen, ein Maler sein mußte, angesprochen, konnte sich eines innern Schauers nicht erwehren, indem es ihm plötzlich vorkam, als sei er mit seiner Gestalt und seinem Wesen der unheimliche Spuk jenes ihm unbekannten Haberland. Aber bis zum Entsetzlichen wurde dieses innere Grauen gesteigert, als in dem Augenblick, noch ehe er Dem, der ihn als Haberland angeredet, antworten konnte, ein junger Mensch in Reisekleidern auf ihn zustürzte und ihn heftig in seine Arme schloß, laut rufend: „Haberland, liebster, bester Georg,

*) In einer Nuß, d. h. in Kürze. — A. d. H.

hab' ich Dich endlich getroffen? Nun können wir fröhlich unsern Weg fortwandern nach dem schönen Italien. — Aber Du siehst so blaß und verstört aus!"

Deodatus erwiderte die Umarmung des ihm unbekannten Fremden, als sei er in der That der längst gesuchte und erwartete Maler Georg Haberland. Er merkte wol, daß er nun wirklich in den Kreis der wunderbaren Erscheinungen trete, die ihm sein alter Vater in mancherlei Andeutungen verkündet hatte. Er mußte sich hingeben Allem dem, was die dunkle Macht über ihn beschlossen. Aber jene Ironie des tiefsten Grimms gegen fremde, unerreichbare Willkür, in der man Eigenes zu bewahren und zu erhalten strebt, erfaßte ihn gewaltig. In verzehrendem Feuer erglüht, hielt er den Fremden fest bei beiden Armen und rief: „Ei, Du unbekannter Bruder, wie sollt' ich nicht confus aussehen, da ich so eben mit meinem Ich in einen andern Menschen gefahren bin wie in einen neuen Ueberrock, der hin und wieder zu eng ist oder zu weit, der noch drückt und preßt! Ei, Du mein Junge, bin ich denn wirklich der Maler Georg Haberland?" —

„Ich weiß nicht," sprach der Fremde, „wie Du mir heute vorkommst, Georg. Bist Du denn wieder einmal von Deinem wunderlichen Wesen befangen, das über Dich kommt wie eine periodische Krankheit? Ueberhaupt wollt' ich fragen, was Du denn mit all dem unverständlichen Zeuge sagen willst, das Deinen letzten Brief anfüllt."

Damit holte der Fremde einen Brief hervor und schlug ihn auseinander. Sowie Deodatus hineinblickte, schrie er auf, wie von einer unsichtbaren feindlichen Macht schmerzhaft berührt. Die Handschrift des Briefes war ja ganz genau seine eigene.

Der Fremde warf einen raschen Blick auf Deodatus und las dann langsam und leise aus dem Briefe:

„Ach, lieber Kunstbruder B e r t h o l d! Du weißt nicht, welch eine düstere, schmerzende und doch wohlthuende Schwermuth mich befängt, je weiter ich fortwandere. Solltest Du es wol glauben, daß mir meine Kunst, ja all mein Leben, Thun und Treiben oft schal und dürftig vorkommt? Aber

dann erwachen süße Träume aus meiner fröhlichen, frischen Jugendzeit. Ich liege in des alten Priesters kleinem Garten ins Gras hingestreckt und schaue hinauf, wie der holde Frühling auf goldenen Morgenwolken dahergezogen kommt. Die Blümlein schlagen, von dem Schimmer geweckt, die lieblichen Augen auf und strahlen ihre Düfte empor wie ein herrliches Loblied. Ach, Berthold, mir will die Brust zerspringen vor Liebe, vor Sehnsucht, vor brünstigem Verlangen! Wo finde ich sie wieder, die mein ganzes Leben ist, mein ganzes Sein? — Ich gedenke Dich in Hohenflüh zu treffen, wo ich einige Tage verweile. Es ist mir, als müsse mir eben in Hohenflüh was Besonderes begegnen; — woher dieser Glaube, weiß ich nicht." — —

„Nun sage mir," sprach der Kupferstecher Berthold — das war eben der Fremde — weiter, nachdem er dies gelesen, „nun sage mir nur, Bruder Georg, wie Du in frischer, fröhlicher Jugend auf der vergnüglichen Reise nach dem Kunstlande solcher weichlichen Schwärmerei nachhängen magst!" —

„Ja, lieber Kunstbruder," erwiderte Deodatus, „es ist mit mir ein ganz tolles, absonderliches Ding, — so wie das nun gleich gar possierlich ist, daß ich recht aus der tiefsten Seele das geschrieben, was Du eben lasest, und daß ich dennoch gar nicht der Georg Haberland bin, den Du . . ."

In dem Augenblick trat der junge Mann herein, der schon früher den Deodatus als Georg Haberland begrüßt hatte, und meinte, Georg habe Recht gethan, daß er der weisen Frau halber noch einmal zurückgekehrt sei. Er solle sich an all das Geschwätz bei Tische gar nicht kehren; denn wollten auch die Weissagungen des Raben eben nicht viel bedeuten, so sei es doch höchst merkwürdig, wenn sie, die weise Frau, selbst auftrete wie eine zweite Sibylle oder Pythia*) und in beinahe wilder Begeisterung räthselhafte Sprüche hersage, indem dumpfe, geheimnißvolle Stimmen sie umtönten. Sie gebe heute in dem geräumigen Boskett des Gartens eine solche Darstellung, die Georg durchaus nicht versäumen müsse.

---

*) Sibylle = Seherin. — Pythia hieß die Priesterin des Apollo, welche zu Delphi die Orakel gab. — A. d. H.

Berthold ging, um manches Geschäft, das ihm in Hohenflüh oblag, abzuthun. Deodatus ließ es sich gefallen, mit jenem jungen Manne ein paar Flaschen zu leeren und so die Zeit bis zum Sonnenuntergang hinzubringen.

Die Gesellschaft, die im Zimmer versammelt war, brach endlich auf, um sich nach dem Garten zu begeben. Da strich auf dem Flur ein langer, hagerer, vornehm gekleideter Mann, der eben angekommen zu sein schien, bei ihnen vorüber. Im Begriff, in die Zimmer hineinzutreten, wandte er sich noch einmal um; sein Blick fiel auf Deodatus, und den Thürdrücker in der Hand blieb er wie eingewurzelt stehen. Wildes Feuer blitzte aus seinen düstern Augen, während Todtenblässe sein krampfhaft zuckendes Antlitz überzog. Er trat einen Schritt vorwärts auf die Gesellschaft zu; doch wie plötzlich sich besinnend, kehrte er wieder um, rannte hinein in das Zimmer und warf dröhnend die Thüre hinter sich zu. Was er zwischen den Zähnen murmelte, konnte Niemand verstehen.

Mehr als dem jungen Schwendy war dem Andern das Betragen des Fremden aufgefallen; Deodatus hatte nicht sonderlich darauf geachtet. Man begab sich nach dem Boskett. —

Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen auf eine hohe, von Kopf bis zu Fuß in ein weites erdgelbes Gewand gehüllte Gestalt, die den Zuschauern den Rücken zugewendet hatte. Neben ihr auf der Erde lag ein großer Rabe wie todt, mit gesenkten Flügeln. Alle wurden von dem fremden, grauenhaften Anblick erfaßt; das leise Geflüster verstummte, und in dumpfem, die Brust belastendem Schweigen erwartete man, was die Gestalt beginnen werde.

Ein Säuseln strömte, wie Wellengeplätscher wunderbar klingend, durch das dunkle Gebüsch und wurde zu Tönen, zu vernehmbaren Worten:

„Phosphorus ist bezwungen. Der Feuerkessel glüht auf im Westen. Nachtadler, schwing Dich empor zu den erwachten Träumen!"

Da erhob der Rabe das gesenkte Haupt, schlug mit den Flügeln und stieg krächzend in die Höhe. Die Gestalt breitete beide Arme aus; das Gewand fiel herab, und eine hohe,

wunderherrliche Frau stand da im weißen faltenreichen Kleide, mit einem Gürtel von funkelnden Steinen und schwarzen, hoch aufgenestelten Haaren. Hals, Nacken und Arme zeigten entblößt jugendlich üppige Formen.

„Das ist ja nicht die Alte!“ so flüsterte es durch die Reihen der Zuschauer. —

Jetzt begann eine ferne, dumpfe Stimme:

„Hörst Du, wie es im Abendwinde heult und jammert?“

Eine noch fernere Stimme murmelte:

„Die Klage beginnt, wenn der Gluthwurm leuchtet.“

Da ging ein entsetzlicher, herzzerschneidender Jammer durch die Lüfte. Die Frau sprach:

„Ihr fernen Klagetöne, habt Ihr Euch losgewunden aus der Brust des Menschen, daß Ihr vermöget, frei Euch zu erheben im gewaltigen Chor? Aber verhallen müßt Ihr in Luft; denn die in segensreichen Himmeln thronende Macht, die Euch gebietet, ist ja die Sehnsucht.“

Die dumpfen Stimmen heulten stärker:

„Die Hoffnung ist gestorben. Der Sehnsucht Lust war die Hoffnung. Sehnsucht ohne Hoffnung ist namenlose Qual.“

Tief auf seufzte die Frau und rief wie in Verzweiflung:

„Die Hoffnung ist der Tod, — das Leben dunkler Mächte grauses Spiel.“

Da schrie Deodatus unwillkürlich aus dem Innersten heraus: „Natalie!“

Rasch wandte sich die Frau um, und ein altes fürchterlich verzerrtes Weiberantlitz starrte ihn an mit glühenden Augen. Grimmig, mit ausgespreizten Armen auf ihn losfahrend, kreischte das Weib: „Was willst Du hier? — Fort, fort! — Der Mord ist hinter Dir her. — Rette Natalien!“ — Der Rabe rauschte durch die Bäume herab auf Deodatus und krächzte gräßlich: „Mord — Mord!“ Von wildem Entsetzen gepackt, halb sinnlos rannte Deodatus fort nach seiner Wohnung.

Der Wirth sagte ihm, daß während dessen ein fremder, reich gekleideter Herr mehrmals nach ihm gefragt, indem er seine Person genau beschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, und endlich ein Billet zurückgelassen habe.

Deodatus erbrach das Billet, das ihm der Wirth einhändigte und das richtig an ihn adressirt war. Er fand folgende Worte:

„Ich weiß nicht, ob ich es unerhörte Frechheit oder Wahnsinn nennen soll, daß Sie sich hier blicken lassen. Sind Sie nicht, wie ich es jetzt glauben muß, ein ehrloser Bösewicht, so entfernen Sie sich augenblicklich aus Hohenflüh oder erwarten Sie, daß ich Mittel finden werde, Sie von Ihrer Tollheit auf immer zu heilen!

Graf Hektor von Zelies."

„Die Hoffnung ist der Tod, — das Leben dunkler Mächte grauses Spiel," so murmelte Deodatus dumpf in sich hinein, als er dies gelesen. Er war entschlossen, sich durch die Drohungen eines Unbekannten, die noch dazu auf irgend einem unerklärlichen Irrthum beruhen mußten, durchaus nicht aus Hohenflüh vertreiben zu lassen, sondern mit festem Muth, mit männlicher Kraft dem entgegenzutreten, was irgend eine dunkle Macht über ihn verhänge. Sein ganzes Inneres war erfüllt mit banger Ahnung. Die Brust wollte ihm zerspringen; hinaus sehnte er sich aus den Mauern ins Freie. Die Nacht war eingebrochen, als er, eingedenk des unbekannten bedrohlichen Verfolgers, seine geladenen Pistolen einsteckte und forteilte durch das Neudorfer Thor. Schon war er auf dem freien Platz, der vor diesem Thore befindlich, als er sich von hinten gefaßt und zurückgezogen fühlte. „Eile — eile, rette Natalien! Die Zeit ist da," so murmelte es ihm in die Ohren. Es war das gräßliche Weib, die ihn gefaßt hatte und die ihn unaufhaltsam mit sich fortriß. Ein Wagen hielt in geringer Entfernung, der Schlag war geöffnet; die Alte half ihm hinein und stieg nach. Er fühlte sich von weichen Armen umfangen, und eine süße Stimme lispelte: „Mein geliebter Freund! Endlich, endlich kommst Du!" — „Natalie, meine Natalie!" so schrie er auf, indem er halb ohnmächtig vor Entzücken die Geliebte in die Arme schloß.

Rasch ging es nun fort; im dicken Walde schimmerte plötzlich heller Fackelglanz durch das Gebüsch.

„Sie sind es,“ rief die Alte. „Noch einen Schritt weiter, und uns trifft Verderben!“

Deodatus, zur Besinnung gekommen, ließ halten, stieg aus dem Wagen und schlich leise, die gespannte Pistole in der Hand, auf den Fackelglanz zu, der augenblicklich verschwand. Er eilte zurück zum Wagen; aber erstarrt vor Entsetzen, blieb er eingewurzelt stehen, als er eine männliche Figur erblickte, die mit seiner Stimme sprach: „Die Gefahr ist vorüber,“ und dann einstieg.

Nachstürzen wollte Deodatus dem schnell fortrollenden Wagen, als ihn ein Schuß aus dem Gebüsch zu Boden warf.

Zweites Capitel.

Es ist nöthig, dem geneigten Leser zu sagen, daß der ferne Ort, von welchem her der alte Amadeus Schwendy seinen Sohn nach Hohenflüh schickte, ein Landhaus in der Gegend von Luzern war. Das Städtlein Hohenflüh im Fürstenthum Reitlingen lag aber ungefähr sechs bis sieben Stunden von Sonsitz, der Residenz des Fürsten Remigius, entfernt.

Ging es in Hohenflüh laut und lustig her, so herrschte dagegen in Sonsitz solch ein allgemeines Piano wie etwa in Herrnhut*) oder Neusalz.**) Alles trat leise wie auf Socken daher, und selbst ein nothwendiger Zank wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Von den gewöhnlichen Vergnügungen der Residenzen, von Bällen, Concerten, Schauspielen war gar nicht die Rede, und wollten sich die armen, zur Traurigkeit verdammten Sonsitzer einmal vergnügen, so mußten sie hinüberziehen nach Hohenflüh. Dies Alles kam daher: Fürst Remigius, sonst ein freundlicher, lebenslustiger Herr, war seit mehreren Jahren — es konnten wol über die zwanzig

*) In Sachsen, Kreis Bautzen, Stammort der Herrnhuter. —
**) In Preußen, Reg.-Bez. Liegnitz, Colonie der Herrnhuter. — A. d. H.

sein, — in furchtbar tiefe, an Wahnsinn gränzende Melancholie versenkt. Ohne Sonsitz zu verlassen, sollte sein Aufenthalt einer Einöde gleichen, in der das düstere Stillschweigen der lebensmüden Trauer herrscht. Nur seine vertrautesten Räthe und die nothwendigste Dienerschaft mochte er sehen, und selbst diese durften es nicht wagen, zu sprechen, wenn der Fürst sie nicht angeredet hatte. In einer dicht verschlossenen Kutsche fuhr er daher, und Niemand durfte auch nur durch eine Geberde merken lassen, daß er den Fürsten in der Kutsche wisse.

Ueber die Ursache dieser Melancholie gab es nur dumpfe Gerüchte. So viel war gewiß, daß damals, als die Gemahlin des Fürsten den Erbprinzen geboren und das ganze Land von freudigem Jubel ertönte, wenige Monate nachher Mutter und Kind verschwanden auf unbegreifliche Weise. Manche meinten, Gemahlin und Sohn wären als Opfer einer unerhörten Cabale entführt worden; Andere behaupteten dagegen, der Fürst habe Beide verstoßen. Diese bezogen sich, um ihre Behauptung zu unterstützen, auf den Umstand, daß zu derselben Zeit der Graf von Törny, erster Minister und entschiedener Liebling des Fürsten, vom Hofe entfernt worden, und es scheine gewiß, daß der Fürst ein verbrecherisches Verhältniß zwischen der Fürstin und dem Grafen entdeckt und an der Echtheit des geborenen Sohnes gezweifelt habe.

Alle, welche die Fürstin näher gekannt, waren aber im Innersten überzeugt, daß bei der reinsten, unbeflecktesten Tugend, wie sie die Fürstin bewährt, ein solcher Fehltritt ganz undenkbar, ganz unmöglich sei.

Niemand in Sonsitz durfte bei harter Ahndung auch nur ein Wort über das Verschwinden der Fürstin äußern. Aufpasser lauerten überall, und plötzliche Verhaftungen Derer, die nur irgendwo anders als innerhalb ihres Zimmers davon gesprochen, zeigten, wie man, ohne es zu ahnen, belauscht, behorcht wurde. Ebenso durfte auch über den Fürsten, über seinen Kummer, über sein ganzes Thun und Treiben kein Wort gesprochen werden, und dieser tyrannische Zwang war die ärgste Bedrängniß der Bewohner einer kleinen Residenz, die eben nichts lieber im Munde führen als den Fürsten und den Hof.

Des Fürsten liebster Aufenthalt war ein kleines, dicht vor den Thoren von Sonsitz gelegenes Landhaus mit einem weitläufigen eingehegten Park.

In den düsteren, wild verwachsenen Gängen dieses Parkes wandelte eines Tages der Fürst, sich ganz hingebend dem zerstörenden Gram, der in seiner Brust wühlte, als er plötzlich ganz unfern ein seltsames Geräusch vernahm. Unartikulirte Töne — ein Aechzen — Stöhnen, dazwischen wieder ein widriges Quieken — Grunzen — und dann wieder in erstickter Wuth dumpf ausgestoßene Schimpfwörter. Erzürnt, wer es gewagt, dem strengsten Verbot entgegen, einzudringen in den Park, trat der Fürst schnell aus dem Gebüsch, und es bot sich ihm ein Schauspiel dar, das den griesgrämigsten Smelfungus*) zum Lachen hätte reizen können. Zwei Männer, der eine lang und knochendürr wie die Hektik selbst, der andere ein kleines glaues Falstafflein,**) in den schmuckſten Sonntagskleidern des idealen Spießbürgers angethan, waren im heftigsten Faustkampf begriffen. Der Große säbelte mit den langen Armen, die mit den geballten Fäusten mächtigen Streitkolben nicht unähnlich, so unbarmherzig auf den Kleinen los, daß jeder fernere Widerstand unnütz und nichts Anderes rathsam schien als schnelle Flucht. Doch, Muth im Herzen, wollte der Kleine, gleich den Parthern, noch fliehend fechten. Da krallte sich aber der Große fest in das Haupthaar des Gegners. Schlechte Intention! Die Perücke blieb ihm in der Hand; der Kleine nützte strategisch die Puderwolke, die ihn einhüllte, duckte schnell nieder und unterlief mit vorgestreckten Fäusten so behende und geschickt den Großen, daß dieser mit einem gellenden Schrei rücklings überstürzte. Nun warf sich der Kleine auf den Großen, enterte sich fest, die linke Hand mit gebogenen Fingern zweckmäßig als Enterhaken brauchend,

---

*) So viel als Menschenfeind (aus dem spätern griechischen, bei Hesychius vorkommenden Worte Smele und dem lateinischen Fungus zusammengesetzt = Schmierschwamm), wahrscheinlich irgend eine Roman- oder Lustspielfigur. —

**) Die bekannte dicke komische Gestalt in Shakespeare's „Heinrich IV." und den „Lustigen Weibern von Windsor." — A. d. H.

in der Halsbinde des Gegners und arbeitete mit den Knieen und der rechten Faust so schonungslos auf den Großen ein, daß dieser, kirschblau im ganzen Antlitz, gräßliche Laute ausstieß. Doch plötzlich fuhr nun der Große dem Kleinen mit den spitzen Knochenfingern so gewaltig in die Seiten und gab mit der letzten Kraft der Verzweiflung sich selbst einen solchen Schwung, daß der Kleine in die Höhe geschleudert wurde wie ein Ball und niederstürzte dicht vor dem Fürsten.

„Hunde!“ rief der Fürst mit der Stimme eines ergrimmten Löwen. „Hunde, welch ein Satan hat Euch eingelassen? Was wollt Ihr?“

Man kann denken, mit welchem Entsetzen die beiden ergrimmten Gymnastiker sich aufrafften vom Boden, wie sie nun gleich armen verlorenen Sündern, bebend, zitternd, keines Wortes, keines Lautes mächtig, vor dem erzürnten Fürsten standen.

„Fort,“ rief der Fürst, „fort auf der Stelle! Hinauspeitschen lasse ich Euch, wenn Ihr noch einen Augenblick weilt!“

Da fiel der Große nieder auf die Kniee und brüllte, ganz Verzweiflung: „Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Landesherr, — Gerechtigkeit, — Blut für Blut!“

Das Wort Gerechtigkeit war noch eins von den wenigen, die stark anschlugen an des Fürsten Ohr. Er faßte den Großen stark ins Auge und sprach gemäßigter: „Was ist's? Sprecht, aber nehmt Euch in Acht vor allen dummen Worten, und macht's kurz!“

Vielleicht hat es der geneigte Leser schon geahnet, daß die beiden tapfern Kämpfer Niemand anders waren als die beiden berühmten Gastwirthe zum goldenen Bock und zum silbernen Lamm aus Hohenflüh. In dem immer höher gesteigerten Groll gegen einander waren sie zu dem wahnsinnigen Entschluß gekommen, da ihnen der hochweise Rath nicht genügte, dem Fürsten selbst allen Tort zu klagen, den Jeder vom Andern erlitten zu haben glaubte, und der Zufall ließ es geschehen, daß Beide in demselben Augenblick zusammentrafen vor dem äußersten Gatterthor des Parkes, das ein einfältiger Gärtnerbursche ihnen öffnete. Beide können fernerhin sehr schicklich mit ihren Schildnamen bezeichnet werden.

Also — der goldene Bock, ermuthigt durch des Fürsten ruhigere Frage, wollte eben beginnen, als ihn, vielleicht infolge des feindlichen Enterns, ein solch fürchterlicher, krächzender Husten überfiel, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Diesen verderblichen Zufall nutzte augenblicklich das silberne Lamm und stellte mit nicht geringer Beredsamkeit dem Fürsten all die Unbill vor, die ihm der goldene Bock zufüge, der alle Gäste anlocke, indem er alle nur möglichen Hanswürste, Marktschreier, Wahrsager und anderes Gesindel bei sich aufnehme. Er beschrieb die weise Frau mit dem Raben; er sprach von ihren schnöden Künsten, von ihren Orakelsprüchen, mit denen sie die Leute hinters Licht führe. Das schien die Aufmerksamkeit des Fürsten zu fesseln. Er ließ sich die Gestalt der Frau von Kopf bis zu Fuß beschreiben; er fragte, wann sie gekommen, wo sie geblieben. Das Lamm meinte, er seinerseits halte das Weib für nichts Anderes als für eine betrügerische, halb wahnsinnige Zigeunerin, die ein hochweiser Rath zu Hohenflüh hätte sogleich festnehmen lassen sollen.

Der Fürst heftete den funkelnden, durchbohrenden Blick auf das arme Lamm, das, als hätt' es in die Sonne geschaut, sogleich ausbrach in ein heftiges Niesen.

Dies nützte sofort der goldene Bock, der sich indessen vom Husten erholt und nur auf den Moment gelauert hatte, dem Lamm die Rede abzuschneiden. Der Bock berichtete in süß und sanft tönenden Worten, daß Alles, was das Lamm von der Aufnahme schädlichen polizeiwidrigen Gesindels berichtet, die schändlichste Verleumdung sei. Insonderheit rühmte der Bock die weise Frau, von der die gescheitesten, brillantesten Herren, die größten Genies von Hohenflüh, die er täglich an seiner Tafel zu bewirthen die Ehre habe, behaupteten, sie sei ein überirdisches Wesen und höher zu achten als die ausgebildetste Somnambüle. Ach, gar arg gehe es aber zu bei dem silbernen Lamm! Einen artigen, schönen jungen Herrn habe das silberne Lamm von ihm weggelockt, als er nach Hohenflüh zurückgekehrt, und gleich in der folgenden Nacht sei derselbe

auf seinem Zimmer mörderisch angefallen und durch einen Pistolenschuß verwundet worden, so daß er hoffnungslos darniederliege.

Jede fernere Rücksicht, jede Ehrfurcht vor dem Fürsten in der Wuth vergessend, brach das silberne Lamm los und schrie, Derjenige, welcher behaupte, daß der junge Herr Georg Haberland auf seinem Zimmer angefallen und verwundet worden, sei der niederträchtigste Spitzbube und abgefeimteste Halunkenkerl, der jemals Beinschellen getragen und die Gassen gekehrt. Vielmehr habe wohllöbliche Polizei in Hohenflüh ermittelt, daß er in selbiger Nacht vor das Neudorfer Thor spaziert, daß dort ein Wagen gehalten, aus dem eine weibliche Stimme gerufen: „Rette Natalien!" — daß darauf der junge Herr in den Wagen gesprungen . . .

„Wer war das Weib im Wagen?" fragte der Fürst mit strengem Ton.

„Man sagt," stotterte der goldene Bock, um nur wieder zum Wort zu kommen, „man sagt, die weise Frau habe . . ."

Die Rede blieb dem goldenen Bock in der Kehle stecken vor dem furchtbaren Blick des Fürsten, und als dieser ihm ein tödtendes „Nun? was weiter?" zurief, fiel das silberne Lamm, das gerade außer der Richtung jener Strahlen im Schatten stand, leise stammelnd ein: „Ja, die weise Frau und der Herr Maler Georg Haberland! — Im Walde hat er den Schuß erhalten, das weiß ja die ganze Stadt. Aus dem Walde haben sie ihn geholt und zu mir gebracht am frühen Morgen. Er liegt noch bei mir, — wird aber wol genesen; denn die Pflege bei mir — und der fremde Herr Graf — ja, der Herr Graf Hektor von Zelies . . ."

„Was? Wer?" fuhr der Fürst auf, daß das silberne Lämmlein ein paar Schritte zurückprallte. „Genug," sprach dann der Fürst weiter mit rauhem, gebieterischem Ton, „genug! Packt Euch Beide fort, augenblicklich! Der wird den mehrsten Zuspruch haben, der seine Gäste am Besten bedient. Hör' ich noch das Mindeste von einem Gezänk unter Euch, so soll der Rath Euch die Schilder von den Häusern reißen und Euch fortbringen lassen aus den Thoren von Hohenflüh!"

Nach diesem kurzen, kräftigen Bescheid ließ der Fürst die beiden Wirthe stehen und verlor sich schnell ins Gebüsch.

Der Zorn des Fürsten hatte die aufgebrachten Gemüther besänftigt. Im Innersten zerknirscht, schauten sich Beide, das silberne Lämmlein und der goldene Bock, wehmüthig an; Thränen entquollen den verdüsterten Augen, und mit dem gleichzeitigen Ausruf: „O Gevatter!" fielen sie sich in die Arme. Während der goldene Bock das silberne Lamm fest einklammernd und über dasselbe weggebeugt häufige Schmerzestropfen ins Gras fallen ließ, schluchzte dieses vor herber Wehmuth leise an der Brust des versöhnten Gegners. Es war ein erhabener Moment.

Die zwei herbeieilenden fürstlichen Jäger schienen aber dergleichen pathetische Scenen nicht sonderlich zu lieben; denn ohne Weiteres packten sie den goldenen Bock sowol als das silberne Lamm, wie man zu sagen pflegt, beim Fittig und warfen Beide ziemlich unsanft zum Gatterthor hinaus.

Drittes Capitel.

„Bin ich hin- und hergezogen
Ueber Wiese, Flur und Feld,
Hat manch Hoffen mich betrogen,
Ist mir manche Lust entflogen
In der bunten lauten Welt.

„Was nur stillt dies bange Sehnen,
Was den Schmerz in dieser Brust?
Bittre Qualen, herbe Thränen,
Leeres Trachten, falsches Wähnen!
Flieht mich ewig jede Lust?

„Darf ich noch zu hoffen wagen?
Dämmert noch mein Lebensstern?

Soll ich's länger dulden, tragen?
Wird mein Schmerz mir selbst nicht sagen,
Ob sie nah ist, ob sie fern, —

„Sie, die ist mein innig Leben,
Sie, die ist mein ganzes Glück?
Süßen Träumen hingegeben,
Schaut mit wonnigem Erbeben
Sie mein liebetrunkner Blick.

„Doch in Nacht ist bald verschwunden
Der Geliebten Lichtgestalt.
Kann ich nimmermehr gesunden?
Freundes Trost, Balsam den Wunden,
Ist auch der für mich verhallt?" —

Der Kupferstecher Berthold hatte sich, während er dies Lied, das sein Freund, der Maler Georg Haberland, gedichtet, leise vor sich hinsang, auf einer Anhöhe unter einem großen Baum gelagert und war bemüht, eine Partie des Dorfes, das vor ihm im Thale lag, getreu nach der Natur in sein Skizzenbuch zu zeichnen.

Bei den letzten Versen schossen ihm aber die Thränen aus den Augen. Er gedachte lebhaft seines Freundes, den er oft durch ein lustiges Wort oder durch ein heiteres Kunstgespräch aus der düstern, trostlosen Stimmung gerissen, in die er seit einiger Zeit versunken, und den nun ein unerklärliches Unheil von ihm getrennt. „Nein," rief er endlich, indem er schnell seine Geräthschaften zusammenpackte und hastig aufsprang, „nein, noch ist Freundes Trost nicht verhallt für Dich, mein Georg! Fort, Dich aufzusuchen und nicht eher Dich zu verlassen, bis ich Dich im Schooße der Ruhe sehe und des Glücks!"

Er eilte zurück in das Dorf, das er vor wenigen Stunden verlassen, und wollte dann weiter fort nach Hohenflüh. —

Es war gerade Sonntag, — der Abend fing an, einzubrechen; die Landleute eilten nach der Schenke. Da zog ein seltsam gekleideter Mensch durchs Dorf, einen lustigen Marsch auf

der Papageno-Pfeife blasend, die ihm aus dem Busen hervorragte, und dazu derb die Trommel schlagend, die er umgehängt. Ihm folgte ein altes Zigeunerweib, die tapfer auf dem Triangel klingelte. Hinterher schritt langsam und bedächtig ein stattlicher Esel, mit zwei vollgepackten Körben belastet, auf denen zwei kleine possierliche Aeffchen hin- und herhüpften und sich herumbalgten. Zuweilen ließ der Mensch vom Blasen ab und begann einen seltsamen, kreischenden Gesang, in den das Zigeunerweib, sich aus ihrer niedergebeugten Stellung ein Wenig aufrichtend, mit gellenden Tönen einstimmte. Begleitete nun der Esel den Gesang mit seinen klagenden Naturlauten, quiekten die Aeffchen dazu, so gab es einen angenehmen lustigen Chor, wie man sich ihn wol genügend denken mag.

Berthold's ganze Aufmerksamkeit fesselte der junge Mensch; denn jung war er, das war sichtlich, unerachtet er sein Antlitz mit allerlei Farben häßlich beschmiert und durch eine große Doctorperücke, auf der ein winziges Tressenhütlein saß, auf widrige Weise entstellt hatte. Dazu trug er einen abgeschabten rothen Sammetrock mit großen goldstoffenen Aufschlägen, einen offenen Hamletskragen, schwarzseidene Unterkleider nach der letzten Mode, auf den Schuhen große bunte Bandschleifen und ein zierliches Ritterschwert an der Seite.

Er schnitt die tollsten Gesichter und sprang hin und her in den lustigsten Capriolen, so daß das Bauernvolk übermäßig lachte; doch Bertholden erschien das ganze Wesen wie der unheimliche Spuk des Wahnsinns, und überdem regte der tolle Mensch, wenn er ihn genau ins Auge faßte, in ihm Empfindungen auf, die er sich selbst nicht zu erklären wußte.

Der Mensch blieb endlich in der Mitte eines Rasenplatzes vor der Schenke stehen und schlug auf seiner Trommel einen langen starken Wirbel. Auf dies Zeichen schloß das Landvolk einen großen Kreis, und der Mensch verkündete, daß er jetzt gleich vor dem verehrungswürdigen Publicum ein Schauspiel aufzuführen gedenke, wie es die höchsten Potentaten und Herrschaften nicht schöner und herrlicher geschaut.

Die Zigeunerin ging nun im Kreise umher und bot unter

närrischen Redensarten und Geberden bald Korallenschnüre, Bänder, Heiligenbildchen und Anderes zum Kauf aus, bald wahrsagte sie dieser, jener Dirne aus der Hand und trieb ihr, von Bräutigam und Hochzeit und Kindtaufe sprechend, das Blut in die Wangen, während die Andern kicherten und lachten.

Der junge Mensch hatte indessen die Körbe ausgepackt, ein kleines Gerüste gebaut und mit kleinen bunten Teppichen behängt. Berthold sah die Vorbereitungen zum Puppenspiel, das denn auch nach gewöhnlicher italienischer Art erfolgte. Pulcinell war von besonderer Activität und hielt sich tapfer, indem er sich aus den bedrohlichsten Gefahren mit Gewandtheit rettete und über seine Feinde stets die Oberhand gewann.

Das Spiel schien geendet, als plötzlich der Puppenspieler sein zur furchtbaren Fratze verzerrtes Antlitz emporhob in den Raum der Puppen und mit todtstarren Augen geradehin in den Kreis blickte. Pulcinell von der einen Seite, der Doctor von der andern schienen über die Erscheinung des Riesenhauptes sehr erschrocken; dann erholten sie sich aber, beschauten sorglich mit Gläsern das Antlitz, betasteten Nase, Mund, die Stirn, zu der sie kaum hinauflangen konnten und begannen einen sehr tiefsinnigen gelehrten Streit über die Beschaffenheit des Hauptes und auf welchem Rumpf es sitzen könne, oder ob überhaupt ein Rumpf als dazu gehörig anzunehmen. Der Doctor stellte die aberwitzigsten Hypothesen auf; Pulcinell zeigte aber dagegen viel Menschenverstand und hatte die lustigsten Einfälle. Darin wurden sie zuletzt einig, daß, da sie keinen zum Kopf gehörigen Körper wahrnehmen könnten, es auch keinen gebe; nur meinte der Doctor, die Natur habe sich, als sie diesen Giganten ausgesprochen, einer rhetorischen Figur (einer Synekdoche) bedient, nach der ein Theil das Ganze bezeichnet. Pulcinell behauptete dagegen, daß das Haupt ein Unglücklicher sei, dem vor vielem Denken und tollen Gedanken der Rumpf abhanden gekommen, und der nun bei dem gänzlichen Mangel an Fäusten sich gegen Ohrfeigen, Nasenstüber u. dgl. nicht anders wehren könne als durch Schimpfen.

Berthold merkte bald, daß hier nicht der Scherz galt, der ein schaulustiges Volk ergetzen kann, sondern daß der finstere

Geist einer Ironie spuke, die dem mit sich selbst entzweiten Innern entsteigt. Das konnte sein frohes, freundliches Gemüth nicht ertragen; er begab sich weg nach der Schenke und ließ sich an einem einsamen Plätzchen hinter derselben ein mäßiges Abendbrod auftragen.

Bald vernahm er aus der Ferne Trommel, Pfeife und Triangel. Die Landleute strömten nach der Schenke; das Spiel war geendet.

In dem Augenblick, als Berthold fortwandern wollte, stürzte mit dem lauten Ausruf: „Berthold, herzgeliebter Bruder!" jener tolle Puppenspieler herbei. Er riß die Perücke vom Haupt und wischte schnell die Farben vom Antlitz.

„Wie? — Georg! — Ist es möglich?" so stammelte Berthold mühsam, beinahe zur Bildsäule erstarrt. — „Was ist Dir, kennst Du mich denn nicht?" so fragte Georg Haberland voll Erstaunen. Berthold erklärte nun, daß, wenn er nicht an Gespenster glauben wolle, er freilich nicht zweifeln könne, seinen Freund vor sich zu sehen; wie dies aber möglich sei, das könne er durchaus nicht enträthseln.

„Warst Du," so sprach Berthold weiter, „warst Du nicht unserer Abrede gemäß nach Hohenflüh gekommen? Traf ich Dich nicht dort? Begegnete Dir nicht Seltsames mit einem geheimnißvollen Weibe im Gasthof zum goldenen Bock? Wollten Unbekannte Dich nicht dazu gebrauchen, ein Frauenzimmer entführen zu helfen, das Du selbst Natalie nanntest? Wurdest Du nicht im Walde durch einen Pistolenschuß schwer verwundet? Hab' ich nicht von Dir Abschied genommen mit schwerem Herzen, da Du entkräftet, todwund auf dem Lager lagst? Sprachst Du nicht von einem unerklärlichen Ereigniß, — von einem Grafen Hektor von Zelies?" —

„Halt ein, Du durchbohrst mein Inneres mit glühenden Dolchen!" so rief Georg im wilden Schmerz.

„Ja," fuhr er dann ruhiger fort, „ja, Bruder Berthold, es ist nur zu gewiß, es gibt ein zweites Ich, einen Doppelgänger, der mich verfolgt, der mich um mein Leben betrügen, der mir Natalie rauben wird."

In voller Trostlosigkeit verstummt, sank Georg auf die Rasenbank.

Berthold setzte sich neben ihn und sang leise, indem er sanft des Freundes Hand drückte:

„Freundes Trost, Balsam den Wunden,
Ist noch nicht für Dich verhallt.“

„Ich,“ sprach Georg, indem er sich die Thränen wegtrocknete, die ihm aus den Augen strömten, „ich verstehe Dich ganz, mein geliebter Bruder Berthold. Es ist Unrecht, daß ich Dir nicht schon längst meine ganze Brust erschloß, nicht schon längst Dir Alles, Alles sagte. Daß ich in Liebe bin, konntest Du längst ahnen. Die Geschichte dieser Liebe, — sie ist so einfältig, so abgedroschen, daß Du sie in jedem abgeschmackten Roman nachlesen kannst. Ich bin Maler, und so ist nichts mehr in der hergebrachten Ordnung, als daß ich mich in ein schönes junges Frauenzimmer, die ich abkonterfeie, sterblich verliebe. So ist es mir denn auch wirklich gegangen, als ich während meines Aufenthaltes in Straßburg meine Proviantbäckerei — Du weißt, daß ich darunter das Porträtmalen verstehe, — mehr trieb als jemals. Ich bekam den Ruf eines außerordentlichen Porträtisten, der die Gesichter recht aus dem Spiegel stehle in der schönsten Miniatur, und so geschah es, daß eine alte Dame, die eine Pensionsanstalt hatte, sich an mich wandte und mich ersuchte, ein Fräulein, das bei ihr sei, zu malen für den entfernten Vater. Ich sah, ich malte Natalien — o Ihr ewigen Mächte, das Geschick meines Lebens war entschieden! — Nun, nicht wahr, Bruder Berthold, da ist nichts Besonderes daran? Doch höre! Manches mag doch bemerkenswerth sein. Laß es mich Dir sagen, daß mich seit meiner frühen Knabenzeit in Ahnungen und Träumen das Bild eines himmlischen Weibes umschwebte, dem all mein Sehnen, all mein Lieben zugewandt. Die rohesten Versuche des malerischen Knaben zeigen dies Bild ebenso als die vollendeteren Gemälde des reifenden Künstlers. Natalie — sie war es! Das ist wunderbar, Berthold. Auch mag ich Dir sagen, daß derselbe Funke, der mich ent-

zündet, auch in Nataliens Brust gefallen, daß wir uns verstohlen sahen. — O zerronnenes Glück der Liebe! — Nataliens Vater, Graf Hektor von Zelies, war gekommen. Das Bildlein der Tochter hatte ihm ausnehmend gefallen; ich wurde eingeladen, ihn auch zu malen. Als der Graf mich sah, gerieth er in eine seltsame Bewegung, ich möchte sagen Bestürzung. Er fragte mich mit auffallender Aengstlichkeit über alle meine Lebensverhältnisse aus und schrie dann mehr, als er sprach, indem seine Augen glühten, er wolle nicht gemalt sein; aber ich sei ein wackerer Künstler, müsse nach Italien und das auf der Stelle; er wolle mir Geld geben, wenn ich dessen bedürfe.

„Ich fort? Ich mich trennen von Natalien? — Nun, es giebt Leitern, bestechliche Zofen, — wir sahen uns verstohlen. Sie lag in meinen Armen, als der Graf eintrat. — ‚Ha, meine Ahnung! Er ist reif!‘ so schrie der Graf wüthend auf und stürzte auf mich los mit gezogenem Stilet. Ohne daß sein Stoß mich treffen konnte, rannte ich ihn über den Haufen und entfloh. Spurlos war er andern Tages mit Natalien verschwunden. —

„Es begab sich, daß ich auf die alte Zigeunerin stieß, die Du heute bei mir gesehen. Sie schwatzte mir solch abenteuerliche Prophezeiungen vor, daß ich gar nicht darauf achten, sondern meinen Weg fortsetzen wollte. Da sprach sie mit einem Ton, der mein Innerstes durchdrang: ‚Georg, mein Herzenskind, hast Du Natalien vergessen?‘ — Mag es nun Hexerei geben oder nicht, genug, die Alte wußte um meinen Liebesbund, wußte genau, wie sich Alles begeben, betheuerte mir, daß ich durch sie zu Nataliens Besitz gelangen solle, und gab mir auf, mich zu einer bestimmten Zeit in Hohenflüh einzufinden, wo ich sie, wiewol in einer ganz andern Gestalt, finden werde. Nun, Berthold, laß mich nicht Alles weitläuftig erzählen! Mir brennt die Brust. — Ein Wagen rollt auf mich zu, — hält, — die Reiter kommen näher. — ‚Jesus!‘ ruft eine Stimme im Wagen, — es ist Nataliens Stimme. — ‚Eile — eile!‘ ruft eine andere Stimme. — Die Reiter biegen seitwärts ein. — ‚Die Gefahr ist vorüber,‘

spreche ich und steige in den Wagen. — In dem Augenblick fällt ein Schuß, — fort geht es! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen: es ist Natalie, — es ist die alte Zigeunerin; — sie hat Wort gehalten.“ — „Glücklicher Georg!“ sprach Berthold.

„Glücklicher?“ wiederholte Georg, indem er eine wilde Lache aufschlug. „Ha, noch im Walde holten uns Polizeisoldaten ein. Ich sprang aus dem Wagen, — die Zigeunerin mir nach, packte mich mit Riesenkraft und schleppte mich ins finstere Dickicht. — Natalie war verloren. — Ich war in Wuth; die Zigeunerin wußte mich zu besänftigen, mich zu überzeugen, daß kein Widerstand möglich, und daß noch keine Hoffnung verloren. Ich vertraute ihr blindlings, und wie Du uns hier siehst, das ist ihr Plan, ihr Rath, um der Verfolgung eines mordsüchtigen Feindes zu entgehen.“

In dem Augenblick trat die alte Zigeunerin hinzu und sprach mit krächzender Stimme: „Georg, schon leuchtet der Nachtwurm; wir müssen fort über die Berge.“

Da wollte es Berthold bedünken, die Alte treibe leeres, loses Gaukelspiel mit Georg, den sie an sich gelockt, um durch ihn mit jenen Possen mehr Geld zu gewinnen.

Zornig wandte er sich zur Alten, erklärte, daß er als Georg's bester, innigster Freund es nicht länger zugeben werde, daß er schnöder Landstreicherei und niedrigen Possen sein Kunstleben opfere; mit ihm solle er nach Italien. Er fragte dann, was sie überhaupt für ein Recht habe auf den ihm verbundenen Freund.

Da erhob sich die Alte. Die Züge des Antlitzes schienen sich zu veredeln; aus den Augen strahlte ein dunkles Feuer. Plötzlich war ihr ganzes Wesen die Würde und Hoheit selbst; sie sprach mit fester, volltönender Stimme: „Du fragst, was für ein Recht ich habe auf diesen Jüngling? — Ich kenne Dich wohl: Du bist der Kupferstecher Berthold, — Du bist sein Freund; aber ich, — o Ihr ewigen Mächte! — ich bin — seine Mutter!“

Damit faßte sie Georg in ihre Arme und drückte ihn stürmisch an ihre Brust. Doch plötzlich überfiel sie ein krampf-

haftes Zittern. Sie stieß Georg von sich mit abgewandtem Gesicht; sie ließ sich erschöpft, halb ohnmächtig auf die Rasenbank niedersinken; sie wimmerte, indem sie sich mit dem weiten Mantel, den sie umgeworfen, das Antlitz verhüllte. „Starre mich nicht so an, Georg, mit seinen Augen! — Warum wirfst Du mir immer und ewig mein Verbrechen vor? — Du mußt fort — fort!" —

„Mutter!" rief Georg, indem er der Zigeunerin zu Füßen stürzte. Diese schloß ihn nochmals heftig in ihre Arme, indem sie, keines Wortes mächtig, aus tiefer Brust aufseufzte. Sie schien in Schlaf zu versinken. Doch bald erhob sie sich mühsam, sprach — wieder ganz Zigeunerin — mit krächzender Stimme: „Georg, schon leuchtet der Nachtwurm; wir müssen fort über die Berge!" und schritt langsam vondannen.

Georg warf sich sprachlos an die Brust des Freundes, dem auch das bis zum Entsetzen gesteigerte Erstaunen die Zunge band.

Bald vernahm Berthold das Trommeln, Pfeifen, Klingeln, den schauerlichen Gesang, das Geschrei des Esels, das Quieken der Affen und den Jubel des nachziehenden Landvolks, bis Alles dumpf verhallte in der weiten Ferne.

Viertes Capitel.

Förster, welche am frühen Morgen den Wald durchstrichen, fanden den jungen Deodatus Schwendy ohnmächtig in seinem Blute liegend. Der Branntwein, den sie in Jagdflaschen bei sich führten, that gute Dienste, ihn ins Leben zurückzurufen; sie verbanden, so gut sie es vermochten, die Brustwunde, packten ihn auf einen Wagen und brachten ihn nach Hohenflüh in das Wirthshaus zum silbernen Lamm.

Der Schuß hatte nur die Brust stark gestreift, ohne daß die Kugel eingedrungen war; der Wundarzt erklärte daher, daß an Lebensgefahr nicht zu denken, wiewol der Schreck und

die Kälte der Nacht den erschöpften Zustand herbeigeführt, in welchem sich Deodatus befand. Kräftige Mittel würden aber auch diesen bald heben.

Hätte Deodatus nicht den Schmerz der Wunde gefühlt, das ganze unerklärliche Ereigniß wäre ihm nichts gewesen als ein Traum. Es schien ihm gewiß, daß jenes Geheimniß, von dem der Vater in dunkeln Worten gesprochen, sich zu enthüllen begann, daß aber irgend ein feindliches Wesen dazwischengetreten und seine Hoffnung vernichtet. Dieses feindliche Wesen, — wer Anderes konnte es sein als der Maler Georg Haberland, der ihm so durchaus ähnlich, daß er überall mit ihm verwechselt worden?

„Und wie," sprach er zu sich selbst, „wenn jene Natalie, jener schöne Liebestraum, der in süßen Ahnungen durch mein Leben ging, nur ihm angehörte, meinem unbekannten Doppelgänger, meinem zweiten Ich, wenn er sie mir geraubt, wenn all mein Sehnen, all mein Hoffen ewig unerfüllt bliebe?"

Deodatus verlor sich in trübe Gedanken. Immer dichtere Schleier schienen seine Zukunft zu verhüllen; jede Ahnung war dahin. Er sah ein, daß er nur auf den Zufall hoffen dürfte, der ihm vielleicht Geheimnisse erschließen könnte, welche gar verhängnißvoll, gar gefährlich sein müßten, da sein Vater, der alte Amadeus Schwendy, es selbst nicht gewagt, sie ihm zu offenbaren. —

Der Wundarzt hatte den kranken Deodatus eben verlassen. Er befand sich allein, als die Thüre leise geöffnet wurde und ein großer, in einen Mantel gehüllter Mann hereintrat. Als er den Mantel zurückschlug, erkannte Deodatus in ihm augenblicklich jenen Fremden wieder, den er im Gasthause zum goldenen Bock auf dem Flur getroffen, und er errieth, daß es derselbe sein müsse, der ihm das unerklärliche Billet geschrieben, nämlich der Graf Hektor von Zelies. Es war dem so.

Der Graf schien sich Mühe zu geben, den finstern, stechenden Blick, der ihm eigen, zu mildern; er zwang sich sogar zu einiger Freundlichkeit.

„Wahrscheinlich," so begann er, „erstaunen Sie, mich

hier zu sehen, Herr Haberland. Noch mehr werden Sie erstaunen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich hier bin, um Ihnen Frieden, Versöhnung anzubieten, im Fall Sie gewisse Bedingungen ..."

Deodatus unterbrach den Grafen, indem er mit Heftigkeit versicherte, daß er keineswegs der Maler Georg Haberland sei, daß hier ein unglücklicher Irrthum obwalten müsse, der ihn in ein Labyrinth unerklärlicher Ereignisse stürzen zu wollen scheine. Starr schaute der Graf ihm ins Gesicht und sprach dann mit einem Blick, aus dem ein Wenig der Teufel lächelte: „Sie haben, mein Herr Schwendy oder mein Herr Haberland, oder wie Sie sich sonst zu nennen belieben mögen, Natalien entführen wollen?" —

„Natalie, o Natalie!" seufzte Deodatus tief aus der Seele. —

„Hoho," sprach der Graf mit dem bittersten Ingrimm, „Sie lieben Natalien wol sehr?" —

„Mehr," erwiderte Deodatus, indem er vor Schwäche zurücksank auf sein Lager, „mehr als mein Leben. Sie wird mein werden, sie muß mein werden; in meinem Innersten glüht die Hoffnung, das Verlangen." —

„Welche unerhörte Frechheit!" fuhr der Graf auf im flammenden Zorn. „He, warum traf ..." Plötzlich innehaltend, seinen Zorn mit Gewalt niederkämpfend, sprach der Graf, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, mit erkünstelter Ruhe: „Verdanken Sie Ihrem Zustande, daß ich Sie schone! Unter andern Umständen würde ich Rechte geltend machen, die Sie vernichten könnten. Aber ich verlange nun, daß Sie mir augenblicklich sagen, wie es geschehen konnte, daß Sie Natalien sahen hier in Hohenflüh."

Der Ton, in welchem der Graf sprach, erfüllte den Deodatus Schwendy mit dem tiefsten Unwillen. Sich trotz seiner Schwäche ermannend, richtete er sich auf und sprach mit festem männlichen Ton: „Es kann nur das Recht der Unverschämtheit sein, das Sie geltend machen zu können glauben, wenn Sie in mein Zimmer dringen, wenn Sie mich mit Fragen belästigen, die ich nicht beantworten kann. Sie sind

mir völlig unbekannt; niemals hatte ich mit Ihnen etwas zu schaffen, und diese Natalie, von der Sie sprechen, wissen Sie denn, daß diese das Himmelsbild ist, das in meinem Herzen lebt? — Weder in Hohenflüh noch sonst irgendwo sahen meine leiblichen Augen die ... Doch es ist Frevel, zu Ihnen von Geheimnissen zu reden, die ich bewahre tief in meiner innersten Brust."

Der Graf schien in Staunen und Zweifel zu gerathen; er lispelte kaum hörbar: „Niemals hätten Sie Natalien gesehen? — Und als Sie sie malten? — Wie, wenn dieser Haberland, — dieser Schwendy ...?"

„Genug," rief Deodatus, „genug! — Entfernen Sie sich! Nichts habe ich zu schaffen mit dem finstern Geist, den ein wahnsinniger Irrthum hinter mir hertreibt und der mich angriff auf den Tod. Es giebt Gesetze, welche schützen gegen hinterlistigen Meuchelmord; — Sie verstehen mich, Herr Graf!"

Deodatus zog stark die Glocke.

Der Graf biß die Zähne zusammen und maß den Deodatus mit furchtbarem Blick.

„Hüte Dich," sprach er dann, „hüte Dich, Knabe! Du hast ein unglückliches Gesicht. Hüte Dich, daß Dein Gesicht nicht noch einem Andern mißfalle als mir!" —

Die Thüre ging auf, und herein trat der kleine alte, etwas zu dicke Herr mit der goldenen Dose, den der geneigte Leser als Mitglied des hochweisen Rathes an der Wirthstafel im goldenen Bock gesehen und sehr klug raisonniren gehört hat.

Der Graf entfernte sich mit einer drohenden Bewegung gegen Deodatus zur Thüre hinaus, und zwar so wild und heftig, daß der kleine Rathsherr und seine Begleitung darob etwas erstaunt und verblüfft schienen.

Dem Rathsherrn folgte nämlich ein ganz kleines, winziges, verwachsenes Männlein, das einen großen Stoß Papier unter dem Arm trug, und hinterher traten zwei Rathsdiener herein, die sich sofort als Wachen an die Thüre postirten.

Der Rathsherr grüßte den Deodatus mit ernster Amts-

miene; das Männlein rückte mit Mühe einen Tisch vor das Bett, legte die Papiere darauf, holte ein Schreibzeug aus der Tasche, erkletterte den ebenfalls mit Mühe herangerückten Stuhl und setzte sich in schreibfertige Positur, während der Rathsherr sich auch auf einen Stuhl dicht vor dem Bette niedergelassen hatte und ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

Deodatus wartete ungeduldig, was aus dem Allen nun werden solle. Endlich begann der Rathsherr pathetisch: „Mein Herr Haberland oder mein Herr Schwendy, — denn Sie, mein Herr, der Sie da vor mir im Bette liegen, belieben zwei diverse Namen zu führen, unerachtet das ein Luxus ist, den keine tüchtige Obrigkeit dulden darf. Nun, ich hoffe, Sie werden, da der hochweise Rath schon von Allem auf das Genaueste unterrichtet ist, nicht durch unnütze Lügen, Ränke und Schwänke Ihren Arrest verlängern. Denn arretirt sind Sie in diesem Augenblick, wie Sie aus der Postirung jener treuen und ehrlichen Rathswächter mit Mehrerem ersehen werden.“

Deodatus fragte verwundert, welches Verbrechens man ihn denn anklage, und welches Recht man habe, ihn als durchreisenden Fremden zu verhaften.

Da hielt ihm aber der Rathsherr vor, daß er wider das erst neuerdings emanirte Duellmandat des gnädigsten Herrn Fürsten auf das Schrecklichste gesündigt, indem er sich wirklich im Walde duellirt, welches denn schon die Pistolen, die man in seiner Rocktasche gefunden, hinlänglich bewiesen. Er möge daher nur ohne Weiteres den frechen Mitduellanten so wie die etwanigen Secundanten nennen und hübsch erzählen, wie sich Alles begeben von Anfang an.

Dagegen versicherte nun Deodatus sehr ruhig und fest, daß hier nicht von einem Duell, sondern von einem meuchelmörderischen Angriff auf seine Person die Rede sein könne. Ein Ereigniß, das ihm selbst unerklärlich, und das einem hochweisen Rath noch viel unerklärlicher sein werde, habe ihn ganz ohne seinen vorbedachten Willen in den Wald geführt. Die gefährliche Drohung eines ihm ganz unbekannten Verfolgers sei die Ursache, warum er sich bewaffnet, und der hochweise

Rath würde viel besser thun, seine Pflicht, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, viel besser erfüllen, wenn er statt auf eine grundlose Vermuthung hin Arrest und Untersuchung zu verfügen, jenem Meuchelmörder nachforschte.

Dabei blieb Deodatus stehen, unerachtet der Rathsherr noch hin und her fragte, und bezog, als dieser mehr von seinen Lebensverhältnissen wissen wollte, sich lediglich auf seinen Paß, der, so lange nicht ein gegründeter Verdacht der Falschheit vorhanden, dem hochweisen Rath genügen müsse.

Der Rathsherr wischte sich den Angstschweiß von der Stirne. Der Kleine hatte schon einmal übers andere den grandiosen Gänsekiel in das Tintenfäßlein getunkt und wieder ausgespritzt, schreibbegehrliche Blicke auf den Rathsherrn werfend. Der schien aber vergebens nach Worten zu trachten. Da schrieb der Kleine keck und las mit krächzender Stimme:

„Actum Hohenflüh den —. Auf Befehl eines hiesigen hochweisen Rathes hatte sich der unterschriebene Deputirte..."

„Recht," rief der Rathsherr, „recht, liebster Drosselkopf, recht, himmlischer Actuar! Der unterschriebene Deputirte hatte sich — der unterschriebene Deputirte — das bin ich — ich hatte mich..."

Es war im Rathe des Himmels beschlossen, daß der unterschriebene Deputirte sein Werk nicht vollenden, nicht unterschreiben, Deodatus vielmehr von dem unseligen Zuspruch befreit werden sollte.

Herein trat nämlich ein Officier von der Leibgarde des Fürsten in Begleitung des Wirthes, den er, als er Deodatus erblickte, fragte, ob das wirklich der junge Mann sei, der im Walde verwundet worden. Als der Wirth es bejaht, näherte sich der Officier dem Lager des Deodatus und erklärte mit bescheidener Artigkeit, daß er Befehl habe, den Herrn Georg Haberland sogleich zum Fürsten nach Sonsitz zu bringen. Er hoffe, daß sein Zustand kein Hinderniß in den Weg legen werde; es seien alle Vorkehrungen getroffen, daß die Fahrt ihm durchaus nicht nachtheilig sein könne, und werde auch übrigens der Leibchirurgus des Fürsten beständig an seiner Seite sein.

Der Rathsherr, auf einmal des Auftrages enthoben, der ihm Angstschweiß ausgepreßt, näherte sich, vollen Sonnenschein im Antlitz, dem Officier und fragte mit submisser Verbeugung, ob er vielleicht den Arrestanten schließen lassen solle größerer Sicherheit halber. Der Officier blickte ihn aber ganz verwundert an und fragte dann seinerseits, ob der gestrenge Herr Rathsherr wahnsinnig sei, und was er denn für einen Arrestanten meine. Der Fürst wolle den Herrn Haberland selbst sprechen, um alle Umstände eines Ereignisses zu erfahren, das seinen Zorn gereizt. Nicht begreifen könne der Fürst, wie in seinem Lande und vorzüglich ganz in der Nähe von Hohenflüh noch ein verruchter Meuchelmörder sein Wesen treiben dürfe, und werde deshalb die Obrigkeit, der die Sorge für die Sicherheit der Bürger obliege, zur schweren Verantwortung ziehen.

Man kann denken, wie dies dem dicken Rathsherrn in alle Glieder fuhr. Der kleine Schreiber purzelte aber sofort vom Stuhle herab und wimmerte unten, er sei nichts als ein armer, höchst unglücklicher Actuarius, dem es ganz schrecklich ergangen sein würde, wenn er jemals die Zweifel hätte laut werden lassen, die er schon längst gegen die Weisheit des hochweisen Rathes im Innern gehegt.

Deodatus betheuerte, um jedem Irrthum vorzubeugen, daß er nicht der Maler Haberland sei, mit dem er nur große Aehnlichkeit haben müsse, vielmehr, wie er hinlänglich auf die glaubhafteste Art nachweisen könne, Deodatus Schwendy heiße und aus der Schweiz hergereiset sei. Der Officier versicherte dagegen, daß es hier auf den Namen gar nicht ankomme, da der Fürst nur eben den jungen Mann zu sprechen verlange, der im Walde verwundet worden. Nun erklärte Deodatus, daß er dann in jedem Fall Der sei, den der Fürst gemeint, und daß er, da die Wunde nicht im Mindesten bedeutend, sich stark genug fühle, mitzugehen nach Sonsitz. Der Leibchirurgus des Fürsten bestätigte dies. Deodatus wurde sogleich in den bequemsten Reisewagen des Fürsten gepackt, und fort ging es nach Sonsitz.

Ganz Hohenflüh war in Bewegung, als Deodatus durch

die Straßen fuhr, und des Verwunderns kein Ende, da es unerhört, daß der Fürst einen Fremden nach Sonsitz holen lassen. Ebenso, ja noch mehr verwunderten sich aber die Hohenflüher, als sie die beiden seit vielen Jahren tödlich entzweiten Gevattern und Wirthe zum goldenen Bock und zum silbernen Lamm erblickten, wie sie mitten auf der Straße, auf dem sogenannten breiten Stein freundlich mit einander conversirten, ja, zutraulich sich in die Ohren zischelten.

Der geneigte Leser weiß bereits, wodurch der goldene Bock und das silberne Lamm versöhnt wurden. Einen noch wirkungsvolleren Grund dieser augenblicklichen Versöhnung fanden Beide aber jetzt in der gemeinschaftlichen brennenden, verzehrenden Neugierde, zu erfahren, wer wol der Fremde sein könne, dem das Außerordentliche geschehen. —

Fünftes Capitel.

Auf den Schwingen des Sturmes war das tobende Gewitter schnell entflohen über die Berge, und nur noch aus weiter Ferne zürnte murmelnd der Donner. Die sinkende Sonne blickte feurig durch die dunkeln Büsche, die, tausend blinkende Krystalltropfen abschüttelnd, sich wollüstig badeten in den Wogen der lauen Abendluft. Auf einem von babylonischen Weiden umschlossenen Platz in jenem Park bei Sonsitz, den der geneigte Leser schon kennt, stand der Fürst mit übereinandergeschlagenen Armen wie eingewurzelt und blickte hinauf in den Azur des wolkenlosen Himmels, als wolle er verschwundene Hoffnungen, ein in Gram und Schmerz verlorenes Leben herab erflehen. Da wurde in dem Gebüsch der Gardeofficier sichtbar, den der Fürst nach Hohenflüh geschickt. Ungeduldig winkte er ihn heran und befahl, den jungen Menschen, dessen Ankunft der Officier ihm meldete, sogleich vor ihn zu bringen, und sollte man sich dazu eines Tragsessels bedienen. Es geschah, wie der Fürst geboten.

Sowie der Fürst den Deodatus ins Auge faßte, schien er auf das Heftigste bewegt. Unwillkürlich entflohen ihm die Worte: „O Gott, — meine Ahnung! — Ja, — er ist es.“

Deodatus erhob sich langsam und wollte sich dem Fürsten nähern in ehrfurchtsvoller Stellung. „Bleiben Sie,“ rief der Fürst, „bleiben Sie! Sie sind schwach, ermattet; Ihre Wunde ist vielleicht gefährlicher, als Sie glauben. Meine Neugierde soll Ihnen auf keine Weise nachtheilig sein. — Man bringe zwei Lehnsessel!“

Alles dieses sprach der Fürst mit halber Stimme, abgebrochen; man merkte, daß er mit Gewalt des Sturmes mächtig werden wollte, der in seinem Innern tobte.

Als die Lehnsessel herbeigebracht waren, als sich auf Geheiß des Fürsten Deodatus in den einen gesetzt, als Alles sich schon entfernt hatte, ging der Fürst noch immer mit starken Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Deodatus stehen, und in dem Blick, mit dem er ihn anschaute, lag der lebendigste Ausdruck des herzzerreißendsten Schmerzes, der tiefsten Wehmuth. Dann war es, als ginge Alles wieder unter in der Gluth eines schnell auflodernden Zornes. Eine unsichtbare Macht schien sich feindlich zu erheben zwischen ihm und Deodatus, und voll Entsetzen, ja voll Abscheu prallte er zurück und schritt wieder heftiger auf und ab, indem er nur halb verstohlen hinblickte nach dem Jüngling, dessen Staunen mit jeder Secunde stieg, der gar nicht wußte, wie sich ein Auftritt enden werde, der ihm die Brust zuschnürte.

Der Fürst schien sich an Deodatus' Anblick gewöhnen zu müssen; er rückte endlich den Lehnsessel halb abwärts von Deodatus und ließ sich ganz erschöpft darauf nieder. Dann sprach er mit gedämpfter, beinahe weicher Stimme: „Sie sind fremd, mein Herr; Sie betraten als Reisender mein Land. Was gehen den fremden Fürsten, dessen Ländchen ich durchreise, meine Lebensverhältnisse an? so können Sie fragen'; aber Ihnen selbst unbekannt, giebt es vielleicht gewisse Verhältnisse, gewisse geheimnißvolle Beziehungen ... Doch genug! Nehmen Sie mein fürstliches Wort, daß mich nicht leere kin-

dische Neugierde treibt, auch sonst keine unlautere Absicht; aber — ich will, ich muß Alles wissen!"

Die letzten Worte sprach der Fürst im Zorn entflammt, heftig auffahrend von dem Lehnsessel. Doch bald sich besinnend, sich zusammenfassend, ließ er sich aufs Neue nieder und sprach so weich wie vorher: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, junger Mann, verschweigen Sie mir keines Ihrer Lebensverhältnisse, sagen Sie mir insbesondere, woher und wie Sie nach Hohenflüh kamen, in welcher Art das, was Ihnen in Hohenflüh begegnete, mit früheren Ereignissen in Bezug stand! Vorzüglich wünschte ich genau zu wissen, was es mit der weisen Frau . . ."

Der Fürst stockte; dann fuhr er fort, wie sich selbst beschwichtigend: „Es ist tolles, wahnsinniges Zeug; aber — eine Ausgeburt der Hölle ist dies Blendwerk, oder . . . Nun, sprechen Sie, junger Mann, sprechen Sie frei! — Kein Geheimniß, keine Lü —!"

Eben wollte der Fürst wieder heftig auffahren; er besann sich schnell und sprach das Wort nicht aus, das er auf der Zunge hatte.

Aus der tiefen Bewegung, die der Fürst zu unterdrücken sich vergebens mühte, konnte Deodatus wohl abnehmen, daß es sich hier um Geheimnisse handle, in die der Fürst selbst verflochten, und die ihm auf diese oder jene Weise bedrohlich sein müßten.

Deodatus seinerseits fand gar keinen Grund, nicht so aufrichtig zu sein, wie es der Fürst verlangte, und begann von seinem Vater, von seinen Knaben- und Jünglingsjahren, von seinem einsamen Aufenthalt in der Schweiz zu erzählen. Er gedachte ferner, wie ihn der Vater nach Hohenflüh geschickt und ihm in geheimnißvollen Worten angedeutet, daß dort der Wendepunkt seines ganzen Lebens eintreten, daß er selbst zu einer That sich angeregt fühlen werde, die über sein Schicksal entscheiden würde. Getreu erzählte er nun weiter Alles, was sich mit ihm, mit der weisen Frau, mit dem fremden Grafen in Hohenflüh begeben.

Mehrmals äußerte der Fürst das lebhafteste Erstaunen,

ja, er fuhr auf wie im jähen Schreck, als Deodatus die Namen Natalie, Graf Hektor von Zelies nannte.

Deodatus hatte seine Erzählung geendet; der Fürst schwieg, mit niedergebeugtem Haupt in tiefes Nachdenken versunken; dann erhob er sich, stürzte los auf Deodatus und rief: „Ha, der Verruchte! Dieses Herz sollte die Kugel durchbohren. Die letzte Hoffnung wollte er tödten, Dich vernichten, — Dich, mein . . .“

Ein Thränenstrom erstickte des Fürsten Worte; er schloß, ganz Wehmuth und Schmerz, den Deodatus in seine Arme, drückte ihn heftig an seine Brust.

Doch plötzlich prallte wie vorher der Fürst voll Entsetzen zurück und rief, indem er die geballte Faust emporstreckte: „Fort, fort, Schlange, die sich einnisten will in meine Brust, — fort, Du teuflisches Trugbild! Du sollst meine Hoffnung nicht tödten; Du sollst mir mein Leben nicht verstören!“

Da rief eine ferne, seltsam dumpfe Stimme.

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“ und krächzend flatterte ein schwarzer Rabe auf und hinein ins Gebüsch.

Sinnlos stürzte der Fürst zu Boden. Deodatus, zu schwach, ihm beizustehen, rief laut um Hilfe. Der Leibarzt fand den Fürsten vom Schlage getroffen und in dem bedenklichsten Zustande. Deodatus wußte selbst nicht, welches unnennbar schmerzhafte Gefühl des tiefsten Mitleids seine Brust durchdrang. Er kniete nieder bei der Tragbahre, auf die man den Fürsten gelegt; er küßte seine welk herabgesunkene Hand und benetzte sie mit heißen Thränen. Der Fürst kam zu sich; die wie zum Tode erstarrten Augen hatten wieder Sehkraft. Er erblickte Deodatus, winkte ihn fort und rief mit bebenden Lippen kaum verständlich: „Weg — weg!“

Deodatus, tief erschüttert von dem Auftritt, der in das Innerste seines Lebens zu dringen schien, fühlte sich der Ohnmacht nahe, und auch seinen Zustand fand der Leibarzt so bedenklich, daß es nicht rathsam war, ihn zurückzubringen nach Hohenflüh.

Habe auch, meinte der Leibarzt, der Fürst den Willen

geäußert, daß der junge Mann sich wegbegeben solle, so könne er doch fürs Erste in einem entfernten Flügel des Landhauses untergebracht werden, und es sei gar nicht zu befürchten, daß der Fürst, der wol in langer Zeit nicht aus dem Zimmer kommen dürfte, seinen Aufenthalt im Landhause erfahren sollte. Deodatus, in der That so erschöpft, daß er keines Willens, keines Widerspruches fähig, ließ es sich gefallen, im Landhause des Fürsten zu bleiben.

War es schon sonst im Landhause still und traurig, so herrschte jetzt bei der Krankheit des Fürsten das Schweigen des Grabes, und Deodatus gewahrte nur dann, wenn ein Diener ihn mit den nöthigen Bedürfnissen versorgte oder der Wundarzt ihn besuchte, daß außer ihm noch Menschen im Landhause befindlich. Diese klösterliche Einsamkeit that indessen dem von allen Seiten bestürmten Deodatus wohl, und er hielt eben das Landhaus des Fürsten für ein Asyl, in das er sich vor dem bedrohlichen Geheimniß, das ihn umgarnen wolle, gerettet.

Dazu kam, daß durch die schmucklose, aber freundliche, bequeme Einrichtung der beiden kleinen Zimmer, die er bewohnte, vorzüglich aber durch die herrliche Aussicht, die er genoß, sein Aufenthalt jenen Reiz wohlthuender Behaglichkeit erhielt, der das verdüstertste Gemüth aufzuheitern vermag. Er übersah den schönsten Theil des Parkes, an dessen Ende auf einem Hügel die malerischen Ruinen eines alten Schlosses lagen. Hinter diesen stiegen die blauen Spitzen des fernen Gebirges empor.

Deodatus nutzte sogleich die Zeit, als er ruhiger geworden, und als ihm der Wundarzt dergleichen Beschäftigung erlaubte, um seinem alten Vater Alles ausführlich zu schreiben, was sich mit ihm begeben, bis zum letzten Augenblick. Er beschwor ihn, nicht länger zu schweigen über das, was ihm in Hohenflüh bevorgestanden, und ihn so in den Stand zu setzen, seine eigene Lage ganz zu übersehen und sich gegen die Arglist unbekannter Feinde zu rüsten. —

Von dem alten verfallenen Schloß, dessen Ruinen Deodatus aus seinen Fenstern erblickte, stand noch ein kleiner

Theil des Hauptgebäudes ziemlich unversehrt da. Dieser Theil schloß sich mit einem herausgebauten Erker, der, da an der andern Seite die Hauptmauer eingestürzt war, frei und luftig heraushing wie ein Schwalbennest. Eben dieser Erker war, wie sich Deodatus durch ein Fernrohr überzeugte, mit Gesträuch, das sich aus den Mauerritzen hervorgedrängt, bewachsen, und eben dieses Gesträuch bildete ein Laubdach, welches sich ganz hübsch ausnahm. Deodatus meinte, daß es dort recht wohnlich sein müsse, wiewol es jetzt unmöglich schien, hinauf zu gelangen, da die Treppen eingestürzt waren. Um so mehr mußte daher Deodatus erstaunen, als er in einer Nacht, da er noch zum Fenster hinausschaute, ganz deutlich ein Licht in jenem Erker bemerkte, das erst nach einer Stunde wieder verschwand. Nicht allein in dieser, sondern auch in den folgenden Nächten gewahrte Deodatus das Licht, und man kann denken, daß der in unerklärliche Geheimnisse verflochtene Jüngling auch hier wieder ein verhängnißvolles Abenteuer vermuthete.

Er theilte seine Beobachtung dem Wundarzte mit; der meinte aber, das Erscheinen des Lichtes in dem Erker könne seinen natürlichen einfachen Grund haben. Eben in dem unversehrten Theil des Hauptgebäudes, und zwar im Erdgeschoß, seien einige Zimmer für den Förster eingerichtet, der die Aufsicht habe über den fürstlichen Park; könne nun, wie er sich bei dem Beschauen der Ruinen oftmals überzeugt, auch nicht wol oder wenigstens nicht ohne Gefahr der Erker bestiegen werden, so sei es doch möglich, daß vielleicht die Jägerburschen das Schwalbennest dort oben erklettert, um ihr Wesen ungestört zu treiben.

Deodatus war mit dieser Erklärung durchaus nicht zufrieden; er ahnte lebhaft irgend ein Abenteuer, das sich in den Ruinen des Schlosses verborgen.

Der Arzt verstattete ihm endlich, in der Dämmerung den Park zu durchwandern, wobei er aber mit Behutsamkeit jeden Ort vermeiden mußte, der aus den Fenstern des Zimmers, in welchem der kranke Fürst befindlich, übersehen werden konnte. Der Fürst war nämlich so weit hergestellt, daß er am Fenster zu

sitzen und hinauszuschauen vermochte; seinem Scharfblick wäre Deodatus nicht entgangen, und fort hätte Dieser müssen ohne Widerrede. Wenigstens glaubte der Leibarzt bei der Art, wie der Fürst damals mit dem Ausdruck des Abscheues den Jüngling von sich fortwinkte, dies voraussetzen zu müssen.

Deodatus wanderte, als ihm der Arzt Freiheit gegeben, sogleich nach dem verfallenen Schloß. Er traf auf den Förster, der über seine Erscheinung sehr verwundert that und, als Deodatus ihm des Breiteren sagte, wie er hergekommen und wie sich dann Alles begeben, ganz unverhohlen meinte, daß die Herren, die ihn ohne Vorwissen des Fürsten einquartiert hätten ins Landhaus, ein gewagtes Spiel spielten. Erfahre nämlich der Fürst etwas davon, so könne es sein, daß er fürs Erste den jungen Herrn zum Tempel hinauswerfen lasse und alle seine Beschützer hinterher.

Deodatus wünschte den innern, noch unversehrten Theil des Schlosses zu sehen; der Förster versicherte dagegen trocken, daß dies nicht wohl angehe, da jeden Augenblick irgend eine morsche Decke oder sonst ein Stück Mauer einstürzen könne; — überdem sei aber die Treppe so verfallen, daß kein sicherer Tritt möglich und man jeden Augenblick Gefahr laufe, den Hals zu brechen. Als nun aber Deodatus dem Förster bemerkte, daß er oftmals Licht im Erker erblickt habe, da entgegnete dieser im groben, barschen Ton, daß das ein einfältiger Irrthum sein müsse, und daß der junge Herr auch übrigens wohl thun werde, sich um nichts Anderes zu kümmern als um sich selbst, und auch nicht auf Beobachtungen auszugehen. Er könne dem Himmel danken, daß er, der Förster, Mitleiden mit ihm habe und nicht gleich hingehe und dem Fürsten rein heraussage, wie man gegen seinen strengsten Befehl gehandelt.

Deodatus gewahrte wohl, daß der Förster unter dieser Grobheit ein gewisses verlegenes Wesen zu verstecken sich mühte. Bestätigt fand aber Deodatus die Vermuthung, daß ein Geheimniß hier verborgen sei, als er, über den Schloßhof schreitend, in einem ziemlich verborgenen Winkel des Gemäuers eine schmale hölzerne Freitreppe gewahrte, die neu erbaut und eben in den obern Stock des Hauptgebäudes zu führen schien.

Sechstes Capitel.

Des Fürsten Krankheit, die immer bedenklicher wurde, erregte nicht geringe Bestürzung, nicht geringe Besorgniß. Schon früher erfuhr der geneigte Leser, daß die Gemahlin des Fürsten nebst dem Kinde, das sie geboren, auf unbegreifliche Weise verschwand. Der Fürst war daher ohne Erben und sein Nachfolger auf den Thron ein jüngerer Bruder, der sich durch sein übermüthiges Betragen, durch lasterhafte Neigungen jeder Art, denen er auf freche Weise fröhnte, dem Hof und dem Volk verhaßt gemacht hatte. Ein dumpfes Gerücht klagte ihn des freventlichsten Verraths an dem Fürsten an und fand darin die Ursache, daß er sich aus dem Lande entfernen müssen, ohne daß Jemand seinen jetzigen verborgenen Aufenthalt kannte.

Die Hohenflüher zerbrachen sich weidlich die Köpfe, wie es denn gehen werde, wenn der Fürst gestorben. Sie zitterten vor dem tyrannischen Bruder und wünschten, er läge, wie es schon einmal geheißen, wirklich in dem tiefen Grunde des Meers.

An der Wirthstafel im goldenen Bock war nun eben von diesen Dingen stark die Rede. Jeder sagte seine Meinung, und der bekannte Rathsherr urtheilte, ein hochweiser Rath könne ja neben der Regierung der Stadt auch ein Wenig die Regierung des Landes mit übernehmen, bis sich das Weitere finde. Ein alter Mann, der in sich gekehrt so lange geschwiegen, sprach nun mit dem Ton der tiefsten Rührung: „Welch ein herbes Ungemach trifft unser armes Land! Den besten Fürsten erfaßt irgend ein unerhörtes Verhängniß und raubt ihm alles Lebensglück, alle Ruhe der Seele, bis er dem entsetzlichen Schmerz erliegt! Wir haben von dem Nachfolger Alles zu fürchten, und der einzige Mann, der feststehen wie ein Fels im Meer, der unser Hort, unser Heil sein würde, — dieser einzige Mann ist dahin!"

Jeder wußte, daß der Alte keinen Andern meinte als

den Grafen von Törny, der bald, nachdem die Fürstin verschwunden, sich vom Hofe entfernte.

Graf Törny war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mensch. Mit dem schärfsten Verstande, mit der freien Genialität, die den festen Tact giebt, nur das Richtige zu wollen, und die Kraft, es zu vollbringen, verband er das edelste Gemüth, den regsten Sinn für alles Gute und Schöne. Er war der Beschützer des Unterdrückten, der rastlose Verfolger des Unterdrückers. So mußte es kommen, daß der Graf nicht allein die Liebe des Fürsten, sondern auch die Liebe des Volks gewann, und nur ein sehr kleiner Theil wagte es, dem Gerücht Glauben beizumessen, das ihn als schuldbar darstellte und das, man wußte es, der Bruder des Fürsten, der den Grafen in der tiefsten Seele haßte, auszustreuen sich bemüht hatte.

Mit einem Munde rief Alles an der Wirthstafel: „Graf Törny, — unser edler Graf Törny! O, wäre er noch bei uns in dieser Zeit der Bedrängniß!"

Man trank auf des Grafen Wohl. Wurde nun weiter von des Fürsten bedenklicher Krankheit gesprochen, die ihn in das Grab bringen könne, so war es natürlich, daß man des jungen Mannes gedachte, in dessen Gegenwart den Fürsten der böse Zufall getroffen hatte.

Der kluge Rathsherr witterte die abscheulichsten Dinge. Er sei gewiß, meinte er, daß der junge Mensch, der thöricht genug gewesen, den hochweisen Rath durch zwei diverse Namen über seine Person täuschen zu wollen, ein Spitzbube im höhern Stil gewesen, der Arges im Sinn getragen. Nicht umsonst habe der Fürst ihn nach Sonsitz und heraus nach dem Landhause bringen lassen, um ihn selbst über allerlei höllische Anschläge zu befragen, und die Artigkeit des Officiers, der bequeme Wagen, der Leibarzt, — Alles sei nur Maske gewesen, um den Verbrecher lustig zu erhalten und guter Dinge, damit er gleich gestehe. Gewiß würde es dem Fürsten gelungen sein, Alles herauszubringen, wenn ihm nicht die kalte, nasse Abendluft den Schlagfluß zugezogen und der junge Mensch nicht die Verwirrung benutzt hätte, um

schnell zu entfliehen. Er wünsche nur, daß der Taugenichts sich wieder sehen lasse in Hohenflüh; da solle er nicht zum zweiten Mal der Gerechtigkeit des hochweisen Raths entrinnen. — Eben hatte der Rathsherr dies gesprochen, als der junge Mann, von dem die Rede, hereintrat, stillschweigend und ernst die Gesellschaft grüßte und sich an die Tafel setzte.

„Schönstens willkommen, bester Herr Haberland", sprach der Wirth, der des Rathsherrn böse Meinung gar nicht theilen konnte, „schönstens willkommen! — Nun, Sie dürfen gewiß keine Scheu tragen, sich in Hohenflüh sehen zu lassen?" Der junge Mann schien über des Wirths Anrede sehr befremdet; da setzte sich der kleine dicke Rathsherr in Positur und begann sehr pathetisch: „Mein Herr, ich erkläre Ihnen hiermit" ... Da faßte ihn aber der junge Mann mit einem scharfen, durchdringenden Blick so fest ins Auge, daß er verstummte und unwillkürlich mit einer Verbeugung herausstotterte: „Ganz gehorsamster Diener!"

Vielleicht hat der geneigte Leser auch schon die Bemerkung gemacht, daß es Leute giebt, die, faßt man sie scharf ins Auge, sogleich wie im Gefühl schuldiger Demuth zu grüßen pflegen.

Der junge Mann aß und trank nun, ohne ein Wort zu reden. Auf der ganzen Gesellschaft lag ein schwüles, erwartungsvolles Stillschweigen.

Der Alte, der vorhin gesprochen, redete endlich den jungen Menschen an, indem er ihn fragte, ob die Brustwunde, die er im Walde bei Hohenflüh erhalten, schon wieder ganz geheilt sei. Der junge Mann erwiderte, daß man sich in seiner Person irren müsse, da er nie in der Brust verwundet worden.

„Ich verstehe," fuhr der alte Mann schlau lächelnd fort, „ich verstehe, Herr Haberland; Sie sind wieder völlig hergestellt und wollen von dem unangenehmen Vorfall nicht ferner reden. Aber da Sie gegenwärtig waren, als unsern guten Fürsten der Schlag traf, so werden Sie uns am Besten sagen können, wie sich Alles begab, und was man von dem Zustande des Fürsten zu hoffen oder zu fürchten hat."

Der junge Mensch erwiderte, daß derselbe Irrthum auch hier im Spiele sein müsse, da er nie in Sonsitz gewesen, nie den Fürsten Remigius gesehen habe. Indessen sei ihm die Krankheit des Fürsten bekannt geworden, und er wünsche, Näheres darüber zu erfahren.

Vielleicht, meinte der Alte, wolle oder dürfe der Herr Haberland von seinem Aufenthalt bei dem Fürsten nicht viel sprechen; vielleicht habe auch das Gerücht Vieles von dem entstellt, was sich in Sonsitz begeben; so viel sei aber gewiß, daß der Fürst den jungen Mann, der hier verwundet worden und für den er den Herrn Haberland nun einmal halten müsse, nach Sonsitz herausholen lassen und daß ihn bei einem einsamen Gespräch mit diesem jungen Manne im Park der Schlag getroffen. Entfernte Diener hätten auch eine seltsame dumpfe Stimme rufen gehört:

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!"

Der junge Mensch seufzte tief auf, wechselte die Farbe; Alles verrieth die tiefste innere Bewegung. Er stürzte schnell einige Gläser Wein hinunter, bestellte eine zweite Flasche und entfernte sich aus dem Zimmer. Die Tafel war geendet; — der junge Mensch kam nicht wieder. Der Portier hatte ihn schnell dem Neudorfer Thor zueilen gesehen. Die Bezahlung für das Couvert lag auf dem Teller.

Nun gerieth der Rathsherr in gewaltigen Amtseifer, sprach von Nachsetzen, Steckbriefen u. s. w. Der Alte erinnerte ihn aber an einen großen Vorfall, der ihm, als er bei ähnlichem Anlaß eine unzeitige Thätigkeit bewiesen, eine tüchtige Nase von der Landesbehörde zugezogen, und meinte, es möchte wol besser sein, sich um den jungen Mann gar nicht weiter zu kümmern und die Sache ruhen zu lassen.

Die ganze Gesellschaft stimmte dieser Meinung bei, und der Rathsherr ließ wirklich die Sache ruhen. —

Während sich dies in Hohenflüh begab, war Haberland's Doppelgänger, der junge Deodatus Schwendy, in einen neuen Zauberkreis bedrohlicher Abenteuer gerathen.

Mit magischer Gewalt hatte es ihn immer hingezogen nach dem verfallenen Schlosse.

Als er einst, da es schon dämmerte, vor dem geheimnißvollen Erker stand und mit einer Sehnsucht, die er selbst nicht zu deuten wußte, hinaufblickte nach den erblindeten Fenstern, war es ihm, als gewahre er eine weiße Gestalt, und in demselben Augenblick fiel auch ein Stein zu seinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und löste das Papier los, mit dem er umwickelt. Er fand folgende Worte, mit Bleistift kaum leserlich hingekritzelt:

„Georg! — Mein Georg! — Ist es möglich? Täuscht mich nicht mein aufgeregter Sinn? Du hier? — O Ihr ewigen Himmelsmächte! — In diesen verfallenen Mauern liegt der Vater wie im Hinterhalt, — ach, nur Böses brütend! Fliehe, fliehe, Georg, ehe des Vaters Zorn Dich erreicht! Doch nein — bleibe noch! — Ich muß Dich sehen und ein einziger Augenblick seliger Wonne ... dann fliehen! — Bis Mitternacht ist der Vater abwesend. Komme — über den Schloßhof — die hölzerne Treppe, — doch nein, es ist nicht möglich. Des Försters Leute — schlafen sie auch, die wachen Hunde fallen Dich an. Auf der Südseite steht noch eine Treppe, die nach den Zimmern führt; doch ist sie morsch und verfallen. — Du darfst es nicht wagen; aber ich komme hinab! — O Georg, was vermag alle Arglist der Hölle gegen ein liebendes Herz? Natalie ist Dein — Dein auf ewig!" —

„Sie ist es," rief Deodatus ganz außer sich; „es ist kein Zweifel mehr, ja, sie ist es, der Traum des Knaben, die glühende Sehnsucht des Jünglings! — Hin zu ihr, — um sie nie wieder zu lassen! Aufgehen, lichtvoll aufgehen soll des Vaters dunkles Geheimniß! — Aber — bin ich es denn? — Bin ich der Georg?"

Wie ein tödtender Krampf erfaßte den armen Deodatus der Gedanke, daß ja nicht er, daß es jener unbekannte Doppelgänger sei, den Natalie liebe, den sie wiedergefunden zu haben glaube. „Und doch," so sprach das glühende Verlangen der Liebe aus dem Innern heraus, „und doch: kann nicht

eben jener Doppelgänger Der sein, der sie täuscht? Kann ich nicht Der sein, dem sie angehört, mit dem sie geheimnißvolle Bande verknüpfen? Hin zu ihr!" —

Sowie die Nacht eingebrochen, schlich Deodatus hinaus aus seinen Zimmern. Im Park unfern des Landhauses hörte er Stimmen flüstern; schnell duckte er sich nieder ins Gebüsch. Da schritten zwei in Mäntel gehüllte Männer dicht bei ihm vorüber. „Also," sprach der Eine, „also noch lange könnte es dauern mit dem Fürsten, meinte heute der Leibarzt?" — „So ist es, gnädigster Herr," erwiderte der Andere. — „Nun," fuhr der Erste fort, „so muß man zu andern Mitteln . . ." — Die Worte wurden undeutlich. Deodatus richtete sich in die Höhe; dem Sprechenden fiel der volle Glanz der leuchtenden Mondesstrahlen ins Gesicht; Deodatus erkannte mit Entsetzen den Grafen Hektor von Zelies. —

Erbebend vor dem Gedanken, daß der Hölle schwarze Ausgeburt, daß der Mord hier im Finstern lauere, zu gleicher Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt fortgetrieben von glühender Sehnsucht, von dürstendem Verlangen, schlich Deodatus fort. Im Mondlicht fand er die verfallene Treppe an der Südseite; doch wollte er verzweifeln, als er, kaum einige Stufen hinaufgeklettert, die Unmöglichkeit einsah, in der tiefen Finsterniß, die ihn nun umgab, weiter fortzukommen. Doch plötzlich leuchtete ein fernes Licht aus dem innern Gebäude ihm entgegen. Er kletterte nicht ohne Gefahr vollends die Treppe hinauf und kam in einen hohen weiten Saal. — In blendendem Liebreiz, in hoher Anmuth stand das holde Wunder seiner Träume vor ihm. „Natalie!" rief Deodatus und stürzte dem herrlichen Frauenbilde zu Füßen. Doch mit süßem Wohllaut lispelte Natalie: „Mein Georg!" und schloß den Jüngling in ihre Arme. Keine Worte, — nur Blick, nur Kuß, die Sprache heißer, stürmischer Liebesgluth. Da rief Deodatus im Wahnsinn tödtender Angst, inbrünstiger Wonne: „Mein — mein — mein bist Du, Natalie! Glaube an mein Ich! Ich weiß, mein Doppelgänger hat Dir die Brust zerspalten wollen; aber er traf mich. Es war nur eine Kugel;

die Wunde ist geheilt, und mein Ich lebt. Natalie, sage mir nur, ob Du an mein Ich glaubest, sonst erfaßt mich der Tod vor Deinen Augen. Ich heiße auch nicht Georg; aber doch bin ich selbst mein Ich und kein Anderer." —

„Weh mir!" rief Natalie, sich aus des Jünglings Armen loswindend, „Georg, was sprichst Du? — Doch nein, nein, — ein bedrohliches Verhängniß hat Deine Sinne aufgeregt. Sei ruhig, sei ganz mein Georg!"

Natalie breitete die Arme aus, und Deodatus umfing sie, drückte sie an die Brust, indem er laut rief: „Ja, Natalie, ich bin es, ich bin Der, den Du liebst. — Wer will es wagen, wer vermag es, mich aus diesem Himmel voll Seligkeit zu reißen? Natalie, laß uns fliehen, laß uns fliehen! — Fort, daß mein Doppelgänger Dich nicht erreiche! Fürchte nichts! Es ist mein Ich, das ihn tödtet!"

In dem Augenblick ließen sich dumpfe Tritte hören, und: „Natalie, Natalie!" erscholl es durch die hohen Gemächer.

„Fort!" rief Natalie, indem sie den Jüngling nach der Treppe drängte und ihm die Lampe, die sie mitgebracht, in die Hand gab, „fort, sonst sind wir verloren! Der Vater ist gekommen. Morgen um diese Zeit komme wieder! Ich werde Dir folgen."

Halb sinnlos kletterte Deodatus die Treppe hinab; es war ein Wunder zu nennen, daß er nicht hinstürzte über die verfallenen Stufen. Unten löschte er die Lampe aus, und warf sie ins Gebüsch. Kaum war er einige Schritte fortgegangen, als er hinterwärts von zwei Männern gepackt wurde, die mit ihm schnell davonrannten, ihn in den Wagen hoben, der vor dem Gatterthor stand, und mit ihm davonfuhren im sausenden Galopp.

Eine gute Stunde mochte Deodatus gefahren sein, als der Wagen still hielt im dicksten Walde vor einer Köhlerhütte. Männer mit Fackeln traten aus der Hütte; man bat den Jüngling, auszusteigen. Er that es. Ein alter stattlicher Herr kam schnell heran, und mit dem Ausruf: „Mein Vater!" stürzte ihm Deodatus an die Brust.

„Aus den Schlingen der Arglist und Bosheit,“ sprach der alte Amadeus Schwendy, „habe ich Dich gerettet; dem Morde habe ich Dich entrissen, mein theurer Sohn! Bald enthüllt sich nun das Verborgene; bald tagt nun das herauf, was Du in Deiner Brust nicht zu ahnen vermagst.“

Siebentes Capitel.

Am frühesten Morgen erwachte der Fürst aus tiefem ruhigen Schlummer. Er schien erquickt, die Krankheit gebrochen; mit Ungeduld verlangte er den Leibarzt. Nicht in geringe Verwunderung gerieth dieser, als der Fürst ihm in dem mildesten Ton befahl, den Jüngling, den er, wie er sehr gut wisse, im Landhause verborgen, sogleich zur Stelle zu bringen.

Der Leibarzt wollte sein Verfahren mit dem Zustande des Jünglings, der Ruhe und die sorgsamste ärztliche Behandlung erfordere, entschuldigen; der Fürst unterbrach ihn aber mit der Versicherung, daß es keiner Entschuldigung bedürfe, da er, der Leibarzt, ihm, ohne es zu ahnen, die größte Wohlthat erzeigt. Uebrigens sei ihm gestern erst der Aufenthalt des Jünglings durch den Förster verrathen worden.

Deodatus war nun aber spurlos verschwunden, und als der Fürst dies erfuhr, gerieth er in sichtliche Bewegung. Mit dem schmerzlichsten Tone wiederholte er mehrmals: „Warum entfloh er, — warum entfloh er? — Wußte er nicht, daß jede Bethörung weicht im Tode?“

Auf Befehl des Fürsten kam der Präsident des Staatsrathes, außerdem aber noch der Präsident der obersten Justizkammer mit zwei Räthen. Die Thüren wurden sogleich verschlossen; man konnte vermuthen, daß der Fürst testire. —

Am folgenden Morgen verkündete der dumpfe Ton der Glocken den Sonsitzern den Tod des Fürsten, der in der Nacht

nach einem wiederholten Anfall des Schlags sanft und ruhig entschlummert war.

Der Staatsrath, die obersten Behörden versammelten sich im Schloß. Der letzte Wille des Fürsten sollte eröffnet werden, da man mit Recht vermuthen konnte, daß bei dem Mangel eines Thronfolgers darin Bestimmungen enthalten sein würden, wie wenigstens augenblicklich die Verwaltung des Staates fortgesetzt werden solle.

Der feierliche Act sollte beginnen, als plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, der verschollene jüngere Bruder des Fürsten hereintrat und erklärte, daß er nun als regierender Fürst allein zu gebieten habe, und daß jede Verfügung des Fürsten, die des Bruders Rechte auf den Thron auch nur im Mindesten schmälere, unwirksam sein und bleiben müsse. Mit der Eröffnung des Testaments habe es daher Zeit.

Allen war die unerwartete Erscheinung des Fürsten Isidor ein unerklärliches Räthsel; denn Niemand wußte, daß Fürst Isidor, durch das Alter, überdem aber noch durch falsches Haar, durch Schminke entstellt und auf diese Weise unerkannt, im Lande hauste, daß er in den letzten Tagen in jenem verfallenen Schlosse auf den Tod des Fürsten lauerte.

Gleich, nachdem er das Fürstenthum Reitlingen verlassen, hatte er den Namen eines Grafen Hektor von Zelies angenommen und überhaupt jede Spur, wo er geblieben, geschickt zu vertilgen gewußt.

Der Präsident des Staatsraths, ein ehrwürdiger Greis, versicherte, dem Fürsten Isidor fest ins Auge blickend, daß, bevor nicht der letzte Wille des Fürsten Remigius eröffnet, er den Bruder nicht für zur Thronfolge berechtigt halten könne. Gewisse Geheimnisse würden vielleicht kund werden und die Dinge sich anders gestalten.

Die letzten Worte sprach der Präsident mit erhöhter starker Stimme, und man sah den Fürsten Isidor plötzlich erblassen.

Die Eröffnung des Testamentes geschah nun mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten, und Alle, den Fürsten Isidor ausge-

nommen, geriethen über den Inhalt in das froheste, freudigste Erstaunen. Der Fürst hatte erklärt, wie er erst auf dem Todbette das heillose Unrecht eingesehen, das er der tugendhaften Gemahlin angethan, die er, auf den bloßen Verdacht der Untreue hin, den ihm ein arglistiger Bösewicht beizubringen gewußt, sammt dem Kinde, das sie ihm geboren, verstoßen und in ein fernes, ödes Grenzschloß einsperren lassen, aus dem sie entflohen, ohne daß es möglich gewesen, auch nur die mindeste Spur weiter von ihr zu erforschen. Den Sohn, Dank sei es der himmlischen Macht, habe er gefunden; denn die innerste Ueberzeugung sage es ihm, daß der Jüngling, der unter dem Namen Deodatus Schwendy zu ihm gebracht worden, kein Anderer sei als eben sein Sohn, den er in satanischer Verblendung von sich gestoßen. Jeden Zweifel, der über die Identität dieses Jünglings und seines Sohnes entstehen könne, werde der Graf von Törny heben können, der den Sohn gerettet und erzogen und der unter dem Namen Amadeus Schwendy in tiefer Verborgenheit auf einem Landhause bei Luzern wohne. Daß übrigens der böse Verdacht, den er gehegt gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt seines Sohnes, durchaus nichts vermögen könne, verstehe sich von selbst. — Den Rest des Testaments füllten Ausbrüche der tiefsten Reue, Betheuerungen, daß aller Argwohn vertilgt sei aus seiner Brust, und an den Sohn und künftigen Herrscher gerichtete kräftige väterliche Worte.

Fürst Isidor sah rings umher mit lächelndem Hohn und meinte dann, daß das Alles auf einer Vision des sterbenden Fürsten beruhen könne, und daß er durchaus nicht geneigt sei, wohlerworbene Rechte wahnsinnigen Phantasien aufzuopfern. Wenigstens sei der vermeintliche Thronerbe nicht da, und es werde sehr darauf ankommen, was der Graf von Törny sagen, und wie es ihm gelingen möchte, jene Umstände, die der Fürst angeführt, so glaubhaft ins Klare zu stellen, daß kein Zweifel gegen den Jüngling, der plötzlich als Thronerbe vom Himmel gefallen und der vielleicht ein Abenteurer sei, aufkommen könne. Zur Zeit werde er daher sogleich den Thron besteigen.

Kaum hatte Fürst Isidor diese Worte gesprochen, als in voller Würde, reich gekleidet, den funkelnden Stern auf der Brust, der alte Amadeus Schwendy oder vielmehr der Graf von Törny hereintrat und an seiner Hand den jungen Menschen führte, der so lange für seinen Sohn Deodatus Schwendy gegolten. Aller Blicke waren auf den Jüngling gerichtet; Alle riefen wie aus einem Munde: „Es ist der Fürst, es ist der Fürst!"

Noch waren aber die Wunder des Tages nicht erschöpft; denn sowie Graf Törny die Lippen geöffnet zum Sprechen, so unterbrach ihn der Jubel des Volks, der sich unten auf der Straße vernehmen ließ. „Es lebe die Fürstin, — es lebe die Fürstin!" so tönte es herauf, und bald trat eine hohe majestätische Frau in den Saal, der ein Jüngling folgte.

„Ist es möglich?" rief der Graf von Törny ganz außer sich, „ist es kein Traum? Die Fürstin, — ja, es ist die Fürstin, die wir verloren glaubten! — Glückseliger Tag, segensreicher Augenblick! Mutter, Sohn, sie sind gefunden!" So rief die ganze Versammlung.

„Ja," sprach die Fürstin, „ja, der Tod meines unglücklichen Gemahls giebt Euch, Ihr treu Ergebenen, Eure Fürstin wieder. Doch noch mehr! Erblickt den Sohn, den sie gebar, erblickt Euren Fürsten, Euren Landesherrn!"

Damit führte sie den Jüngling, der ihr gefolgt, mitten in den Saal. Ihm trat rasch der Jüngling, der mit dem Grafen von Törny gekommen, entgegen, und Beide, sich nicht nur gleichend, — nein, Einer des Andern Doppelgänger in Antlitz, Wuchs, Geberde u. s. w. blieben, vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt stehen. — —

Es möchte hier der Ort sein, dem geneigten Leser zu sagen, wie sich Alles begeben hatte am Hofe des Fürsten Remigius.

Fürst Remigius war mit dem Grafen von Törny aufgewachsen. Beide, sich gleich an hohem Geist und edlem Gemüth, fühlten sich eng verkettet, und so geschah es, daß, als der Fürst den Thron bestieg, der Freund, den er innig

im Herzen trug, den er nicht lassen konnte, der Erste nach ihm wurde im Staat. Daß der Graf sich in seiner Stellung überall Vertrauen und Liebe gewann, hat der geneigte Leser bereits erfahren.

Beide, der Fürst und der Graf von Törny, waren, als sie einen benachbarten Hof besuchten, zu gleicher Zeit in Liebe gekommen, und der Zufall wollte, daß Prinzessin Angela, welche der Fürst, und Gräfin Pauline, die der Graf gewählt, ebenso von Kindheit an in Lieb' und Freundschaft verbunden waren wie sie selbst. Sie feierten Beide ihre Vermählung an einem und demselben Tage, und nichts in der Welt schien ein Glück stören zu können, das in ihrem tiefen Innern begründet war.

Ein dunkles Verhängniß wollte es anders.

Je länger die Fürstin den Grafen Törny sah, je mehr sich ihr sein ganzes inneres Wesen glanzvoll entfaltete, desto stärker, desto wunderbarer fühlte sie sich hingezogen zu dem herrlichen Mann. Die reinste Himmelstugend, die vorwurfsfreieste Treue selbst, gewahrte die Fürstin endlich mit Entsetzen, daß die flammendste Liebesgluth sie verzehre. Sie dachte, sie empfand nur ihn; Todesöde war in ihrer Brust, wenn sie ihn nicht sah; alle Wonnen des Himmels stiegen herab, wenn er kam, wenn er sprach. — Trennung, Flucht war nicht möglich, und doch der furchtbare Zustand, in welchem sie mit der glühendsten Leidenschaft, mit den qualvollsten Vorwürfen rang, nicht zu ertragen. Es schien oft, als wolle sie ihre Liebe und mit dieser ihr Leben aushauchen in den Busen der Freundin. Krampfhaft schloß sie, in Thränen gebadet, die Gräfin in die Arme und sprach mit herzzerschneidendem Ton: „Du Selige, Dir glänzt ein Paradies; aber meine Hoffnung ist der Tod!"

Die Gräfin, weit entfernt, zu ahnen, was im Innern der Fürstin vorging, fühlte sich doch von dem namenlosen Schmerz der Fürstin so tief ergriffen, daß sie mit ihr klagte und weinte und sich auch den Tod wünschte, so daß der Graf über die plötzliche Melancholie der sonst heitern, unbefangenen Frau nicht wenig in Verlegenheit gerieth.

An Beiden, an der Fürstin und an der Gräfin, hatte man schon in ihrer früheren Jugend zu Zeiten eine an Hysterismus grenzende Ueberspannung bemerkt; mit so größerem Recht glaubten daher die Aerzte, alle seltsamen Ausbrüche eines krankhaften Ueberreizes, die vorzüglich bei der Fürstin jedem Beobachter auffallen mußten, dem Zustande zuschreiben zu müssen, in welchem sich beide Frauen befanden. Beide waren in guter Hoffnung.

Ein seltenes Spiel des Zufalls — oder mag es ein wunderbares Verhängniß genannt werden, — fügte es, daß Beide, die Fürstin und die Gräfin, in derselben Stunde, ja in demselben Augenblick von Söhnen entbunden wurden. — Noch mehr! Mit jeder Woche, mit jedem Tage offenbarte sich deutlicher eine solche Aehnlichkeit, ja eine solche völlige Gleichheit beider Kinder, daß es ganz unmöglich, sie von einander zu unterscheiden. Beide trugen in ihren kindischen Gesichtern aber schon deutlich die Züge des Grafen von Törny. Konnte hier noch ein Irrthum, eine Täuschung stattfinden, so entschied der ganz ausgezeichnete Bau des Schädels so wie ein kleines, wie die Mondessichel geformtes Mal auf der linken Schläfe jene Aehnlichkeit ganz und gar.

Das feindliche Mißtrauen, der böse Argwohn, der jederzeit in einem verderbten Herzen zu wohnen pflegt, hatte dem Fürsten Isidor das Geheimniß der Fürstin verrathen. Er war bemüht gewesen, das Gift dem Fürsten einzuflößen, das er gesogen; doch der Fürst wies ihn mit Verachtung zurück. Jetzt war der Zeitpunkt da, welcher dem Fürsten Isidor gelegen schien, seinen Angriff auf den Grafen Törny und auf die Fürstin, die er Beide tödlich haßte, da sie überall seiner bösen Einwirkung entgegenstanden, zu erneuern.

Der Fürst wankte; doch nimmermehr hätte jene bloße Aehnlichkeit des Kindes mit dem Grafen Törny den Fürsten zu irgend einem entsetzlichen Entschluß gebracht, hätte das Betragen der Fürstin nicht den Ausschlag gegeben.

Keine Ruhe fand die Fürstin; wie von dem tiefsten Schmerz, ja von namenloser Qual zerrissen, durchjammerte sie die Tage, die Nächte. Bald bedeckte sie das Kind mit den

zärtlichsten Küssen, bald gab sie es mit abgewandtem Gesicht, mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheues zurück. „Gerechter Gott, so hart straffst Du das Verbrechen!" Diesen Ausruf der Fürstin hatten Mehrere gehört, und auf nichts Anderes konnte dies deuten als auf eine verbrecherische That, der nun die bitterste Reue folgte.

Mehrere Monate vergingen; endlich kam der Fürst zum Entschluß. In der Nacht ließ er Mutter und Kind nach einem öden entfernten Grenzschloß bringen und verwies den Grafen Törny vom Hofe. Aber auch der Bruder, dessen Anblick dem Fürsten unerträglich, mußte fort.

Nur der Geist hatte gesündigt, irdische Begierde keinen Theil daran; fest stand die Treue; aber auch jene Sünde des Geistes galt der Fürstin als ein strafwürdiges Verbrechen, das nur die tiefste Reue zu sühnen vermochte.

Der Aufenthalt in dem öden Schlosse, die strenge Bewachung, — Alles trug dazu bei, den krampfhaften Zustand, in welchem sich die Fürstin befand, beinahe bis zum Wahnsinne zu steigern.

Da begab es sich, daß eines Tages mit Spiel und Gesang ein Zigeunertrupp daherzog und sich hinlagerte dicht vor den Mauern des Schlosses.

Der Fürstin war es, als fielen plötzlich dichte Schleier, und sie vermöge hinauszublicken in ein helles, buntes Leben. Eine unaussprechliche Sehnsucht erfaßte ihre Brust. — „Hinaus — hinaus ins Freie! — Nehmt mich auf — nehmt mich auf!" so rief sie, indem sie die Arme ausstreckte durch das geöffnete Fenster. Ein Zigeunerweib schien sie zu verstehen; denn freundlich winkte sie ihr zu, und blitzschnell hatte ein Zigeunerbube die Mauer erklettert. Die Fürstin nahm ihr Kind, rannte hinab, — die Pforte war offen, — der Zigeunerbube schaffte geschickt das Kind hinüber. Trostlos stand die Fürstin vor der Mauer, die sie nicht zu erklettern vermochte. Doch alsbald senkte sich eine Strickleiter herab, — wenige Secunden, und sie war in Freiheit.

Mit Jubel empfing sie die Zigeunerhorde, die ihrem Glauben gemäß in der vornehmen Frau, welche dem Gefäng-

nisse entflohen, einen Glücksstern fand, der ihr aufgegangen. „Hoho,“ sprach ein altes Zigeunerweib, „sehet Ihr denn nicht, wie die Fürstenkron' auf ihrem Haupte funkelt? Solch ein Glanz kann nie verbleichen.“

Das wilde nomadische Herumstreifen der Zigeuner, ihr Treiben dunkler Wissenschaft, geheimnißvoller Kunst war der Fürstin wohlthätig; denn indem ihre beinahe bis zum wirklichen Wahnsinn gesteigerte Ueberspannung frei ins Leben treten konnte, wurde sie versöhnt mit dem Leben. Das Kind wußten die Zigeuner geschickt unterzubringen bei einem alten frommen Landpriester. Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß es die Fürstin war, die, als sie ruhiger geworden und des wilden Lebens satt, sich von der Horde getrennt hatte, auftrat als weise Frau mit dem Raben u. s. w., und ebenso ist es nun erklärt, warum Fürst Isidor, den Maler Georg Haberland und den jungen Deodatus Schwendy für eine und dieselbe Person und zwar für den jungen Fürsten haltend, sich Den auf jede Weise vom Halse zu schaffen suchte, der allein ihm jede Hoffnung auf den Thron vereiteln konnte.

Wunderbar ist es, daß Beide, Haberland und Schwendy, das geliebte Wesen längst träumten, das ihnen dann in vollem Leben entgegentrat, — wunderbar, daß eben dieses Wesen Natalie die Tochter des Fürsten Isidor war, welche Beide, der Graf von Törny und die Fürstin, als auserwählt ansahen, in der Verbindung mit dem Fürsten das dunkle Verhängniß, das bis dahin gewaltet, aufzuhalten, daß Beide daher, alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, aufbietend, dahin strebten, ein Paar zu vereinen, welches, wie sie wähnten, eine geheimnißvolle Verkettung der Dinge für einander bestimmt hatte.

Man weiß, wie nun alle Pläne scheiterten, weil die Doppelgänger auf ihren Wegen sich kreuzten; man weiß auch, wie, als der Fürst tödlich erkrankt, sich alle Die, welche sein Gebot vertrieben hatte, wieder sammelten in seiner Nähe.

Achtes Capitel.

Also — vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt standen beide Doppelgänger sich gegenüber. Eine dumpfe Gewitterschwüle lag auf der ganzen Versammlung; Jeder fragte im Herzen: „Wer von Beiden ist der Fürst?"

Der Graf von Törny brach zuerst das Stillschweigen, indem er dem Jüngling, welcher der Fürstin gefolgt, entgegentrat und wie in schmerzlicher Wonne rief: „Mein Sohn!"

Da blitzten die Augen der Fürstin von strahlendem Feuer, und sie sprach mit niederschmetternder Hoheit: „Dein Sohn, Graf Törny? — Und wer ist Der, der neben Dir steht? — Der Räuber eines Throns, der Diesem gebührt, der an meiner Brust gelegen?"

Fürst Isidor wandte sich an die Versammlung und meinte, da über die Person des jungen Fürsten und Thronfolgers vollkommene Ungewißheit herrsche, so sei es natürlich, daß weder der eine noch der andere der beiden Prätendenten den Thron besteigen könne, vielmehr werde es darauf ankommen, wer von beiden seine rechtmäßige Geburt am Besten und Glaubhaftesten ausführen werde.

Einer solchen Ausführung, versicherte der Graf von Törny, bedürfe es ganz und gar nicht, da er im Stande sei, in wenigen Minuten die Versammlung davon zu überzeugen, daß sein Zögling der Sohn des verstorbenen Fürsten Remigius, mithin dessen rechtmäßiger Thronfolger sei.

Das, was der Graf von Törny der Versammlung jetzt vortrug, bestand in Folgendem:

Zu sehr war die vertrauteste Dienerschaft des Fürsten Remigius dem Grafen ergeben, als daß dieser nicht von dem Entschluß des Fürsten unterrichtet sein, ja, nicht den Augenblick hätte wissen sollen, der zur Fortschaffung der Fürstin und ihres Kindes bestimmt worden. Der Graf übersah die Gefahr, in welche der Thronerbe gerieth, die Verwirrung, die vielleicht künftig die Aehnlichkeit des Kindes mit dem seinigen

veranlassen, das Unglück, welches nach dem Tode des Fürsten einbrechen konnte. Er beschloß, Allem vorzubeugen.

Es gelang ihm in später Nacht, in Begleitung zweier vertrauten Räthe, des Vorstehers des geheimen Archivs, des Leibdoctors, des Wundarztes und eines alten Kammerdieners, in das Vorzimmer der Fürstin zu gelangen. Die alte, ebenfalls ins Vertrauen gezogene Wärterin brachte das Kind herbei, während die Fürstin eingeschlummert war. Diesem, das in einem durch narkotische Mittel hervorgebrachten Schlaf lag, wurde nun von dem Wundarzt ein kleines Zeichen auf die linke Brust gebrannt; dann nahm es der Graf Törny und übergab der Wärterin sein eigenes Kind. Ueber den ganzen Hergang der Sache wurde ein genauer Act aufgenommen und derselbe, dem eine Abbildung des eingebrannten Zeichens beigefügt, von allen gegenwärtigen Personen unterschrieben und besiegelt, dem Archivarius übergeben zur Aufbewahrung im geheimen fürstlichen Archiv.

So geschah es, daß der Sohn des Grafen Törny mit der Fürstin fortgebracht und der junge Fürst von dem Grafen von Törny auferzogen wurde, für seinen Sohn geltend.

Die Gräfin, niedergebeugt von Gram, trostlos über das heillose Geschick ihrer Herzensfreundin, starb bald nach ihrer Ankunft in der Schweiz.

Von den Personen, die damals bei dem Act gegenwärtig gewesen waren, lebten noch der Wundarzt, der Archivarius, die Wärterin und der Kammerdiener; auf Graf Törny's Veranstaltung hatten sich Alle auf dem Schlosse eingefunden.

Der Archivarius brachte nun den Act herbei, der im Beisein der vorhin genannten Personen geöffnet und von dem Präsidenten des Staatsraths laut verlesen wurde.

Der junge Fürst entblößte die Brust; das Zeichen wurde gefunden. Jeder Zweifel war gehoben, und heiße Segenswünsche tönten aus der Brust der treuesten Vasallen.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Ingrimms hatte sich Fürst Isidor entfernt, während der Act verlesen wurde. — Als nun die Fürstin sich allein befand mit dem Grafen von Törny

und den beiden Jünglingen, da war es, als wollte ihre Brust zerspringen, nicht mehr vermögend, den Sturm der mannichfachsten Gefühle zu bergen. Ungestüm warf sie sich an die Brust des Grafen und rief wie ganz aufgelöst in schmerzlicher Wonne: „O Törny! Dein Kind, Deinen Sohn hast Du verstoßen, um Den zu retten, der unter diesem Herzen lag! — Aber ich bringe ihn Dir wieder, den Verlorenen. — O Törny, wir gehören nicht mehr der Erde an; kein irdischer Gram hat hinfort Macht über uns. — Laß uns die Ruhe, die Seligkeit des Himmels genießen! — Ueber uns schwebt sein versöhnter Geist. — Doch was vergaß ich? — Sie harrt, sie harrt, die selige Braut!"

Damit ging die Fürstin in ein Nebenzimmer und kam zurück mit der bräutlich geschmückten Natalie. Keines Wortes mächtig, hatten sich bis jetzt die Jünglinge angestarrt mit Blicken, in denen sich ein unheimliches Grauen abspiegelte. In dem Augenblicke, als die Jünglinge Natalien erblickten, schien ein zündender Blitzstrahl sie zu beleben; mit dem lauten Ausruf: „Natalie!" stürzten sie Beide los auf das holde Engelskind. Aber auch Natalien faßte tiefes Entsetzen, als sie die beiden Jünglinge gewahrte, ein Doppelbild des Geliebten, den sie im Herzen getragen.

„Ha!" rief nun wild der junge Törny, „ha, Fürst, bist Du, Du der Hölle entstiegener Doppelgänger, bist Du es, der mir mein Ich gestohlen, der mir Natalien zu rauben, der mir das Leben aus der zerfleischten Brust zu reißen trachtet? — Eitler, wahnsinniger Gedanke! Sie ist mein, mein!"

Darauf der junge Fürst: „Was drängst Du Dich in mein Ich? — Was habe ich mit Dir zu schaffen, daß Du mich äffst mit meinem Antlitz, mit meiner Gestalt? — Fort, hinweg! — Mein ist Natalie!" —

„Entscheide selbst, Natalie!" schrie nun der junge Törny, „sprich, — schwurst Du nicht Treue mir tausendmal in jenen seligen Stunden, als ich Dich malte, als..." — „Ha," unterbrach ihn der Fürst „gedenke jener Stunde in dem verfallenen Schlosse, als Du mir folgen wolltest" ... Und nun riefen Beide wild durcheinander: „Entscheide, Natalie, entscheide!" und dann Einer

wieder zum Andern: „Laß sehen, wem es gelingt, sich den Doppelgänger vom Halse zu schaffen! — Bluten, bluten sollst Du, bist Du kein satanisches Trugbild der Hölle!"

Da rief Natalie im Jammerton trostloser Verzweiflung: „Gerechter Gott! Wer ist es, wer von Beiden, den ich liebe? — Ist dies Herz zerspalten und kann doch leben? — Gerechter Gott, laß mich sterben, sterben in diesem Augenblick!" — Thränen erstickten ihre Stimme. Dann beugte sie das Haupt, hielt beide Hände vors Gesicht; es war, als ob sie hineinschauen wollte in ihre eigene innerste Brust. Dann sank sie nieder auf die Kniee, erhob den thränenschweren Blick, die gefalteten Hände, wie brünstig betend, und sprach leise, mit dem Ton der innigsten, herzdurchbohrendsten Wehmuth: „Entsaget!"

„Es ist," sprach die Fürstin mit verklärter Begeisterung, „es ist der Engel des ewigen Lichtes selbst, der zu Euch spricht."

Noch starrten sich die Jünglinge an, wilde Flammen im Blick; — da quoll plötzlich ein Thränenstrom ihnen aus den Augen; sie fielen sich in die Arme, sie drückten sich an die Brust, sie stammelten: „Ja, — entsagen — entsagen! — Vergieb — vergieb mir, Bruder!" — Dann der Fürst zum jungen Törny: „Um meinetwillen verstieß Dich der Vater, — um meinetwillen hast Du gelitten, — ja, ich entsage!" — Dann der junge Törny zum Fürsten: „Was ist meine Entsagung gegen die Deine! — Ja, Du, Du warst es, Du, der Fürst des Landes, dem die Prinzessin bestimmt." —

„Habe Dank," rief Natalie, „habe Dank, o ewige Macht des Himmels! — Es ist vorüber." — Dann drückte sie den Abschiedskuß auf die Stirne beider Jünglinge und entfernte sich wankend, auf der Fürstin Arm gestützt. —

„Ich verliere Dich aufs Neue," sprach der Graf von Törny mit tiefem Schmerz, als der Sohn fort wollte. „Vater," rief dieser, „Vater, laß mir Zeit, laß mir Freiheit, daß ich nicht untergehe, daß dieses zerrissene Herz gesunde!" — Damit umarmte er schweigend nochmals den Fürsten, den Vater und eilte schnell davon. — —

Natalie begab sich in ein weit entferntes Fräuleinstift,

dessen Aebtissin sie wurde. Die Fürstin, in ihren letzten Hoffnungen getäuscht, ließ das Grenzschloß, in welchem sie sonst gefangen war, bequem einrichten und wählte es zu ihrem einsamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürsten. Beide sahen es gern, daß Fürst Isidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenflüh war berauscht in Jubel und Freude. Die Tischlerzunft, unterstützt von würdigen Zimmerleuten, kletterte an der stattlichen Ehrenpforte, jede Gefahr verhöhnend, hin und her und klopfte und hämmerte rüstig darauf los, während die Maler, jeden Augenblick des Losstreichens gewärtig, in den Farbentöpfen rührten und die Gärtnerburschen unabsehbare Kränze flochten von Taxus und bunt leuchtenden Blumen. Die Waisenknaben standen schon in Sonntagskleidern geputzt auf dem Markt; die Schuljugend plärrte: „Heil Dir im Siegerkranz" als Vorübung; dazwischen schrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiserkeit ausräuspernd, und der ganze Mädchenflor gut denkender Bürger prangte in neu gewaschenen Kleidern, während Bürgermeisters Tinchen allein, in weißen knisternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Candidat, der zu Hohenflüh der Dichter von Profession war, nicht nachließ, ihr die in Versen abgefaßte Anrede an den Fürsten einzustudiren und dabei keinen einzigen declamatorischen Effect vernachlässigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden versöhnten Wirthe zum goldenen Bock und zum silbernen Lamm die Straße auf und ab, beide sich sonnend in dem Gedanken, daß sie den gnädigsten Landesherrn bewirthet, beide behaglich hinaufschauend zu dem gewaltigen: „Vivat Princeps",*) das eben über ihren Hausthüren eingeölt wurde, um abends bei der Illumination mächtig zu flammen. — Man erwartete den Fürsten in wenigen Stunden. —

In Reisekleidern, Reisebündel und Mappe auf dem Rücken,

*) Es lebe der Fürst!

schlich der Maler Georg Haberland — kein Anderer wollte der junge Graf Törny zur Zeit sein — durch das Neudorfer Thor. „Ha,“ rief ihm Berthold entgegen, „herrlich getroffen! Glück auf, Bruder Georg! — Ich weiß Alles! — Gott sei gedankt, daß Du kein regierender Fürst bist! Da wäre freilich Alles vorbei gewesen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts; denn ich weiß, Du bist und bleibst Künstler. Und Die, die Du liebst? Sie ist kein irdisches Wesen, sie lebt nicht auf der Erde, aber in Dir selbst als hohes reines Ideal Deiner Kunst, das Dich entzündet, das aus Deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen thront.“

„Ja, Bruder Berthold,“ rief Georg, indem seine Augen aufstrahlten in himmlischem Feuer, „ja, Bruder Berthold, Du hast Recht: Sie — sie selbst ist die Kunst, in der mein ganzes Wesen athmet. Nichts habe ich verloren, und will mich, abgewendet vom Himmlischen, irdischer Schmerz erfassen, mich niederbeugen, — Du, Dein unwandelbar heiteres Gemüth,

Freundes Trost, Balsam den Wunden,
Ist noch nicht für mich verhallt.“ —

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge. —

Seltsame

Leiden eines Theaterdirectors.

1819.

Vorwort.

Vor etwa zwölf Jahren ging es dem Herausgeber dieser Blätter beinahe ebenso wie dem bekannten Zuschauer, Herrn Grünhelm, in Tieck's „verkehrter Welt". Das düstere Verhängniß jener ereignißreichen Zeit drängte ihn mit Gewalt heraus aus dem Parterre, wo er seinen bequemen, behaglichen Platz gefunden, und nöthigte ihn, einen Sprung zu wagen, der zwar nicht bis aufs Theater, wol aber bis ins Orchester, bis auf den Platz des Musikdirectors reichte.

Auf diesem Platze schaute er nun das seltsame Treiben der wunderlichen kleinen Welt, die sich hinter Coulisse und Gardine regt und bewegt, recht in der Nähe an, und diese Anschauung, vorzüglich aber die Herzensergießungen eines sehr wackern Theaterdirectors, dessen Bekanntschaft er im südlichen Deutschland machte, gaben Stoff zu dem Gespräch zweier Theaterdirectoren, das er schon damals aufschrieb, als er noch nicht ins Parterre zurückgesprungen war, wie er es in der Folge denn wirklich that.

Ein Theil dieses Gespräches, das nun im ganzen Umfange erscheint, wurde früher in den hiesigen, vor einiger Zeit selig entschlafenen „Dramaturgischen Blättern" abgedruckt. Benannter Herausgeber bittet Dich, o günstiger Leser, nun recht von Herzen, daß Du in diesem Gespräch nicht etwa tiefe, gelehrt gemeinte Discussionen über theatralische Darstellung suchen, sondern die flüchtigen Bemerkungen, Andeutungen über das ganze Theaterwesen, wie sie sich eben im

Gespräch zu erzeugen pflegen, ja, auch wol manchen zu lockern Scherz, der sich diebischerweise eingeschlichen, freundlich ohne weiteren Anspruch hinnehmen mögest.

Ein ganz vergebliches Mühen würd' es sein, wenn Du, o lieber Leser, es unternehmen solltest, zu den Bildern, die einer längst vergangenen Zeit entnommen, die Originale in der neuesten, nächsten Umgebung ausspähen zu wollen. Alle Harmlosigkeit, auf die vorzüglich gerechnet, würde über diesem Mühen zu Grunde gehen müssen. —

Berlin, im October 1818.

E. T. A. Hoffmann.

Am Tage des heiligen Dionysius, das heißt, am neunten October, vormittags um elf Uhr war es im Rautenkranz, dem berühmten Gasthofe in der noch berühmteren freien Reichsstadt N., wie ausgestorben. Denn nur ein einziger Fremder, ein nicht zu großer, ältlicher, in einen Oberrock von dem feinsten dunkelbraunen Tuch gekleideter Mann frühstückte einsam in einer Ecke des Gastzimmers. Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck innerer Ruhe und Zufriedenheit, und sein ganzer Anstand, jede Bewegung war bequem und wohlbehaglich. Er hatte sich alten Franzwein geben lassen und ein Manuscript aus der Tasche gezogen. Darin las er mit großer Aufmerksamkeit und strich Manches mit Rothstift an, indem er aus dem eingeschenkten Glase nippte und etwas Zwieback dazu genoß. Bald spielte ein feines ironisches Lächeln um seinen Mund, bald verzogen sich die Augenbrauen zum finstern Ernst, bald warf er den Blick in die Höhe, wie etwas im Innersten überlegend, bald schüttelte, nickte er mit dem Kopf, wie den Gedanken verwerfend oder billigend. Wer hätte den Mann nicht für einen Schriftsteller halten sollen, der vielleicht nach N. gekommen war, um irgend eins seiner Geistesproducte an das Tageslicht zu befördern? —

Die Stille, die im Gastzimmer herrschte, wurde auf sonderbare Weise unterbrochen. Die Thüre sprang auf, und herein stürzte ein Mann im modernen grauen Rock, Hut auf dem Kopf, Brill' auf der Nase. — „Champagner, ein Dutzend Austern!" schrie er und warf sich, ohne den Braunen zu bemerken, in einen Stuhl. Er las das Billet, das er in der Hand gehalten, zerriß es und trat es mit Füßen. Dann lachte er auf wie vor innerer Wuth, schlug sich mit geballter

Faust vor die Stirn und murmelte: „Unsinnig, unsinnig machen sie mich! Ein Galeerensklave führt ein köstliches Leben im Vergleich mit meinem Elend!“

Der Kellner hatte den Champagner gebracht; der Graue stürzte jählings einige Gläser hinunter, holte dann eine Menge Briefe hervor, erbrach sie und stieß während des Lesens tausend Flüche und Verwünschungen aus.

Das ganze Ansehen des Grauen mußte das tiefste Mitleid, die innigste Theilnahme erregen. Er war kaum über die spätern Jünglingsjahre hinaus, und sein blasses, abgehärmtes Gesicht, der verstörte Blick seiner Augen, die weißen Härchen, die durch die dunkeln Locken schimmerten, ließen ihn offenbar älter erscheinen, als er es nach der Art, sich zu tragen und zu bewegen, sein konnte. Wol mochte er die Absicht haben, sich zu betäuben und wenigstens für den Augenblick des Elendes oder des ungeheuren Ereignisses zu vergessen, das ihm Vernichtung drohte; denn Glas auf Glas hinunterstürzend, hatte er schon die Flasche geleert und forderte eine zweite, als der Kellner die Austern herbeitrug.

„Ja, es ist aus,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „es ist rein aus! Welchem Sterblichen auf Erden ward solche Kraft, solcher Gleichmuth, dies zu ertragen?“ — Er fing an, die Austern zu genießen. Kaum hatte er aber die zweite verschluckt und ein Glas Champagner daraufgesetzt, als er mit verschränkten Armen in den Lehnsessel zurücksank, den verklärten Blick aufschlug in die Höhe und mit dem Ton der tiefsten Wehmuth sprach: „Aufgeben will ich Alles — Alles — mich selbst. ‚Der ew'gen Sonne geb' ich die Atome wieder, die sich zu Lust und Schmerz in mir gefügt.‘ Ach, und doch — so süß, so süß zu träumen! Wenn dieser Traum nicht wäre, — ‚das ist die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen!‘“ — Die Thränen traten dem Grauen in die Augen; doch ermannte er sich bald, schlürfte die Austern hinunter, trank dazwischen ein, zwei Gläser Champagner. Dann fuhr er plötzlich auf, schlug sich vor die Stirn, daß es laut klatschte und rief wild lachend: „‚Um Hekuba? — Was ist ihm Hekuba?‘ — Und ich, ein blöder,

schwach gemuther Schurke, schleiche wie Hans der Träumer meiner Sache fremd und kann nichts sagen, nichts für einen Dichter, an dessen Eigenthum und theurem Leben verdammter Raub geschah! Bin ich 'ne Memme? Wer nennt mich Schelm, — bricht mir den Kopf entzwei, — rauft mir den Bart und wirft ihn mir ins Antlitz, — zwickt an der Nase mich und straft mich Lügen tief in den Hals hinein? Wer thut mir dies?" —

„Ich," sprach der Braune, der Aug' und Ohr nicht abgewandt hatte von dem Grauen, und der endlich aufgestanden und sich ihm genähert, „ich will dieses Alles nun gerade nicht thun; aber verzeihen Sie es mir, mein Herr, wenn ich es unmöglich gleichgiltig ansehen kann, wie Sie sich immer mehr und mehr einer widerlichen Stimmung hingeben, die nur von dem unglücklichsten Ereigniß erzeugt werden konnte. Aber Trost und Hilfe ist doch wol möglich. Betrachten Sie mich nicht als einen Fremden! Nehmen Sie mich als einen Mann, welcher der wahrste, thätigste Freund jedes mit dem Schicksal oder mit sich selbst Entzweiten ist!"

Der Graue fuhr erschrocken vom Stuhle auf, riß schnell den Hut vom Kopfe und sprach dann schnell gefaßt mit leisem Lächeln: „O mein Herr, wie sehr muß ich mich schämen! Nur selten wird dies Zimmer vormittags besucht; ich glaubte mich allein. In der That, ganz zerstreut, ja ganz und gar von Sinnen, bemerkte ich Sie nicht, und so wurden Sie Zeuge des Ausbruchs von innerem Aerger und Verdruß, den ich sonst still in mir zu tragen und niederzukämpfen gewohnt bin." — „Und dieser Verdruß, diese auflodernde Verzweiflung?" fiel der Braune ein. — „Ist die Folge manches in mein Leben nun einmal als nothwendig verflochtenen Auftritts," fuhr der Graue fort, „und noch niemals bis zur Trostlosigkeit gediehen. Gewiß betrug ich mich auf eine Weise, die Ihnen, mein Herr, albern und abenteuerlich vorkommen muß. Ich habe das gut zu machen. Frühstücken Sie mit mir! — Kellner!" —

„Lassen Sie das, lassen Sie das!" rief der Braune und winkte den Kellner, der in der Thüre erschien, zurück. „Nein,

bei Gott," sprach er weiter, „nicht frühstücken will ich mit Ihnen. Nein, die Ursache Ihres tiefen Kummers, Ihrer Verzweiflung wissen und thätig sein, rüstig den Feind anpacken und ihn zu Boden schlagen, wie es dem wackern Manne ziemt, und..." — „Ach, mein werther Herr," unterbrach der Graue den Braunen, „mit dem Zubodenschlagen des Feindes, der mich verfolgt, ja, der zuweilen recht teuflisch in meinen innersten Eingeweiden wühlt, ist es eine mißliche Sache. Ihm wachsen die Köpfe wie der unbezwinglichen Hydra, er hat wie der Riese Geryon*) hundert Arme, mit denen er herumhantirt auf schreckliche Weise." —

„Sie weichen mir aus," sprach der Braune; „aber Sie entkommen mir nicht; denn zu tief hat mich Ihr Leiden, das nur zu sehr aus diesem blassen, kummervollen Gesichte spricht, bewegt. Sie lasen Briefe; — ach, jeder enthielt gewiß eine verfehlte Hoffnung. Täusche ich mich nicht, so drückt Sie auch das feindliche Schicksal, das unsere Existenz von Geld und Gut abhängig gemacht hat. Vielleicht drohen Ihnen in diesem Augenblick schlimme Maßregeln eines harten geldgierigen Gläubigers. Meine Umstände sind von der Art, daß ich, ist die Summe nicht zu groß, helfen kann, und ich werde helfen, — ja gewiß, ich werde helfen; hier ist meine Hand!" Der Graue faßte die ihm dargebotene Hand und drückte sie, indem er dem Braunen ernst und düster ins Auge sah, an seine Brust.

„Nicht wahr, nicht wahr, ich habe es getroffen? Sprechen Sie, sprechen Sie! Wer? — Wie viel? — Wo?" so rief der Braune ganz freudig; aber der Graue, der noch immer des Braunen Hand fest hielt, sprach: „Nein, mein Herr, meine Lage ist von der Art, daß ich niemals auf eigentlichen Wohlstand rechnen kann; doch drücken mich durchaus keine Schulden, meine Ehre zum Pfande! Geldverlegenheit ist und kann nicht die Ursache meines Kummers sein.

---

*) Ein aus drei Leibern mit drei Köpfen zusammengesetzter Riese, der große Heerden besaß und von Hercules erschlagen wurde. Hoffmann verwechselt ihn mit dem hundertarmigen Riesen Briareus, einem der Cyklopen. — A. d. H.

Doch Ihr Anerbieten hat mich auf die seltsamste Weise überrascht und zugleich im Innersten tief bewegt. Diese Theilnahme an dem Schicksal eines Unbekannten zeugt von einer Gesinnung, die immer mehr und mehr schwindet in der eingeengten, vertrockneten Brust unserer Brüder." —

„Lassen Sie das, mein theurer Herr," fiel der Braune dem Grauen ungeduldig ins Wort, „und sagen Sie lieber fein geschwinde, wo das Uebel sitzt, wo zu helfen ist! Wurden Sie von der Frau, von der Geliebten treulos verlassen? Wurde Ihre Ehre von Schmähsüchtigen angegriffen? Ach, vielleicht Dichter und — vom Recensentenvolk begeifert?" — „Nein, nein!" rief der Graue. — „Nun, so möchte ich doch in aller Welt wissen . . .!" sprach der Braune kleinlaut; aber da faßte der Graue des Braunen beide Hände und sprach nach kurzem Stillschweigen sehr ernst und feierlich: „So erfahren Sie denn die unglückliche Quelle endloser Quälereien, nicht auszusprechenden, das Leben vergiftenden Verdrusses und Aergers bei menschliche Kräfte übersteigender Mühe und Arbeit: Ich bin — Director der hiesigen Schaubühne!" —

Der Braune sah dem Grauen mit ironischem Lächeln ins Gesicht, als erwarte er einen deutlicheren Commentar. — „Ach, mein Herr," fuhr der Graue fort, „ich merk' es schon, Ihnen kommt meine Klage närrisch vor; meine Leiden sind Ihnen fremd; Sie vermögen nicht mein Elend zu fassen. Ist es denn nicht auch der böse Dämon des Schauspieldirectors, der schadenfroh jedes Uneingeweihten Auge blendet, daß er nicht vermag, in das innere Leben des tausendfach Gequälten, in die düsteren Geheimnisse der Theaterwelt zu schauen? Nur der College Schauspieldirector versteht ihn und — lacht ihn aus, wie das nun einmal in der menschlichen Natur liegt. Aber Sie, mein Herr, dem solches Elend fremd ist, Sie dürfen nicht lachen. ‚Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt.'" — „Sie thun mir in der That großes Unrecht," unterbrach der Braune den Grauen; „denn weit entfernt davon bin ich deshalb, zu lachen, weil ich vielleicht nicht begreife, wie lediglich das Verhältniß, in welchem Sie als Director einer Bühne stehen, jene Verzweiflung erzeugen kann, die Sie

so lebhaft äußerten. Erfahren Sie, daß ich mit Ihnes Alles recht tief fühle, da ich manche Jahre hindurch Director einer reisenden Schauspielertruppe war und es in gewisser Art noch bin. Konnt' ich vorhin einem leisen Lächeln nicht wehren, das unwillkürlich mein Gesicht überflog, so war es nur, weil ich ohne das nicht vermag, das bunte, groteske, mit allerlei fratzenhaften Figuren staffirte Bild meines vergangenen Theaterlebens zu beschauen, das, wie durch einen Zauberschlag geweckt, mir plötzlich vor Augen trat, als Sie sagten: ‚Ich bin Director der hiesigen Bühne.' Glauben Sie an meine herzliche Theilnahme und schütten Sie Ihren Kummmer aus! Das erleichtert wenigstens die Brust, und so kann ich doch helfen." —

Mit dem Ausdruck der innigsten Gutmüthigkeit hatte der Braune des Grauen Hand gefaßt; dieser zog sie aber voll Unmuth zurück und sprach mit finsterem, verzogenem Gesicht: „Wie, mein Herr, Sie sind Director einer reisenden Truppe? — Sie wollen hier spielen? — Sie wissen nicht, daß ich ein ausschließendes Privilegium habe? — Sie wollen sich mit mir abfinden? — Deshalb die Freundlichkeit, die Theilnahme? — Ach, nun verstehe ich. Sie kannten mich schon, als ich eintrat. Erlauben Sie mir, Ihnen zu erklären, daß diese Art, sich anzubiedern, mir sehr mißfallen muß, und daß es Ihnen auf keine Weise gelingen wird, hier am Orte wider meinen Willen auch nur eine Coulisse aufzustellen. Ueberdem würde Ihre Truppe sich auch nur der Gefahr aussetzen, auf die eclatanteste Art von der Welt ausgepfiffen zu werden, da meine Bühne, besetzt mit den vortrefflichsten Künstlern, wol die erste in ganz Deutschland sein dürfte. Ich rathe Ihnen, sogleich abzureisen. Adieu, mein Herr!"

Der Graue nahm den Hut und wollte schnell fort; aber der Braune schlug voll Erstaunen die Hände zusammen und rief: „Aber ist es möglich? Ist es möglich? — Nein, nein, mein herzlieber Freund und College! — Ja, ja, mein Herr College," wiederholte der Braune, da der Graue ihn mit stolzem, beinahe verächtlichem Blick vom Kopfe bis zum Fuße maß, „ich lasse Sie nun einmal nicht so im Zorn und

Unmuth fort. Bleiben Sie, setzen Sie sich fein nieder!" Er drückte den Grauen sanft in den Sessel, setzte sich zu ihm und füllte die Gläser. „Vernehmen Sie, daß es mir auch nicht auf die entfernteste Weise in den Sinn kommt, mit Ihnen zu rivalisiren oder Ihnen sonst Abbruch zu thun! Ich bin ein bemittelter, — ich möchte wol sagen, reicher Mann." Des Grauen Gesicht heiterte sich auf, und er leerte nach einer leichten Verbeugung das vor ihm stehende Glas. „Wie sollte ich denn thöricht genug sein, hier auf ein Unternehmen auszugehen, das mir nur Schaden und Verdruß bereiten könnte! Wie gesagt, ich bin ein Mann von Vermögen, aber, was meines Bedünkens noch mehr gilt, ein Mann von Wort, und dieses setze ich zum Pfande, daß unsere Geschäfte sich niemals zum Mißbehagen des Einen oder des Andern kreuzen können. Stoßen Sie an, theuerster College, und fassen Sie Vertrauen! Klagen Sie, klagen Sie wacker darauf los! Klagen Sie über das Publicum, über den Geschmack, über Dichter und Componisten und auch über die vortrefflichsten Künstler der ersten Bühne in Deutschland, die Ihnen wol auch ein Wenig Kummer und Leid verursachen mögen!" —

„Ach, mein Herr," sprach der Graue mit einem tiefen Seufzer, „mit dem Publicum, mit diesem tausendköpfigen, bizarren, chamäleontischen Ungeheuer, würde man am Ende wol noch fertig. Wirft man es auch nach jenes Dichters Rath nicht gerade auf den Rücken, damit das grauliche Ungethüm sich umgestalte zum gemeinen Frosch, so werden doch wol noch irgendwo Zuckerbrödchen gebacken, die man nur zu rechter Zeit hineinstecken muß in die zum Bellen aufgesperrten Rachen! — Geschmack! Das ist nur eine fabelhafte Idee, — ein Gespenst, von dem Alle sprechen und das Niemand gesehen hat. Rufen die Leute wie im „Gestiefelten Kater": ‚Wir wollen guten Geschmack — guten Geschmack,' so drückt sich darin nur das kranke Gefühl des Uebersättigten aus, der nach einer fremden idealen Speise verlangt, welche die öde Leere im Innern vertreiben soll. Dichter und Componisten gelten jetzt bei der Bühne wenig; sie werden meistens nur als Handlanger betrachtet, da sie nur den Anlaß geben zum eigent-

lichen Schauspiel, das in glänzenden Decorationen und prächtigen Kleidern besteht."

Der Graue seufzte nochmals tief aus der Brust, worauf sich das Gespräch in folgender Art weiter fortspann:

Der Braune. Ha ha, ich verstehe Ihre Seufzer. ‚Hinc illae lacrimae!'*) — Ja, welcher Director darf sich rühmen, den unaufhörlichen, gut gezielten Stößen und Hieben seiner Helden und Heldinnen entgangen zu sein? — Aber erleichtern Sie Ihre Brust, Werther! Klagen Sie, klagen Sie!

Der Graue. Wo anfangen, — wo enden?

Der Braune. Anfangen? — Getrost bei der wahrscheinlich Sie recht schmerzhaft ergreifenden Begebenheit, die sich eben jetzt zugetragen. Sie erhielten einen Brief, dessen Inhalt Sie beinahe bis zur Verzweiflung trieb.

Der Graue. Ich bin abgekühlt und kann Ihnen mit vieler Gelassenheit sagen, daß ich Gefahr laufe, vom Publicum gemißhandelt zu werden und den Cassirer lange Zeit hindurch mit trostlosem Gesicht, die federleichte Cassette unterm Arm, eintreten zu sehen. Sie kennen den genialen, herrlichen Ampedo, den göttlichen Kapellmeister, der gleich groß ist im Zärtlichen und Heroischen, im Tragischen und Burlesken, im Starken und — im Schwachen. Der große Mann wollte einmal alle Süßigkeit und Kraft des Gesanges vereinen in einem Meisterwerk. Kein Text war ihm recht; doch endlich, endlich fand er seinen Dichter, und so entstand die Oper aller Opern: ‚Gusman der Löwe.'

Der Braune. Ei — ei! — Gusman der Löwe! — Eine Ritteroper? — Ein Held, der ob seiner Stärke und Tapferkeit den Beinamen der Löwe erhielt?

Der Graue. Weit gefehlt, weit gefehlt, Werthester! Gusman ist ein wirklicher, lieber, zarter, cultivirter Löwe von angenehmer Denkungsart, feinen Sitten und raffinirter Treue. Er kann nur durch eine wohlabgerichtete Dogge, der eine schickliche Löwenperücke aufgestülpt wird, würdig und wirkungsvoll dargestellt werden.

---

*) Daher jene Thränen! (nach Terentii Andria, I, 1, 99). — A. d. H.

Der Braune. Himmel! Wieder ein Hund, — wieder ein Hund!

Der Graue. Still, Liebster, — ganz stille! Der Genius der Zeit, die ewig fortschreitende geistige Macht, in deren Kreisen wir fortgewälzt werden, die verlangt nun einmal Hunde auf der Bühne, und es ist wol löblich, dieses kluge Thier zu höheren Repräsentationen auszubilden, von gewöhnlicher Courtoisie des Schauspiels zur romantischen Chevalerie des Trauerspiels und der heroischen Oper. — Ein Theaterdirector wollte weiter gehen und, das Sublimste beginnend, einen kleinen, wohl proportionirten Esel in Liebhaberrollen auftreten lassen. Allgemein bemerkte man aber dagegen, das sei nichts Neues, und so blieb die Sache wieder liegen.

Der Braune. Ich merk' es wohl, daß die verstimmten Saiten in Ihrem Innern einen tollen Murki*) der bittersten Ironie erklingen lassen. — Doch weiter, weiter! Man trug Ihnen das Werk an? Sie wollten es aufführen?

Der Graue. Ich wollte? Ich wollte? — Ach, Freund, vom Wollen war hier gar nicht die Rede. Kurz, Ampedo, der geniale Kapellmeister Ampedo ist nun einmal einer von den Leuten, die wie der Spitz im „Prinz Zerbino"**) so lange von sich selbst sagen: „Ich bin ein großer Mann," bis es die Welt glaubt und ihm die Firma zugesteht, unter der er Alles, was er in guter oder böser Laune geschaffen, sei es von welcher Farbe, von welchem Geschmack es wolle, versehen mit dem Stempel der Vortrefflichkeit in die Welt schickt. Er durfte nur sagen: „Ich bin fertig mit meinem Gusman dem Löwen," so schrieen die Enthusiasten: „Ein Meisterstück! O herrlich, göttlich! Wann haben wir den Göttergenuß?" — Ampedo zuckt mit den Achseln, zieht ein stolzes, halb verächtliches Gesicht und spricht: „Ja, wenn der Theaterdirector wollte, — wenn er sich dazu versteht, was Ordentliches daran zu wenden, — wenn er mich gut bezahlt!" — Nun werd' ich

*) S. Hoffmann, Thl. 5, S. 33, Anm.

**) „Prinz Z. oder die Reise nach dem guten Geschmack", Lustspiel in 6 Aufz. von Ludwig Tieck. 1. A. 1800.

bestürmt, bedroht. Man sagt mir gerade zu, ich müsse keinen Verstand, keinen Geschmack, keine Kenntniß haben, ich müsse ganz des leidigen Teufels sein, wollte ich nicht gleich Tausende wenden an das Meisterstück aller Meisterstücke. Was kann ich anders thun als die Oper kaufen für einen Preis, der meinen Kräften ebenso wenig angemessen ist als Ampedo's Verdiensten? — Ja, ich kaufte die Oper.

Der Braune. Und hatten höchst wahrscheinlich ein elendes Machwerk am Halse?

Der Graue. Mit nichten. Bei dem Lesen des Textes stieß ich auf Scenen, die bald ihre drastisch erschütternde Wirkung nicht verfehlen können, bald in Allen innige, zarte Rührung erregen müssen. Zu den erstern rechne ich . . . Doch zuvörderst muß ich bemerken, daß Gusman's Schützling ein holdes, süßes, kindliches, kindisches Prinzeßlein ist, Bettina mit Namen. Nun, also zu den erschütternden Scenen rechne ich besonders, wie Gusman plötzlich in dem Prinzen Karko Den erkennt, der vor sieben Jahren der Prinzessin Bettina einen Kuß rauben wollte, mit furchtbarem, gräßlichem Gebrüll auf ihn losstürzt und ihm den Haarbeutel abbeißt. Dagegen ist es wieder eine rührende, rein gemüthliche, idyllisch süße Scene, bei der jedes tiefe Gemüth in sanfte, sehnsuchtsvolle Trauer versenkt werden muß, wenn die liebliche, süßkosende Bettina ihren treuen Gusman mit Rosinen füttert, die sie in die Höhe wirft und die er mit geschickten Katzensprüngen auffängt, aber nicht früher verschlingt, als bis die Angebetete ruft oder vielmehr singt: „Friß!"

Der Braune. In der That, unglaublich herrliche Dinge! Aber die Musik, die Musik?

Der Graue. Nur in den Proben hört' ich sie ja leider, da mir die Aufführung vereitelt ward. Aber ich verspürte die herrlichsten, genialsten Gedanken unsterblicher Meister, die leider sterblich waren; und ist es nicht verdienstlich, daß auf diese Weise Gold und Juwelen, Schätze, welche die Zeit wie ein übermüthiger Nabob*) in den Abgrund schleudert, geborgen und

*) Indisches Wort, eigentlich: Nuwab = Gouverneur, — in England so viel wie reicher Mann. — A. d. H.

gerettet werden für die bestehende Generation? Ueberdem hat der Kitt, womit Ampedo geschickt zu leimen versteht, Farbe und Haltung, und was will man mehr?

Der Braune. Ei, ei! — Was kann ich zu dem Allen sagen? — Sie sind erbittert gegen das Werk, weil es ganz gewiß aufging am Theaterhorizont wie ein feuriger Komet, der in seinem Schweif Krieg und böse Zeit und Orkane und Gewitter trägt. Aber weiter, weiter!

Der Graue. Ich habe weit ausgeholt, — von Leda's Ei,*) das merk' ich. Doch Sie haben sich mir genähert in voller Gutmüthigkeit. Lassen Sie mich weitschweifig sein! Denn indem ich den Feind langsam nahen lasse, gewöhne ich mich an seinen Anblick, und er verschwebt wol wirkungslos, wenn ich ihn recht fest ins Auge fasse. — Ich hatte die Oper gekauft und übersah nun erst die unendlichen Schwierigkeiten, die sich der Aufführung entgegendämmen würden.

Der Braune. Die Dogge, die zum Spiel des Löwen Gusman abgerichtet werden mußte?

Der Graue. O, das war das Wenigste, Verehrungswürdiger! Das Schicksal, mein guter Stern wollte, daß ich sehr bald einen talentvollen, humanen, goldgelben Fleischerhund fand und in meinem Theaterfriseur ein vollkommenes Genie zum Einstudiren der Bestie entdeckte. Die Sache ging vortrefflich. In kurzer Zeit hatte der würdige Hund seinen eigentlichen Namen „Lepsch" vergessen und hörte auf den Ruf „Gusman". Er lernte auf dem Theater anständig stehen, gehen und sich bewegen, was doch keine Kleinigkeit ist, fraß Rosinen und biß Haarbeutel ab, in die der pädagogische Haarkünstler pfiffigerweise Bratwürste verborgen. Die Kosten waren nicht zu hoch; denn außer der, die Würste mit eingerechnet, nicht zu theuern Atzung und dem mäßigen Honorar hatte ich nur noch funfzig Reichsthaler für bei den Kunstübungen dem Professor zerrissene Westen und Hosen zu bezahlen. Für

*) Leda, Gemahlin des Tyndareus, gebar vom Jupiter als Schwan zwei Eier, in deren einem Kastor und Pollux, im andern Helena war. „Von Leda's Ei" so viel als: Von Eva's Sündenfall. — A. d. H.

die Heilung der Schrammen, die der hoffnungsvolle junge Künstler der Nase des zweiten Tenoristen (Karko) im Eifer des Spiels beigebracht, rechnete der Theaterchirurgus gar nichts. Er meinte, jungen Genies müsse man viel zu Gute halten, und er gebe fünf Ellen englisches Pflaster umsonst her, um Wunden zu heilen, die solche Helden im jugendlichen Kunsteifer geschlagen. Stimmung des Publicums!

Der Braune. Also die eigentlichen Hindernisse und Schwierigkeiten . . . ?

Der Graue. Im Allgemeinen möcht' es schon zu tadeln sein, daß in einer Oper die eigentliche Hauptperson nicht singt. Bis jetzt ist der menschliche Geist noch nicht zu der Erfindung gelangt, Hunden das Singen beizubringen, und vergeblich hätte daher Ampedo eine Partie für Gusman geschrieben. Indessen könnte man sich darüber wegsetzen, indem es schon Opern giebt, in welchen Stumme die Hauptrolle spielen. Der Gesang wird ersetzt durch das mimische Talent, und dieses ist den Bestien durchaus nicht abzusprechen. Aber — aber, daß die Oper, „Gusman der Löwe" hieß, das war schon deshalb ein Uebelstand, weil nun Prima Donna, Primo Tenore, Primo Basso im Voraus mit der Oper, die Jeder zur Taufe halten und ihr den Namen geben wollte, unzufrieden sein mußten. Ein zweites Hinderniß ergab sich daraus, daß Bettina, nächst Gusman die Hauptperson, keine Bravour-Partie war und durchaus von einer jugendlichen Sängerin dargestellt werden mußte, wogegen der große Ampedo in die Partie der Königin Mikomikona hineingeblitzt und -gedonnert, mithin dieselbe für die Prima Donna geschrieben hatte. Dann war die für den ersten Baß bestimmte Partie des Cajus, Tyrannen und Königes einer wüsten Insel, nur mit einer einzigen Arie versehen, und endlich kam in der Tenorpartie — nur zweimal das hohe A vor. Kurz, ich sah schon im Geiste die kleinen allerliebsten Brieflein mit der Aufschrift: „Hiebei die Rolle der Mikomikona" 2c. anlangen oder die verächtlichen mißmüthigen Gesichter in den Proben. Es traf denn auch Alles richtig ein.

Der Braune. Alles, mit Ausschluß des talentvollen

Gusman, weigerte sich, zu singen, zu spielen, ich merk' es! — Mikomikona war die Erste, welche die Partie zurückschickte.

Der Graue. Allerdings. — Ich hatte das aber vorausgesehen und war darauf vorbereitet. Meiner Anweisung gemäß ging der Garderobier mit einer schönen Zeichnung, die Königin Mikomikona in vollem Staatsanzuge darstellend, zu der Donna. Der Anzug war neu, imposant, prächtig, viel Sammet, viel Atlas, viel Stickerei, viel Spitzen, grelle Farben, Federbüsche, Steine. Man war entzückt, als der Garderobier in tiefster Unterthänigkeit bemerkte, daß Madame wol noch niemals Alles, Alles um sich her so überstrahlt haben werde, als es in der Oper Mikomikona unausbleiblich geschehen müsse. Die unwillkürlich scheinende Verwechselung des Namens der Oper klang wie zauberische Musik in Madames Ohren. „Sollte mir wirklich dieser goldgestickte Purpurmantel gut zum Gesichte stehen, mein Guter?" so lispelte die Donna sanft und mit süßem Lächeln hinblickend auf die Zeichnung. Da schlug aber der Garderobier die Hände zusammen und rief wie in Begeisterung: „Herrliche, himmlische, göttliche Frau, wie werden diese silbernen Krystallfunken, diese goldenen Blitze glühen und sprühen und wie schuppengeharnischte Salamander kämpfen mit den siegenden Strahlen dieser holdseligen Augen! Englische Frau, lassen Sie uns dieses Untergewand ein halbes Zöllchen kürzer machen, — der schwere Besatz zieht herunter, — und nicht entgehen darf dem Blick des entzückten Publicums das niedliche Füßchen, das geschmückte Piedestal der Alabastersäule."

Der Braune. Ei, werthester College, Ihr Garderobier ist ja stark in poetischen Ausdrücken.

Der Graue. Allerdings. Den ersten Grund zur Poesie legte er, als er sämmtliche Manuscripte von alten, zum Theil horribeln Schau- und Trauerspielen las, die ich ihm gab, um Maße daraus zu schneiden. Ob er es noch thut, weiß ich nicht; aber sonst strengte er den Verstand an, um, sollte er zu bestimmten Darstellungen das Kostüm besorgen, zum Anmessen der Kleider aus ihm homogen dünkenden Stücken die Maße aus- und zuzuschneiden. Zum „Regulus" zerschnitt er den

„Kodrus“, zu „Ingurd“'s Kleidern ein altes Trauerspiel von Gryphius, dessen Namen mir entfallen, zu der „Vestalin“ aber Lenz's „Soldaten“. Letzteres kann ich mir gar nicht erklären; das tertium comparationis*) bleibt mir fremd, und überhaupt ist mein Kerl von Garderobier ein närrischer Phantast.

Der Braune. Haben Sie denn nicht bemerkt, geehrtester grauer Freund, daß alle Unterofficianten des Theaters, wie man so zu sprechen pflegt, um den Anflug von einiger Toll- und Narrheit zu bezeichnen, einen Schuß haben? Bürgerliches Gewerbe treibend, als da ist Schneidern, Frisiren u. s. f., erheben sie den Kopf in die Theaterrollen hinein und meinen, was unten der Hände Arbeit gewinnt, geschieht nur für die goldpapierenen Götter dort oben, deren Dienst sie sich geweiht, und die sie über Alles setzen, unerachtet sie schlecht von ihnen sprechen. Sie brauchen nämlich die skandalöse Chronik des Theaters als Passe-partout, dem sich jede Thüre öffnet. Nicht leicht giebt es eine Stadt mit einem Theater, in der es wenigstens unter den jungen Männern, Frauen und Mädchen nicht Sitte sein sollte, zum Schmücken des Hauptes sich des Theaterfriseurs zu bedienen.

Der Graue. Sie haben sehr Recht, theurer Freund, und es ließe sich da noch manche Frage aufwerfen. Um aber wieder auf meinen Schneider zu kommen, so merken Sie, daß er das, was ich wollte, mit möglichster Feinheit durchsetzte. Madames große Phantasie war erfüllt von dem Bilde der glänzenden Mikomikona; sie dachte nicht daran, daß sie mir die Partie zurückgeschickt hatte. Dies war mir genug. Nun schrieb ich ihr, wie ich wohl einsehe, daß die Rolle durchaus nicht geeignet sei, ihr seltenes Talent ganz in volles Licht zu stellen; doch dem Componisten, mir, ganz vorzüglich aber dem Publicum, das sie denn gar nicht genug hören und bewundern könne, zu Liebe möge sie sich doch diesesmal zu der Partie entschließen. In der nächsten Viertelstunde erhielt ich Antwort:

---

*) Der Vergleichungs-Punkt. — A. d. H.

„Um Sie, geschätzter Herr Director, zu überzeugen, daß ich nicht so eigensinnig bin, als es eine andere Sängerin, die mein Talent besäße, wol sein würde und mit vollem Recht sein könnte, erkläre ich hiermit, daß ich die Mikomikona singen werde. Bei näherem Durchsehen habe ich auch gefunden, daß in der Partie recht hübsche Sachen sind. Ohne Rücksicht auf mich selbst thue ich für die Kunst Alles; das wissen Sie ja. Gruß und Achtung!

N. S. Schicken Sie mir doch Proben von dem rothen Sammet und von dem goldgewirkten Zeuge! Auch muß der Schneider gleich zu mir kommen."

Der Braune. Die Sache war gemacht?

Der Graue. Allerdings; aber einen schwereren Kampf hatte ich mit dem Könige der wüsten Insel, dem Tyrannen Cajus, zu bestehen.

Dieser Mensch, — ich spreche von meinem Bassisten — dieser Mensch, sag' ich, mit einer mittelmäßigen Stimme und ganz unvortheilhaftem Aeußern ist meine wahre Zuchtruthe. Sein Vortrag ist gut ausgebildet, aber vorzüglich durch allerlei musikalische Charlatanerien, die ihm zu Gebote stehen, wußte er der Menge zu imponiren oder vielmehr jene gaffende Bewunderung, jenes starre blödsichtige Anstaunen zu erregen, das in überschwängliches Beifall-Toben ausbricht, sobald der Seiltänzer den gewagten Luftsprung glücklich vollführt hat. Das Volk baute ihm den papierenen Theaterthron, auf dem er sich nun brüstet.

Von Eitelkeit und Selbstsucht ganz verblendet, hält er sich, sich allein für den Brennpunkt, von dem Alles ausgehen müsse. Daher ist ihm keine Rolle, keine Partie recht. Als zärtlicher Vater verlangt er starke Arien, als komischer Alter seriöse Scenen, als Tyrann zärtliche Romanzen; denn überall will er sich als der Vielseitigste bewähren. „Laßt mich den Löwen auch spielen! Ich will brüllen, daß es einem Menschen im Leibe wohl thun soll, mich zu hören. Ich will brüllen, daß der Herzog sagen soll: ‚Noch mal brüllen!' Ich will meine Stimme forciren; ich will Euch so sanft brüllen wie

ein saugendes Täubchen; ich will Euch brüllen, als wär's 'ne Nachtigall!"*)

Der Braune. O Zettel! — Zettel! — Mein Ehrenzettel!

Der Graue. Heiliger Shakespeare! Kanntest Du denn meinen Bassisten, als Du den herrlichen Zettel schufst, der ein Denkzettel ist für alle tolle Faselei arroganter Komödianten? — Sie können sich denken, daß Cajus auch mit Ampedo's Composition, vorzüglich aber mit dem Stück unzufrieden war, da er in der Dogge einen furchtbaren Nebenbuhler erblickte. Er erklärte, nimmermehr die Partie des Cajus singen zu wollen. Ich stellte ihm vor, daß durch seine Weigerung die von dem Publicum sehnlichst gewünschte Oper würde liegen bleiben müssen; da meinte er aber, ob ich wol glaube, daß er der Oper wegen da sei, und was ihn überhaupt meine Oper anginge. Ich bemerkte dagegen ganz bescheiden, daß ich künftigen Sonnabend und so weiter fort bei dem Zahlen des Gehaltes von demselben Grundsatz ausgehen und ihn ganz ignoriren würde. Das schien einigen Eindruck zu machen, und wir wurden über folgende Punkte einig, die ich wie einen Friedenstractat niederschrieb:

1. Herr Cajus übernimmt und singt in der Oper „Gusman der Löwe" den König einer wüsten Insel und Tyrannen Cajus.
2. Der Director verspricht, Herrn Kapellmeister Ampedo dazu zu bewegen, noch ein zärtliches Rondo oder eine Romanze in französischem Stil zu componiren. Herr Cajus schlägt dazu die Situation in der vierten Scene des zweiten Acts vor, in der Cajus den ältesten Prinzen der Königin Mikomikona vor ihren Augen ersticht, weil es gerade die Mitte der Oper ist. Cajus kann sich, nachdem er den Mord begangen, der süßen Jugendzeit erinnern, als er noch las: „Der Affe gar possierlich ist" 2c. 2c. Das macht ihn weich und zärtlich. Er fängt an, zu schwärmen, und bricht aus in

*) Shakespeare's Sommernachtstraum, 1. Aufz., 2. Scene. — A. d. H.

den Gesang: „O süße Jugendzeit“ etc. etc. Die Tonart ist Es-Dur, und viermal mag ein colla parte vorkommen. Besser ist es aber, wenn Herr Ampedo die ganze Arie colla parte und nur drei begleitende Accorde schreibt; das Uebrige findet sich in der Probe.

3. Es wird dem Herrn Cajus ausdrücklich erlaubt, goldene Sporen an die Halbstiefelchen zu schnallen, einen Commandostab zu führen und die Scene, worin er Mikomikona's Todesurtheil unterschreibt, zu Pferde zu spielen. Es kann eine Fuchsstute dazu genommen werden, nur im Nothfall der englisirte Theater-Braune mit der Blässe.

Diesen Tractat unterzeichneten wir, umarmten uns, und als Ampedo herzutrat, klopfte ihm Herr Cajus süßlächelnd auf die Schulter, indem er sprach: „Sein Sie ruhig, mein Guter! Ich sing' halt den Tyrannen.“ — Ampedo sah etwas verblüfft aus; ich nutzte den Augenblick, ihn für die zärtliche dreiaccordige Arie zu stimmen. — Er schlug ein, — die Sache war gemacht.

Der Braune. Und die Uebrigen?

Der Graue. Schöne Worte, — Geld, — neue Kleider! Ha, es ging vortrefflich; aber der Satan lauerte im Hintergrunde. O, o, wer vermag zu widerstehen der Macht des höllischen Satans?

Der Braune. Was hatte der Satan mit des großen Ampedo großer Oper zu thun?

Der Graue. Er — der Satan nämlich — er wirkt mächtig mit schwachen Werkzeugen und bäumt sich wild in sanften Gemüthern! — Recht mit mir selbst zufrieden, recht glücklich, daß mir das schwierige Werk gelungen, mich wiegend in süßen Hoffnungen und Träumen, welche Sensation „der Löwe Gusman“ erregen, welche runde Summen er einbringen werde, sitz' ich in meinem Zimmer. Da höre ich die Thüre des Vorsaals aufgehn. Man tritt herein, und bald erhebt sich ein seltsames Weinen und Schluchzen, und dazwischen vernehme ich Ausrufe und abgerissene Klagen. Erstaunt springe ich auf vom Schreibtisch und laufe nach dem Vorsaal. Welch tolles Schauspiel

bietet sich mir dar, als ich die Thüre öffne! — Theaterschneider und Theaterfriseur liegen sich in den Armen, an der Brust. Sie sind es, die so schluchzen und weinen, die sich in abgebrochenen, von Thränen halb erstickten Worten erfahrenes bitteres Herzeleid klagen. — „Geliebtester Freund, solch einen Tort zu ertragen!“ — „Vortrefflichster College, solchen Schimpf einstecken zu müssen!“ — „Diese Hyäne!“ — „Dieser Drache!“ — „Diese fatale Person!“ — „Dieser obsolete Gegenstand!“ — „Dieser veraltete Roman mit neuem Titel!“ — „Eine Sage der Vorzeit!“ — „Ein verbrauchter Perückenstock!“ — „Ein abgelegtes Staatskleid!“ Sie wurden mich endlich gewahr, ließen ab von der Umarmung und stürzten auf mich zu in wildem Schmerz.

Nun erst bemerkte ich, daß der Schneider eine blutige, wie mit scharfen Nägeln gekratzte Schramme auf der Nase trug, und daß des Haarkünstlers linke Backe merklich geschwollen und roth war.

„Rache, Rache für uns tief beleidigte, tief gekränkte Künstler, — Rache für uns, hochwohlgeborener, gütiger, gerechter Herr Director!“ so schrien Beide im Unisono. Endlich zwang ich sie zur ruhigen Erzählung und erfuhr liebliche Sachen.

Der Braune. Beinahe merk' ich, wo die Schramme, wo die geschwollene Backe hergekommen.

Der Graue. Mein Schneider hat das große Pracht- und Kunstwerk, den Anzug der Königin Mikomikona, vollendet, — er erstaunt selbst über das gelungene Meisterstück, — er ist überzeugt, daß er nie Gesehenes geschaffen, — er brüstet sich in seinem Triumph und kann es nicht erwarten, aus dem Munde der Donna sein Lob zu hören. Er eilt hin mit den in der That geschmackvollen, herrlichen Kleidern. Die Donna legt sie an. Da will es hier und dort nicht passen, und vorzüglich wirft das Unterkleid an dem Theil, worauf man nach uralter Gewohnheit zu sitzen pflegt, solche wunderliche, bauschichte Falten, die selbst die Draperie des darüber geworfenen Mantels verderben und trotz alles Zupfens und Ziehens nicht zu vertilgen sind. Der gute Künstler hatte eine ideale

Mikomikona im Sinn und gedachte nicht der etwas seltsamen, in die Breite getriebenen Formen der Donna, welche die Natur zu einer Miß Billington*) umzuschaffen scheint im billigen Alter. Die Donna — seltener Fall! — bemerkte selbst die Mißverhältnisse. Der Schneider versicherte, sie habe in den jugendlichen Kleidern etwas verhext wie ein kleines zum Schabernack geputztes Ungethüm ausgesehen.

Die Donna schob das aber auf den Schnitt der Kleider und fing an, zu tadeln und zu tadeln. Das verschnupfte den ehrsüchtigen Künstler; er fing an, leise von dem genialen Schwunge zu reden, den die Natur zuweilen in ihren Formen nehme; so mache sie oft eine Seite der andern ungleich u. s. w. Als aber die Donna nicht aufhörte, zu mäkeln, und etwas von Ungeschicklichkeit und gänzlichem Mangel an Geschmack einfließen ließ, da platzte der tief Beleidigte heraus, daß man freilich jung und hübsch und nicht wie ein gestopfter Mantelsack gewachsen sein müsse, wenn solch ein Anzug zieren und nicht entstellen solle. Dies hören, — Mantel — Ueberkleid — Alles herunterreißen, dem Schneider an den Kopf werfen, ihn bei dieser Gelegenheit, vielleicht unversehens, merklich an der Nase zeichnen, — das ist die That des Augenblicks. Der Schneider, die spitzen Nägel der zornigen Katze fürchtend, springt zur Thüre hinaus, und eben tritt der Friseur herein mit der neuen Perücke, die er der Donna anprobiren will. Sein Unstern will es, daß er sich vergriffen, und mit stolzem Lächeln hält er der Donna die goldgelbe, gelockte Mähne entgegen, die er für Gusman den Löwen verfertigt. Die schon aufgeregte Donna hält dies für bösen Tort, und eben die gewaltige Hand, an deren Finger die spitzigen Nägel sitzen, versetzt dem unglücklichen Haarkünstler eine solche Ohrfeige, daß es ihm vor den Ohren summt und tausend Blitze aus den Augen fahren. Auch er stürzt zur Thüre hinaus; er be-

*) Elisabeth B., Tochter eines deutschen Musikers Weichsel, seit 1786 an einen englischen Musiker B. verheirathet, machte, trotz ihres starken Embonpoint, Furore auf den Londoner Theatern. Sie starb 1810 auf ihrer Villa bei Venedig. — A. d. H.

gegnet dem Schneider auf der Treppe. Sie laufen zu mir, und so gestaltet sich die Scene auf meinem Vorsaal.

Der Braune. Ich bemerke, daß Ihre Donna italienischen Naturells ist, stark in ausdrucksvoller Mimik und nebenher zu Mord und Todtschlag aufgelegt, wozu sie schickliche Symbole im Kratzen und Ohrfeigenaustheilen findet. So hoch treiben es unsere deutschen Sängerinnen denn doch nicht.

Der Graue. Meine Donna stammt wirklich aus Italien. Sehr paradox mag es aber klingen, daß ich lieber die Wuth einer aufgebrachten Italienerin bekämpfen, als mich von den kleinen Mäkeleien, Prüderien, eigensinnigen Launen, Nervenzufällen, Kränkeleien unserer deutschen Theaterdamen langsam zu Tode quälen lassen will.

Der Braune. Sie sind zu reizbar, theurer Freund! Diese kleinen Untugenden unserer Damen, — ihr schwaches Nervensystem, — ihre Zartheiten. . .

Der Graue. Ja, die verfluchten Zartheiten! — Eine empfangene oder nicht empfangene Rolle, — die Farbe eines Anzuges, die sie nicht mögen, — eine stark beklatschte oder gar hervorgerufene Collegin, — die Stille oder der mäßigere Beifall des Publicums, wenn man Furore erwartete, — ja selbst die Luft im Probesaal, — Alles das weht sie an wie der Sirocco und wirft sie, wo nicht ins Bette, doch auf den Sopha, wo sie mit verbundenem Kopf oder im wohlgefältelten Spitzenhäubchen und zierlichen Negligé dem blutjungen, galanten, schöngeisterischen Arzt in melodischen Klängen ihr Leiden klagen. Der führt ein ganzes Arsenal des Todes in der Tasche: Fieber aller Art, — Lungensucht, — Schwindsucht, — Gehirnentzündung, — mit grausigen Anfällen jeder Krankheit wirft er um sich in seltsamen Attesten, die mir dann mit einem Brieflein, in dessen Schriftzügen schon das Erbeben vor dem nahenden Tode sichtlich, zugesendet werden.

Der Braune. Aber will der Mann als Arzt bestehen, so muß er das Unerhörte thun und selbst dem Tode durch kräftige Mittel, die niederzuschlucken die Kranken sich nicht erwehren können, tüchtigen Widerstand leisten.

Der Graue. Mein sublimer Arzt verachtet alle Medicin,

die auf gewöhnliche irdische Weise zu Leibe geht. Seine Heilmethode ist rein psychisch.

Er magnetisirt, — und wahr ist es, keinem Magnetiseur wird es leichter, seine Patienten in Schlaf zu bringen, als gerade ihm. Nachdem er nur was Weniges die Atmosphäre der Kranken mit magnetischer Hand durchsäbelt, setzt er ihnen, wie sonst es mit dem Magnetstab geschah, zwölf eigens dazu verfertigte Sonette, die er deshalb beständig bei sich trägt, auf die Brust. Alsbald schließen sich die Augenlider; giebt es aber noch einen Kampf, so schickt er ein Trauerspiel nach. Schon in der Hälfte des ersten Actes sinken die robustesten Naturen wie im Todesschlaf gebrochen zusammen.

Der Braune. Ei, ich halte was auf die Anwendung psychischer Mittel bei desperaten Fällen. Dazu rechne ich die Magie der Goldtinctur.

Der Graue. O, ich verstehe. — Ich sehe die ungemein witzige Zeichnung des berühmten Karikaturisten Gillray*) vor Augen. Die Billington sitzt in der Fülle ihrer Wohlbeleibtheit, aber in kränklichem Schmachten irgend eines vorgegebenen Uebels, im breiten Lehnstuhl. Die Directoren der Theater Drurylane und Coventgarden stehen von beiden Seiten. Der Drurylaner sucht sie zu trösten und zu vermögen, von dem köstlichen Trank zu nehmen, den der berühmteste Arzt in London gekocht; aber von ihm weg mit freundlicher Geneigtheit wendet sie das Köpfchen zu dem Coventgardner, der, den Löffel in der Hand, bemüht ist, ihr aus einem großen Sack, dessen Etikette lautet: „Alle Viertelstunden fünfmal" Guineen einzugeben. Die Medicin wird anschlagen und die Kranke sich für den Coventgardner erkräftigen.

Der Braune. Den armen Directoren reisender Truppen steht aber leider solche Goldtinctur nicht zu Gebote, und da müssen sie zu andern psychischen Heilmitteln ihre Zuflucht nehmen, die auch oft recht drastisch wirken. Wollen Sie ein

*) James G., geb. in London um 1750, trefflicher satirischer Zeichner gegen Napoleon, die Franzosen und das englische Ministerium. Er starb 1815 im Irrenhause. — A. d. H.

Beispiel hören, wie ich einmal solch ein Mittel mit Erfolg anwandte?

Der Graue. Es wird mich belustigen und belehren.

Der Braune. Mein Unstern wollte es, daß ich bei meinem kleinen, beschränkten Theater einmal zwei Jungfrauen hatte, — von Orleans, mein' ich nämlich. Dem Collegen darf ich's nun nicht weiter entwickeln, wie dies von mir selbst unbedacht gesäete Uebel reichlich wucherte und lustig sproßte und rankte in allerlei teufelmäßigen Fehden und Aergernissen. Ich will meine Damen romantischerweise Desdemona und Rosaura nennen. Desdemona war etwas dämonischer Natur und litt zuweilen an Anfällen der Tobsucht wie Ihre Mikomikona, mein Werther. Rosaura wußte dagegen mit der Miene des tiefsten Leidens, des bittersten Vorwurfes, des durch unverantwortliches Unrecht tief gekränkten Gemüthes, das nur in einzelnen, aber schneidenden Lauten sich Luft macht, Einem das Herz aus dem Leibe zu reißen. Man hätte bersten mögen vor Verdruß, wenn, nachdem irgend eine Abgeschmacktheit von der Hand gewiesen, jene Symptome eintraten. Desdemona war ganz unbezweifelt eine viel bessere Schauspielerin, Rosaura dagegen jünger und hübscher, und da ihr überdies jene Leidensmiene gar wohl stand, so war es natürlich, daß sie die leicht zu verzückende Jugend im Parterre für sich und ich übles Spiel hatte. Ebenso wenig wie Desdemona die Turandot oder die Shakespeare'sche Julia spielen konnte, da Jugend und körperlicher Reiz unerläßliche Bedingnisse dieser Rollen sind, ebenso sehr verpfuschte meine kleine niedliche Rosaura die Heldenjungfrau. Aber ganz in gewohnter Ordnung werden Sie es finden, daß Beide gerade auf die ihrem Naturell widersprechenden Rollen erpicht waren. — Heute ist die Jungfrau, wenige Tage darauf die damals ganz neue, vom Publicum mit Sehnsucht erwartete Turandot. Desdemona spielt, weil ich abermals der Rosaura die Rolle verweigert habe, unerachtet sie in ihrem Rollenverzeichnisse stolzirt. Die Symptome des innern Kummers treten ein, und zwei Tage vor der Turandot liegt Rosaura todkrank im Bette. Die Boshafte wußte, daß die Rolle durchaus nicht anders

besetzt werden konnte, und daß das Verschieben des Stückes mir einen empfindlichen Streich versetzen mußte.

Ich eile zu ihr. Todtenbleich — das heißt, ohne Schminke — tiefes Leiden im Antlitz, stammelt sie mir halb ohnmächtig entgegen: „Ich bin sehr krank!“ Der nachfolgende Seufzer heißt so viel als: „Sie, Sie, entsetzlicher Mensch, Sie haben mich ermordet!“ Und der erste Tenorist, so wie der empfindsame Jüngling, der im Lustspiel den zweiten, in Rosaura's Zimmer aber den ersten Liebhaber spielt, Beide am Bette in schmerzliches Weh versunken, bringen sogleich die Schnupftücher vor die Augen. Ich setze mich theilnehmend ans Kopfkissen, ich ergreife sanft Rosaura's matt ausgestreckte Hand; im weichsten Ton der tiefsten Rührung, in der Scala, wie vor dreißig Jahren die schmachtenden hoffnungslosen Liebhaber zu sprechen pflegten, lisple ich wehmüthig: „Ach, Rosaura, wie muß ich Sie finden! Zerstört sind meine schönen Hoffnungen, zerstört dem Publicum ein hoher Kunstgenuß!“ — Sie glaubt, daß ich von Turandot spreche, und ein boshaftes Lächeln zuckt in den Mundwinkeln. „Ach, Sie wissen nicht,“ fahre ich fort indem ich den Ton heraufstimme in schärferes Leid, „Sie wissen nicht, daß ich in vierzehn Tagen Maria Stuart geben wollte, daß die Rolle für Sie bestimmt war. — Ach, aber jetzt!“

Rosaura blieb mäuschenstill. Ich sollte weiter reden, schwieg aber wohlweislich und füllte die Pause nur mit einigen Seufzern aus, accompagnirt von dem Tenoristen und dem ersten Liebhaber. — „Bis dahin,“ fängt nun Rosaura ganz leise an, indem sie sich halb emporrichtet, bis dahin, bester Director, kann ich ja wohl hergestellt sein. Schicken Sie mir die Rolle nur zum Nachstudiren! — Gespielt habe ich die Rolle schon viermal — mit einigem Beifall; denn ich wurde als Maria Stuart hervorgerufen — fünfmal.“ Mit diesen Worten sinkt sie ermattet zurück in die Kopfkissen. — „Ach, Rosaura, theures Kind,“ fange ich an, mir einige Thränen von den Augen wegtrocknend, „ach, Sie wissen es ja, wie ich mit meiner Austheilung, wie ich mit dem Publicum stehe! Ist denn, muß Turandot ausfallen, nicht Maria Stuart

das einzige Stück, welches das gespannte und getäuschte Publicum zu beschwichtigen vermag? Nun muß freilich Desdemona die Stuart spielen und unsere Elise die Königin."

„Was?" ruft Rosaura etwas heftiger, als es der matte Krankheitszustand wol erlauben sollte, „was, Desdemona die zarte Stuart, Elise die stolze Königin! Giebt es denn durchaus kein anderes Stück?" — Sanft, aber mit bestimmterem Ton spreche ich: „Nein, liebe Rosaura. Statt der Turandot wird nun Maria Stuart gegeben; das Publicum ist schon davon unterrichtet." — Abermalige Stille — Seufzen — Räuspern u. s. w. — „Ich muß gestehen," fängt Rosaura an, „daß ich mich doch schon heute Morgen viel besser befinde als gestern Abend." —

„Vielleicht nur Täuschung, liebes Mädchen; denn Sie sehen in der That außerordentlich blaß und angegriffen aus, — ich bin sehr besorgt!" — „Sie guter, lieber, herzlicher Mann! Aber wissen Sie wol, daß ich doch noch vielleicht übermorgen die Turandot spielen könnte? Sollt' ich auch nicht ganz hergestellt sein, — Ihnen zu Liebe . . ." — „Was sagen Sie, Rosaura? Halten Sie mich für einen Unmenschen, für einen herzlosen Barbaren? Nein, nie soll Turandot auf meine Bühne kommen, wenn auch nur die leiseste Ahnung Ihr Leben, Ihre theuere Gesundheit in der kleinsten Gefahr vermuthen läßt!" — Nun entspann sich ein Wettstreit des Edelmuths, dessen Entscheidung wir endlich dem Arzt überließen. Wie er entschied, können Sie sich, theuerster Freund, nun wohl denken, so wie, daß Turandot am bestimmten Tage aufgeführt wurde und später — Wort muß man halten — Rosaura die Stuart spielte.

Manche feine Zunge wollte in der berühmten Zankscene der beiden königlichen Häupter — Desdemona war Elisabeth — einen kleinen ansäuerlichen Beischmack unzarter Persönlichkeit verspüren. Doch wer wird auch Alles so genau auf die Wagschale nehmen?

Der Graue. O, mein bester Freund und College, — ja, von Herzen nenne ich Sie so, — ich bewundere Sie. Nein, diese Ruhe des Geistes, womit dergleichen ausgeführt wird,

ist mir nicht gegeben. Ach, mein Aufbrausen, meine Hitze, die mich oft zu tausend Inconsequenzen verleitet!

Der Braune. Sie sind noch ein junger Mann. Ach, man muß einen langen Weg gewandert sein, um sich nicht mehr an den überall verstreuten spitzigen Steinen die Füße wund zu stoßen. — Doch wir sind ganz von Ihrem Gusman, von Ihrer Mikomikona abgekommen. Erzählen Sie doch weiter!

Der Graue. Was ich mit voller Gewißheit erwartete, geschah wirklich. Kaum eine Stunde war vergangen, als ein Billet nebst beigelegter Rolle der Mikomikona von meiner Donna anlangte. Die innere Wuth hatte ihre sonst ziemlich niedliche Schrift zu barbarischen Krakelfüßen verzogen; aber leicht war es herauszubuchstabiren, daß sie wie gewöhnlich Alles auf mich schob und ihre Händel mit mir bei dem vierten Ehrenpunkt anfing.

Der Braune. Ho ho! Siehe den Narren Probstein in Shakespeare's „Wie es Euch gefällt"!*) — Also mit der „beherzten Abfertigung" fing sie an?

Der Graue. Allerdings, indem sie rund heraus erklärte, wie sie bei mehrerem Einstudiren gefunden, daß die Partie der Königin durchaus nicht in ihrer Kehle liege, daß die ganze Art und Weise dieses deutschen Gesanges ihr fremd sei, und daß sie sich über meine Zumuthung, dieses Zeug zu singen, verwundern müsse. Diese Weigerung von der Hand weisen konnte und mochte ich nicht.

Der Braune. Sehr richtig; denn sonst kam es zum „trotzigen Widerspruch" und ging die übrigen Grade durch bis zur „ärgerlichen Fehde". Aber anders besetzen?

Der Graue. Das vermochte ich zu thun und that es auf der Stelle. Ein gutmüthiges junges Ding, noch im Stadium der rücksichtslosen Rollensucht begriffen und vortrefflich in der Region des Mittelmäßigen, bekam die Partie, und Alles schien gut gehen zu wollen, wiewol ich den Tyrannen Cajus zu fürchten hatte, da ich der erzürnten Donna Einfluß

*) 5. Aufzug, 4. Scene. Vgl. Hoffmann's „Kater Murr" (Werke, Thl. 12), S. 60. — A. d. H.

auf ihn wohl kannte. Nicht wenig wunderte ich mich, als Herr Cajus sich ganz ruhig verhielt und den Proben mit vielem Fleiß beiwohnte. Uebermorgen sollte die Oper sein, und heute — heute, in diesem Augenblick erhalte ich das verruchte Billet des unseligen Tyrannen. Hören Sie:

„Es thut mir leid, daß ich die Partie des Cajus nicht singen kann und werde. Blos aus Gefälligkeit für Sie ließ ich mich herab, das verworrene gothische Zeug zu studiren und den Proben beizuwohnen; ich finde indessen jetzt, daß der tolle Gesang, der kein Gesang ist, nur meiner Kehle, meinem Organ schadet. Ich bin schon jetzt heiser und werde kein Thor sein, das Uebel zu vermehren. Gott befohlen!"

Der Braune. Sie kündigen ihm doch auf der Stelle den Contract?

Der Graue. Ach, mein theurer, herzlieber Freund, das ist ja eben mein Gram, daß ich dies nicht thun darf, ohne dem Publicum zu nahe zu treten, dessen Liebling er geworden, wiewol nur in gewisser Art.

Der Braune. Hören Sie den erfahrnen Practicus! Nichts bei dem Theater ist weniger zu fürchten als das augenblickliche Murren des Publicums, wenn ein sogenannter Liebling ausscheidet. Ich behaupte, daß es deren eigentlich gar nicht mehr giebt. — Lassen Sie mich weit ausholen! Uns ruhigen, besonnenen Deutschen ist von je her der an Wahnsinn gränzende Enthusiasmus fremd geblieben, mit dem sonst, auch wol noch jetzt Franzosen und Italiener ihre dramatischen Virtuosen feierten und feiern. Kein deutscher Fürst hat den weichlichen Eunuchen ob seines marklosen Trillerirens zum Ritter geschlagen, wie es sich mit Farinelli*) zutrug, — kein deutsches Publicum den Schauspieler, den Sänger bei lebendigem Leibe apotheosirt,**) wie es so oft anderwärts geschehen. Als der berühmte Marchesi***) in Venedig sang,

*) Sein eigentlicher Name war Carlo Broschi, geb. zu Neapel 1705, Sänger und Castrat. König Philipp V. von Spanien machte ihn zum Ritter und Minister. Er starb 1782. —

**) Vergöttert. —

***) Luigi M., geb. zu Mailand 1741, gest. 1826, Sänger und Castrat. — A. d. H.

habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie Menschen, da sie sich heiser geschrien, da sie die wund geklatschten Hände nicht mehr rühren konnten, sich wie Unsinnige auf den Bänken wälzten und dabei mit verdrehten Augen stöhnten und ächzten. So glich der Beifall oder vielmehr die Verzückung den verderblichen Folgen eines Opiumrausches. — Doch zur Sache!

Das Gemüth des Deutschen gleicht einem klaren, ruhigen See, der in seiner Tiefe alle Bilder des Lebens hell und rein aufnimmt und mit voller Liebe bewahrt. Diese Liebe war sonst des Künstlers wahrhaft reicher Lohn, und sie schuf den Liebling. Solche Lieblinge des Publicums waren unsere Eckhofe,*) unsere Schröder**) u. A. Sprach Schröder auf der Bühne, so herrschte eine Aufmerksamkeit, eine Stille, in welcher der leiseste Athemzug hörbar blieb. Stürmte dann einer herrlich gelungenen Rede der lauteste Beifall nach, so war dies der unwillkürliche Ausbruch des im innersten, tiefsten Gemüth Empfundenen und nicht die kindische Freude über irgend ein halsbrechendes Wagestück, sei es in Ton, Wort oder Geberde, ausgeführt. Damals herrschte ein den Deutschen würdiger Ernst in der dramatischen Kunst; wir prügelten uns nicht im Theater, wir brachen uns nicht die Hälse in den Vorsälen wie vormals in Paris die Gluckisten und Piccinisten;***) aber in kritischen Feldzügen entwickelte sich das rastlose Streben nach dem höheren Standpunkt, der das Ziel aller Kunst ist. Man denke an die dramaturgischen Arbeiten Lessing's! Wie dieser Ernst immer mehr verschwand vor dem matten, schlaffen Leichtsinn, der die ganze Welt bethörte, darf ich wol nicht erst sagen. Merkwürdig ist es, daß nach und nach die rein dramaturgischen Werke ganz verschwanden und alle im Gebiet der Kunst herumstreifenden Zeitschriften sich des

---

*) Konrad E., geb. 1720 zu Hamburg, gest. 1778 zu Gotha, einer der größten deutschen Schauspieler. —

**) Friedr. Ludw. Schr., geb. 1744 in Schwerin, gest. 1816, leitete mit seiner Mutter, Sophie Ackermann, das Theater in Hamburg, groß als tragischer Schauspieler, ausgezeichnet als Director, auch als Bühnendichter nicht unbedeutend. —

***) Vgl. Hoffmann, Thl. 5, S. 5 und 54. — A. d. H.

Theaters bemächtigten, die nun in dem stehenden Artikel „Theater-Nachrichten" seichte Beurtheilungen fader Stücke und obscurer Komödianten liefern. Es ist nur zu wahr, daß Jeder, der Augen hat zu sehen, Ohren zu hören und eine Faust zum Schreiben, sich jetzt fähig und berufen dünkt, als Theatercensor aufzutreten. Irgend einem Runkelrüben-Commissarius Sperling,*) seßhaft in diesem, jenem Landstädtchen, haben die blauen Augen der Madame Ypsilon einen Stich ins Herz gegeben, und nun erfährt die Welt das Unerhörte: „Die erste tragische Muse, das unübertreffliche Ideal aller Kunst, lebt im besagten Landstädtchen, heißt Madame Ypsilon, wurde in der ‚Johanna von Montfaucon',**) nachdem die Gardine gefallen, hervorgerufen und bedankte sich in den verbindlichsten Redensarten."

Ich habe gesagt, daß sonst das Gemüth der Zuschauer, die Liebe die Lieblinge schuf. Diese Liebe ist untergegangen in der Erschlaffung und Schlaffheit und mit ihr die Lieblinge. Was sonst aus der Fülle des Herzens kam, ist jetzt die Geburt augenblicklicher Anregung, und wie man sonst die Darstellung des Künstlers, im Ganzen aufgefaßt, beklatschte, setzen jetzt nur einzelne Momente, gleichviel ob sie in das Ganze hineintaugen oder nicht, die Fäuste in Bewegung. Nichts in der Welt ist leichter, als auf diese Weise augenblicklichen Beifall zu erregen; man könnte darüber katechetische Formulare aufsetzen. Stark aufschreien, wenn der Fuß schon zum Abgange vorgeschoben, — einiges Brüllen, — den Boden stampfen, — sich vor die Stirn schlagen, — gelegentlich auch wol ein paar Gläser zerschmeißen, — einen Stuhl zerbrechen, — das ist so etwas für unsere jetzigen Helden, die keineswegs dem besoffenen Dragoner in der Schenke, wohl aber oftmals, in zahmer Wildheit sich quälend, dem der Schule entlaufenen Knaben gleichen, der zum ersten Mal Steifstiefeln angezogen und Tabak geraucht hat. — Ich verliere mich zu weit.

---

*) In „Die deutschen Kleinstädter", Lustsp. in 4 Akten von Aug. v. Kotzebue.
**) Romantisches Gemälde in 5 Akten von Aug. v. Kotzebue. — A. d. H.

Der Graue. Keineswegs. Auch Sie beginnen, einigen Groll zu zeigen, und wie der misanthropisch-humoristische Jacques in „Wie es Euch gefällt", grolle ich gar zu gern mit dem Grollenden.

Der Braune. Ich wollte nur sagen, daß diese Leichtigkeit, diese wohlfeile Art, Beifall zu erregen, in dem Schauspieler nicht allein ein kindisches Selbstvertrauen, sondern zu gleicher Zeit eine gewisse Verachtung des Publicums, über das er zu herrschen glaubt, hervorbringt, die ihm indessen von dem Publicum reichlich vergolten wird, das um so eher selbst den echten Künstler dem schnöden Gaukler gleich zu stellen trachtet, wenn jener es nicht verschmäht, sich der schnöden Kunstgriffe zu bedienen, die dieser handhabt. — Ach, erlag doch ein nicht gar zu lange verstorbener Schauspieler*), den die Welt, wenigstens in mancher Hinsicht, als wahrhaft großen Künstler anerkennen mußte, so oft jener Thorheit. Dem augenblicklich lärmenden Beifall opferte er ja oftmals Wahrheit und Haltung des Spiels.

Der Graue. Welche Flachheit des Gemüths, welcher freche, unkünstlerische Sinn gehört aber dazu, solche Ausbrüche des Beifalls, die ein Nichts erzeugt, für etwas zu halten?

Der Braune. Gleicht nicht, mein Bester, solch ein Ausbruch dem plötzlichen Niesen nach einer Prise starken Tabaks?

Der Graue. Ha ha ha, in der That! Und daß das Niesen ansteckend ist, wissen wir Alle. Aber, aber! — Was halten Sie von dem unglückseligen Hervorrufen? Das wühlt in meinen Eingeweiden. Wenn das Publicum schreit, klingen die Thaler in meiner Kasse; denn gewiß ist es, daß das Billet mit der trotzigen Forderung der Zulage am andern Morgen richtig eintrifft: „Da ich, wie Sie, bester Director, sich gestern überzeugt haben werden, den einstimmigsten Beifall des Publicums besitze, so ist es billig, u. s. w." Herr des Himmels, wie abwehren den Sturm auf das in qualvollen Tagen schwer erworbene Besitzthum,

*) H. meint, wie immer mit diesen Worten, Iffland. — A. d. H.

das oft ein böser launischer Wind verweht wie Spreu? — Was halten Sie vom Hervorrufen?

Der Braune. Meine Meinung beruht gänzlich auf der Lehre von der Liebe und von den Lieblingen. Sonst war das Hervorrufen eine seltene ehrenvolle Auszeichnung des verdienstvollen, geliebten Künstlers; jetzt dient es meistens zur ergetzlichen Posse, die in England jedem ernsten Spiel zu folgen pflegt, und die sich das Publicum in Deutschland selbst auftischt. Aber wahr ist es, daß oft dadurch ein gewisses Gleichgewicht erhalten wird.

Der Graue. Wie meinen Sie das?

Der Braune. Wird, wie es indessen nur selten der Fall ist, das wahre Verdienst wirklich beachtet und der Schauspieler, dem nicht der Moment in der Rolle, sondern die Rolle selbst gelang, hervorgerufen, will er sich in seinem anerkannten Verdienst eben recht sonnen, so wird gleich hinterher mit demselben kindischen Jubel die Erscheinung irgend eines Wichts verlangt, weil er sich recht toll geberdet oder recht tüchtig geschrien. So bleibt rücksichts des wahren, den Künstler ehrenden Beifalls Alles beim Alten.

Der Graue. Daß übrigens der Schauspieler nach dem Beifall des Publicums trachtet mehr als ein anderer Künstler, der ein Werk darstellt, das nicht vorübergeht wie Ton und Geberde, scheint mir ganz in der Natur der Sache zu liegen.

Der Braune. Allerdings; aber der echte Künstler wird den wahren Beifall von dem falschen zu unterscheiden wissen, nur jenen achten und ihm Einfluß auf sein Spiel gönnen. Wie in komischen Rollen ein herzliches, recht aus innerer Lust hervorbrechendes Lachen dem Schauspieler wol am Besten beweisen wird, daß er gut spielt oder gespielt hat, so dürfte in dem Trauerspiel wol nur die wahrhaft tragische Spannung des Publicums für die Wahrheit des Spiels zeugen. Wie müßte dem Künstler zu Muthe sein, wenn ihm als Franz Moor in den „Räubern“ die grauenvolle Erzählung des fürchterlichen Traums *) lärmend beklatscht würde? Müßte er sich

*) Schiller's Werke (Hempel'sche Ausgabe), Thl. 2, S. 123. — A. d. H.

nicht überzeugen, daß er, statt wahr zu spielen, irgend falschen Prunk zu Markte trug? Dagegen wird die tiefe Todtenstille und, wenn er geendet, das Flüstern tiefer, schwerer Athemzüge, ja wol hin und wieder ein dumpfer Laut, ein leises „Ach“, das wie unwillkürlich der gepreßten Brust entflieht, — ja, dagegen wird ihm das Alles beweisen, daß es ihm gelang, das Gemüth der Zuschauer so tief aufzuregen, wie es nur die vollendetste Wahrheit des Spiels zu thun vermag. Ich habe einen durchaus vortrefflichen Schauspieler, einen wahrhaften Künstler von diesen Erscheinungen reden gehört.*) Er behauptete, daß er, unerachtet es ihm unmöglich sei, über die blendenden Lampen des Prosceniums weg ein Gesicht deutlich im Publicum zu erkennen, unerachtet er auch niemals bestimmte Blicke in das Publicum richte, er doch bei Scenen der Art wie im Geiste die in Furcht, Schrecken und Graus erstarrten Gesichter der Zuschauer erblicke, und daß er dann das Entsetzliche, es darstellend, selbst eiskalt seine Adern durchrinnen fühle. In diesen Schauern erwache aber ein höherer Geist in ihm, gestaltet wie die Person seiner Rolle, und diese, nicht er spiele dann weiter, wiewol von dem Ich, dessen Bewußtsein ihm nie entgehe, wohl beobachtet und gezügelt.

Der Graue. Ihr Schauspieler hat in der That die wahrhafte, schaffende Künstlernatur ausgesprochen. Nur die Begeisterung, von dem darüber schwebenden Verstande beherrscht und gezügelt, schafft das classische Kunstwerk. Die Rolle wurde geschaffen von der begeisterten Person, von dem versteckten Poeten, während das Bewußtsein des eigenen Ichs der Verstand war, der den versteckten Poeten heranlockte und ihm die Kraft verlieh, körperlich geründet, mit Fleisch und Bein ins Leben zu treten. Wie Wenige sind aber dieser Duplicität fähig! Ja ja, ein genialer Künstler gestaltet oft eine Person, wie sie der Dichter gar nicht vor Augen hatte.

Der Braune. Ach, Sie bringen mich da auf etwas, das eben ganz was Anderes ist als das, wovon ich sprach. Es

---

*) Der große Ludwig Devrient (1784–1832), mit dem Hoffmann oft bei Lutter und Wegner zusammentraf, ist gemeint. -- A. d. H.

schüttelt im Fieberfrost alle meine Glieder, wenn ich nur daran denke. Wie überaus fade und elend muß das Schauspiel sein, worin gegen die Intention des Dichters eine Person eingeschoben oder vielmehr umgewandelt werden kann, ohne das Ganze zu zerreißen! Aber leider gab und giebt es so viele Stücke, deren Personen unbeschriebenen Blättern gleichen, die der Darsteller erst ausfüllen soll. Viele sogenannte Dichter fröhnen absichtlich in dieser Art dem eiteln Schauspieler und gleichen dem Theatercomponisten, der ein schwaches Gerüst baut für die Sprünge des übermüthigen Sängers und herabsinkt vom Gebieter zum elenden Handlanger. Mir ist es schon in ganzer Seele zuwider, wenn ich höre, diese, jene Rolle, diese, jene Partie ist für diesen, jenen Schauspieler oder Sänger geschrieben. Darf denn der wahre Dichter jemals an Individualitäten hängen? Müssen die Gestalten, die ihm in kräftiger Wahrheit aufgegangen, nicht der Welt angehören? Leider wurden die Schauspieler durch diesen Unfug verwöhnt, und weil ihnen der Himmel sehr selten wahren poetischen Sinn, richtige Kritik verliehen hat, so schlagen sie Alles über einen Leisten und gestalten auf eigene Hand irgend eine Person eines wahrhaft poetischen Stückes nach Belieben. Was denn da herauskommt, kann man denken.

Ich erinnere mich, daß einst ein junger Schauspieler, der in meine Gesellschaft getreten, den Correggio*) spielen wollte. Ich stellte ihm vor, daß dies ein Wagestück sei, und zwar deshalb, weil sein Vorgänger vortrefflich gewesen. — „Ich habe ihn gesehen," fiel er mir mit gleichgiltigem, beinahe verächtlichem Ton in die Rede und fuhr dann behaglich lächelnd fort: „Ich meinerseits nehme nun die ganze Rolle anders. Ich *schaffe* erst den Charakter!" — Mir wurde bange ums Herz bei den Worten, und ich fragte kleinlaut, wie und was er denn schaffe. — „Ich gebe," sprach er mit hohem Selbstgefühl, „ich gebe den Correggio als begeisterten, ganz in der Region der göttlichen Kunst lebenden Maler." Darauf meinte ich, das verstehe sich ja von selbst, daß dies

*) Im gleichnamigen Trauerspiel von Oehlenschläger, Tübingen 1816. — A. d. H.

so sein müsse, da nur auf diese Weise der Conflict mit dem ärmlichen, dürftigen äußern Weltleben recht tragisch hervortrete, und daß der Vorgänger die Rolle eben in diesem Sinn aufgefaßt habe. Er lächelte wieder recht höhnisch und ärgerlich; er gab zu verstehen, daß nur ein genialer Künstler wie er es vermöge, jenen herrlichen Charakter, ohne daß selbst der Dichter im Mindesten daran gedacht habe, mit einem Kraft- und Hauptzuge ganz ins Leben zu stellen. „Wie machen Sie denn das?" fragte ich ziemlich ungeduldig. Mit einer leichten Verbeugung sprach er sehr artig: „Ich spiele den ganzen Correggio durchweg stocktaub."

Der Graue. Herrlich, o herrlich! — Selbst in mittelmäßigen Stücken, glaube ich, ist es doch eine gar mißliche Sache, über die Intention des Dichters wegzuspringen und Eigenes, woran er nicht dachte, zu Markte zu tragen. Oft hört man von diesem, jenem großen Schauspieler, er spiele eine ganz kleine, unbedeutend scheinende Rolle, die durchaus nicht in das Stück eingreife, so vortrefflich, er statte sie mit solch besonderer Originalität aus, daß er Alles um sich her verdunkle. Das mag nun ganz artig anzusehen sein; aber daß alle Haltung, das ganze Stück darüber zum Henker geht, leidet keinen Zweifel.

Der Braune. Das ist nur zu wahr, und die Triebfeder dieser Ungebühr ist doch nichts Anderes als grenzenlose Eitelkeit, die Sucht, sich geltend zu machen auf Kosten des Dichters und der Mitspieler.

Der Graue. Wie kommt es denn, daß diese besondere kindische Eitelkeit nur bei Schauspielern heimisch ist?

Der Braune. Sie wiederholen Ihre vorige Klage, und ich zaudere nicht länger, nun da ich lange genug mit Ihnen gegrollt und gezankt, auch Manches für unsere Kunstjünger anzuführen, das doch gar sehr zu beachten ist. Wahr bleibt es, daß die mehrsten — es giebt wenige Ausnahmen — eitel, ungefügig, eigensinnig, launisch, überspannt sind; aber wie der Fluch der Erbsünde, den wir Alle tragen müssen, scheint, wo nicht gerade auf der Kunst selbst, doch auf dem Handwerk, das sich ihr beimischt, ein Fluch zu lasten, dem sie nicht ent-

gehen können. Ich habe Jünglinge gekannt, heiteren Sinnes, gesunden, freien Verstandes und kräftigen Willens, die von innerem Trieb beseelt sich der Bühne widmeten und bei voller Gesundheit gleich in den besondern Schauspielerwahnsinn verfielen, nachdem sie die verhängnißvollen Bretter betreten hatten.

Der Graue. So liegt in dem Eigenthümlichen der Kunst vielleicht eine verborgene Gefahr, von schwachen Gemüthern nicht geahnet, viel weniger bekämpft.

Der Braune. So ist es. Ich merke, Sie wissen schon, mein lieber Freund und verehrter College, wo die Klippe aus dem dunklen Wasser hervorragt. Kaum darf ich weiter sprechen.

Der Graue. Warum ich denn doch gar sehr bitte.

Der Braune. Giebt es denn noch eine Kunst, die so ganz auf die Persönlichkeit des Künstlers basirt zu sein scheint, außer der Schauspielkunst? Ihre Ausübung ist bedingt durch das Zur-schau-tragen der Person, wie es schon das Wort Schauspiel, Schauspieler andeutet. Nun ist aber wohl zu beachten, daß eben das Zur-schau-tragen der eigenen individuellen Person gerade der gröbste Fehler des Schauspielers ist. Dem wahren darstellenden Künstler muß die besondere geistige Kraft innewohnen, sich die von dem Dichter gegebene Person beseelt und lebendig gefärbt, das heißt, mit allen innern Motiven, welche die äußere Erscheinung in Sprache, Gang, Geberde bedingen, vorzustellen. Im Traum schaffen wir fremde Personen, die sich gleich Doppelgängern mit der treuesten Wahrheit, mit dem Auffassen selbst der unbedeutendsten Züge darstellen. Ueber diese geistige Operation, die der uns selbst dunkle, geheimnißvolle Zustand des Träumens uns möglich macht, muß der Schauspieler mit vollem Bewußtsein nach Willkür gebieten, mit einem Wort, bei dem Lesen des Gedichts die von dem Dichter intendirte Person in jener lebendigsten Wahrheit hervorrufen können. Mit dieser geistigen Kraft ist es aber noch nicht gethan. Ihr muß noch die vom Himmel so selten verliehene Gabe hinzutreten, vermöge welcher der Künstler über seine äußere Erscheinung so vollkommen herrscht,

daß jede, auch die kleinste Bewegung von dem innern Willen bedingt wird. Sprache, Gang, Haltung, Geberde gehören nicht mehr dem individuellen Schauspieler, sondern der Person an, die als Schöpfung des Dichters, wahr und lebendig in ihm aufgegangen, nun so blendend herausstrahlt, daß sein Ich darüber wie ein farblos nichtiges Ding verschwindet. Das gänzliche Verleugnen oder vielmehr Vergessen des eigenen Ichs ist daher gerade das erste Erforderniß der darstellenden Kunst.

Der Graue. Ach, wie Viele giebt es denn, die solche Kraft beseelt?

Der Braune. Vielleicht war es ein herrliches Land, dessen Reichthümer die Sündfluth wegspülte; aber in der sandigen Ebene blinken noch manche Goldkörner und lassen uns ein körperliches Eldorado ahnen. In dem geistigen Vermögen giebt es ja Grade, und wahrhaftig, schon die innige Erkenntniß jener Haupterfordernisse des darstellenden Künstlers, das Streben darnach, der gute Wille möchten Gutes wirken, selbst wenn dem Künstler jene geistige Kraft nur im geringeren Grade innewohnen sollte. Aber die mehrsten Schauspieler, leider im Gemeinen befangen, passen die vorgegebene Rolle ihrer Individualität an wie der Schneider ihrem Körper das Garderoben-Kleid, das sie tragen sollen. Nicht die Person des Dichters, sondern ihre eigene sehen sie vor Augen und beschließen nichts Anderes als Jemand, welcher sagt: „In dieser mir vorkommenden Angelegenheit werde ich mich meinem Charakter und meinen Neigungen gemäß so und so benehmen.“ Ohne sich dessen selbst deutlich bewußt zu sein, werden sie so der stereotypische Charakter, der nur immer, ein anderes Mäntelchen umhängend, die Leute neckt und äfft. Der Dichter verschwindet ganz, indem, statt daß ihm der Schauspieler zum Organ dienen soll, er selbst sich dieser Dienstbarkeit beugen muß.

Der Graue. Mich dünkt, Sie wollten für unsere Kunstjünger sprechen, und nun höre ich auch aus Ihrem Munde lauter Arges.

Der Braune. Ich habe die seltenen Begünstigungen der Natur, den eigenthümlichen Organismus bezeichnet, wodurch allein der Schauspieler sich zu künstlerischer Wahrheit

erhebt. Anhaltender Fleiß und innige Erkenntniß thun viel; indessen, wie jeder wahre Künstler, wird der echte Schauspieler geboren. Z. B. das rastlose Bekämpfen gewisser der Darstellung nachtheiliger Eigenthümlichkeiten kann oft in der Art gelingen, daß gerade daraus sich eine gewisse Originalität zu erzeugen scheint. Scheint, sage ich aber; denn diese scheinbare Originalität ist nichts Anderes als Manier, die in keiner Kunst stattfinden soll. Genug, geboren muß der geniale Schauspieler werden. Da aber die haushälterische Natur dergleichen hohe Gaben gar nicht zu verschwenden, sondern nur für ihre in besonders guter Constellation geborenen Kinder aufzusparen pflegt, ein aus lauter so hochbegabten Künstlern bestehendes Theater daher wol nur in irgend einem himmlischen Eldorado aufzufinden sein wird, so müssen wir Directoren unsere Forderungen sehr herabstimmen und nur dafür sorgen, das Publicum so viel als möglich zu illudiren.*) Hoch beglückt das Theater, welches zwei, drei von jenen Phänomenen besitzt! Oft glänzt ja nur ein einziger heller Stern am trüben Theaterhimmel.

Sehr hoch schätzen, hegen und pflegen muß daher der Director Die, welche wenigstens wahrhafte innere Erkenntniß in sich tragen, wodurch ein tüchtiges Streben nach außen hin erzeugt wird, welches jederzeit wohlthut. Dann aber bedarf es noch der besonderen Umsicht des Directors, mit der er Schauspieler, denen jene Erkenntniß total fehlt, und die, im eigenen Ich befangen, sich nur in dem kleinen Kreise drehen, den ihr blödes Auge zu übersehen vermag, so zu stellen versteht, daß durch diese Stellung eine Art Effect hervorgebracht wird. Es kommt darauf an, sich der eigenen Persönlichkeit dieser Schauspieler wie eines blinden, bewußtlos thätigen Organs zu bedienen. Wie verzeihlich werden aber alle bösen Untugenden der Kunstjünger, wenn man bedenkt, daß nur der Conflict ihrer schwächlichen Natur mit der mächtigen Kunst, der sie sich zu ergeben trachten, sie erzeugt! Bei diesen milden Ansichten, bei dem gemüthlichen Anerkennen des

*) In Täuschung zu versetzen. — A. d. H.

geringeren Talentes, vorzüglich aber bei der völligen Kenntniß aller Schwachheiten unserer Kunstjünger, die uns leicht eine ironisirende Herrschaft darüber verschafft, kann es nicht fehlen, daß der Groll, der am Lebensmark zehrende Aerger aus unserem Innern schwindet. Unerschütterliche Festigkeit des Willens in auf das Ganze einwirkenden Dingen, dem sich mildes, oft auch nur scheinbares Nachgeben in unbedeutenderen, dem Unverstande als höchst wichtig erscheinenden Nebensachen beimischt, ist ein guter Grund, auf dem der Theaterthron gebaut wird. — Was darf ich sonst der kleinen Kunstgriffe, ja selbst des Quentleins kluger Bosheit erwähnen, dessen der Director unerläßlich bedarf? Sie werden das ebenso gut wissen als ich. Hinzuzufügen ist aber noch, daß unsere Kunstjünger, vorzüglich aber unsere Theaterdamen, schilt man sie auch eigensinnig und launisch, doch im Grunde genommen ohne alle Bosheit nur unartigen Kindern gleichen, die sofort zu weinen aufhören, sobald man ihnen ein glänzendes Püppchen hinwirft. — Doch Sie blicken mich so mißmüthig an? Gewiß drückt noch manches Ihre Brust, oder war Ihnen etwas in meiner Directortheorie nicht recht?

Der Graue. O, Sie sprachen aus meinem Herzen! Aber was bot ich nicht Alles auf, um meine Kunstjünger für mich zu gewinnen! Doch — ich will nicht mehr klagen. Was sollte ich Sie langweilen mit der Vorführung von Mißvergnügten, denen Alles nicht recht ist, was nicht vierzigjährige Erfahrung sanctionirte, von Männern, die mit wackelndem Kopf und zitternden Beinen noch Liebhaber spielen wollen, von Damen, die wie eine ins Stocken gerathene italienische Uhr in ihren Rollen immerfort auf Vierundzwanzig zeigen? — Aber, mein Himmel, wohin geriethen wir von meinem vortrefflichen Cajus! Sie sind also der Meinung, daß ich nicht die Stimme des Publicums, sondern nur mich selbst hören und den unausstehlichen Gecken laufen lassen soll?

Der Braune. Allerdings, und zwar ohne allen Aufschub.

Der Graue. Das Publicum wird murren.

Der Braune. Vielleicht acht Tage hindurch, dann in

Bedauern übergehen, jeden Ton, den Cajus vielleicht noch singt, unmäßig beklatschen und ihn — ist er wirklich fort, — in vierzehn Tagen vergessen.

Der Graue. Den ersten entsetzlichsten Sturm habe ich nun zu überstehen, wenn es bekannt werden wird, daß die Aufführung des „Löwen Gusman" unterbleibt. Zuerst rückt Ampedo an und überhäuft mich mit Vorwürfen und Schmähungen. Er wirft Manches von Indolenz, von bösem Willen u. s. w. hin, das ich verschlucken muß. In der nächsten Probe unzufriedene Gesichter und lautes Murren der Sänger und Sängerinnen, die freilich umsonst Zeit und Kraft verschwendeten, um schwere Partien einzustudiren, die sie nun nicht vortragen sollen. Ebenso geht es mit dem Musikdirector, der im Schweiß seines Angesichts unverdrossen einlehrte, was einzulehren war, und nun nicht ernten soll, wo er gesäet.

Nun folgt der Maschinist: „Warum, zum Himmeltausend-Sapperment, alle diese prächtigen Maschinen, die nicht pfeifen und knarren, und . . .?" Der Friseur drückt die künstlichen Perücken an die Brust, streichelt seinen Zögling Gusman und seufzt mit seitwärts nach mir gerichtetem zweideutigen Blick: „So müssen Talente, — Genies im Dunkeln bleiben!" — „Was? Ampedo's Oper wird nicht gegeben? Ha, so geht es, wenn geniale Werke auf die Bühne kommen sollen!" Und nun folgen Schmähungen, die mich nur, mich allein, den Schuldlosen treffen.

Der Braune. Denken Sie darauf, durch irgend eine interessante Neuigkeit, sei sie auch von geringfügigem Werth, das Publicum zu beschwichtigen! Halten Sie ihm irgend ein glänzendes Spielwerk vor, und der böse Sturm wird sich bald legen. Oder — wie wär's, wenn Sie den Hund nutzten? Er ist einmal ausgebildet fürs Theater . . .

Der Graue. Herrlicher Gedanke! — Aber das Talent des Hundes zeigt sich sehr einseitig. Es wird schwer halten, ihn in der Eil' zu einer neuen Rolle zu vermögen.

Der Braune. Bleiben Sie stehen bei dem, was er kann; schieben Sie seine Scene ein in ein bekanntes Stück,

das als gangbar auf dem Repertoir steht! Es giebt Stücke, in die sich Alles einschachteln läßt, was man will. Wie wär's, wenn Sie den „Proberollen",*) dem „Schauspieler wider Willen",**) oder wie die Proteusstücke***) alle heißen mögen, etwas genial Hündisches beimischten?

Der Graue. Nein, — das geht nicht; der Hund ist zu sehr gestimmt und abgerichtet für das Sentimentale. Er könnte vielleicht in „Menschenhaß und Reue" †) auftreten als Eulalia's Schoßhündlein und Beschützer und mit Glück den Unbekannten, seinen vormaligen Herrn, dem sein Sinn von dem Augenblick abgewandt, als er die Frau verstieß, anfallen. Sie rettet den Gatten aus des Hundes Zähnen. Das gäb' einen rührenden Moment. Doch das Stück ist zu alt geworden, und mit ihm wurden es auch die Eulalien. Vielleicht kann der Hund mit Vortheil in der „Hedwig" ††) spielen, knurren und einbeißen oder gar zierlich wüthen in der „Parteienwuth." †††)

Der Braune. Sehen Sie zu, wie Sie es machen! Im Allgemeinen rath' ich aber, des Hundes Scenen musikalisch begleiten zu lassen, da er, wiewol selbst nicht rühmlicher Sänger, doch an Musik gewöhnt sein muß.

Der Graue. O, o! Nun erkenne ich Sie als den erfahrensten Meister aller theatralischen Zubereitungs- und Kochkunst. — Aber nun werde ich noch einen harten Stand haben mit meinen holden Herren und Damen, die immer das nicht wollen, was ich will. Sonst in steter Uneinigkeit, sind sie nur dann ein Herz und ein Sinn, wenn es darauf an-

---

*) „Die Proberollen der Brautwerber", Operette in 1 Act. 1818. —

**) Lustspiel in 1 Act von Aug. v. Kotzebue. 1803. —

***) Verwandlungsstücke (von Proteus, nach der griechischen Mythologie einem Sohne des Okeanos und der Thetis, der die Meerkälber zu weiden hatte und sich in allerlei Gestalten verwandeln konnte). —

†) Schauspiel in 5 Acten von Kotzebue. 1797. —

††) Drama in 3 Aufz. von Theodor Körner (s. dessen Werke, Hempel'sche Ausg., Thl. 3, S. 201). —

†††) „Die P. oder die Kraft des Glaubens". Originalschauspiel in 5 Acten von Ziegler. Wien 1817. — A. d. H.

kommt, sich meinem Willen zu widersetzen und meine Wünsche zu vereiteln.

Der Braune. Unglücklicher Mann, dessen feindselig Schicksal es wollte, solche unruhige, obstinate Köpfe unter einem Haupt zu sammeln!

Der Graue. Glauben Sie ja nicht, daß es mir so durchaus mißlang, Künstler an mich zu ziehen, die nicht mit ihrer Kunst billige Denkungsart und rechtschaffenen Fleiß verbinden sollten! Indessen hat es doch — fast möcht' ich sagen, mit Jedem — solch einen kleinen gewissen Haken, an dem dieses, jenes hängen bleibt. So z. B. ist mir der Schauspieler zugethan mit Herz und Seele, der Charakterrollen in solch hohem Grade vortrefflich spielt, daß er es verdient, der Liebling des Publicums in dem höheren Sinn, wie Sie es vorhin aufstellten, zu werden. Es ist ihm Ernst um die Kunst, und daher rührt der unverdrossene Fleiß, mit dem er die Rollen nicht sowol einstudirt, als in sein Innerstes aufnimmt. Doch nie ist ihm das gänzliche Gelingen der Darstellung in allen Momenten gewiß, da eine unbegreifliche Reizbarkeit, von tief liegendem, unmuthigem Mißtrauen erzeugt, ihn im Augenblick außer Fassung bringen kann. Dies Mißtrauen ist gegen Andere sowol als gegen sich selbst gerichtet. Ein unrichtig gebrachtes Schlagwort, das unzeitige Eintreten einer Person, ja das Fallenlassen eines Schwertes, eines Leuchters u. s. w. während des Monologs, vorzüglich leises Sprechen in der Nähe, in welchem er gewöhnlich seinen Namen nennen zu hören glaubt, alle möglichen, menschlicher Schwachheit oder dem Zufall zuzuschreibenden Ereignisse hält er für boshaft berechnete Störungen seines Spieles, verwirrt sich im Gefühl des beißenden Aergers und fährt hinterher los selbst auch auf wohlwollende Freunde. Ebenso kann es ihn mit sich selbst in Fehde setzen, wenn er sich etwa verspricht, oder wenn ihm plötzlich im eigenen Spiel etwas ungehörig scheint.

Der Braune. Mein Himmel, Sie schildern ja ganz jenen höchst vortrefflichen Schauspieler, den mir Jahre hindurch jedesmal der Frühling zuführte, da er sich dann in der heitern südlichen Gegend, wo meine Gesellschaft spielte, wohl

befand. Weniger, als er selbst sich einbildete, hatte der tiefe innere Unmuth, von dem er sich beherrschen ließ, einen physischen Grund, da vielmehr, wie es so oft geschieht, der im Leben nicht fest gestellte Wille, die nicht erlangte reine Erkenntniß des vorgesetzten Zweckes, auf den das Streben gerichtet, die rein psychische Ursache jenes Unmuths war. Dieser Schauspieler trieb das Mißtrauen oder vielmehr den Argwohn, von dem Sie vorhin sprachen, so weit, daß er die geringfügigsten, beziehungslosesten Ereignisse während des Spieles für boshaft wider ihn gerichtete Pfeile hielt. Ein in der Loge gerückter Stuhl, das leise Sprechen zweier Zuhörer, das er, obgleich beinahe unhörbar, doch, Gott weiß, vermöge welches Organs und selbst dann hörte oder wohl am Ende nur sah, wenn er in affectvollen Stellen seine Stimme bis zur höchsten Stärke erhoben, — Alles das brachte ihn dermaßen aus der Fassung, daß er oft innehielt, oft sogar mit groben Schmähungen die Bühne verließ.

So habe ich es selbst angesehen, daß er als König Lear in der Fluchscene,*) die er so wie alles Uebrige, wie die ganze Rolle mit hinreißender Kraft und Wahrheit spielte, plötzlich innehielt, den erhobenen Arm langsam sinken ließ, den Feuerblick nach einer Loge, in der ein paar Fräulein wahrscheinlich die wichtige Angelegenheit eines neuen Putzes, wiewol leise genug, abhandelten, richtete, dann, dicht an die Lampen tretend, mit einer leichten Verbeugung nach der verhängnißvollen Loge hin sehr vernehmlich sprach: „Wenn Gänse schnattern, hab' ich nicht zu reden!" und die Bühne mit gemessenen Schritten verließ. Wie sich der Unwille des Publicums erhob, so wie, daß er förmliche Abbitte leisten mußte, können Sie sich wohl denken. — Wir sprachen vorhin vom Hervorrufen. Nichts war meinem Mann, von dem ich rede, unleidlicher, als wenn er seine Rolle nicht gut durchgeführt zu haben glaubte und dann hervorgerufen wurde. Ich bereue es noch in diesem Augenblick, daß ich einmal, als er den Hamlet**) vortrefflich

*) Trauerspiel von Shakespeare, 3. Aufzug, 2. Scene. —

**) Trauerspiel von Shakespeare. — A. d. H.

dargestellt, nach seiner Meinung aber ein paar Momente verfehlt hatte, ihn trotz seines Weigerns nöthigte, auf das Rufen des Publicums hinauszutreten. Er kommt langsam und pathetisch hervor, tritt bis dicht an die Lampen, läßt den verwunderten Blick über Parterre und Logen hinstreifen, wirft dann die Augen in die Höhe, schlägt die Hände vor der Brust zusammen und spricht mit feierlicher Stimme: „Herr, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Sie können denken, daß dieser Rede ein betäubendes Pochen, Zischen und Pfeifen folgte. Er kam aber ganz freundlich und fröhlich, wie von einer schweren Last befreit, in die Garderobe zurück.

Der Graue. Nein, so weit treibt es mein lieber Charaktermann nicht. Es ist wahr, wenn er eine wichtige Rolle spielen will oder gespielt hat, so hört er nicht auf, davon zu reden und zu fragen. Das ist die Folge des Mißtrauens, das ihn ehrt, da es den echten Künstler charakterisirt.

Der Braune. Richtig! Nur fade, handwerksmäßige Pfuscher sind mit Allem, was nur das liebe Ich schafft, höchlich zufrieden und immer mit sich einig und fertig. Ohne die deutliche Ahnung eines unerreichbaren Ideals, ohne rastloses Streben darnach giebt es keinen Künstler. Nur muß dieses Mißtrauen nicht in eigentlichen Unmuth ausarten und so eine hypochondrische Selbstqual werden, welche die Kraft des Schaffens lähmt. Im Moment des Schaffens mag eben die Begeisterung sich in heiterer Unbefangenheit aufschwingen; es ist genug, wenn der Verstand nur die Zügel behält. Bei dem Schauspieler, von dem ich sprach, war jenes Mißtrauen, jener Unmuth in eine wahre Seelenkrankheit ausgeartet. So geschah es ihm, daß er in schlaflosen Nächten rings um sich her Gespräche hörte, deren Gegenstand er war und die meistens bittern Tadel seines fehlerhaften Spieles enthielten. Er wiederholte mir Alles, und ich erstaunte; denn die feinste künstlerische Kritik, das scharfsinnigste Auffassen aller Momente lag darin, und doch hatte Alles nur, um mit Schubert*) zu reden, der innere Poet gemacht.

*) Gotth. Heinr. von Schubert, „Die Symbolik des Traumes“, 1. Aufl. Bamberg 1814. — A. d. H.

Der Graue. Das redende Gewissen, sagen Sie lieber, — in Worten ausgesprochenes tiefes Bewußtsein des Selbst, wie es nun einmal beschaffen! Der Spiritus familiaris hüpft aus dem Innern heraus und spricht, ein unabhängig Wesen, hinein mit sublimen Redensarten. Gott im Himmel, ich wünschte meinen sämmtlichen Herren und Damen solch ein Teufelchen, das ihnen recht derb zusetzte!

Der Braune. Schon eine König Philipps-Uhr wär' nicht übel.

Der Graue. Was verstehen Sie unter der Philipps-Uhr?

Der Braune. Der macedonische Philipp ließ sich jeden Tag zurufen: „Du bist ein Mensch!" Dies bringt den humoristischsten aller humoristischen deutschen Schriftsteller — kaum brauch' ich Lichtenberg zu nennen — auf den herrlichen Einfall von Sprechuhren, der Ihnen bekannt sein wird.

Der Graue. Sprechuhren? Nur dunkel erinnere ich mich des Einfalles, dessen Sie gedenken.

Der Braune. Es giebt Spieluhren, die beim ersten Viertel das Viertel eines Stückchens, bei dem zweiten die Hälfte, bei dem dritten drei Viertel und bei dem Ausschlagen das ganze Stück aufspielen. Nun, meint Lichtenberg, wär' es hübsch, wenn man vermöge eines besondern künstlichen Mechanismus eine Uhr die Worte sprechen ließe: „Du bist ein Mensch", und diese Phrase wie sonst das Tonstück in vier Viertel theilte. Bei dem ersten Viertel ruft die Uhr: „Du", — bei dem zweiten: „Du bist", — bei dem dritten: „Du bist ein" — und dann bei dem Ausschlagen die ganze Phrase. Mit Recht sagt Lichtenberg, daß der Ruf bei dem dritten Viertel: „Du bist ein . . ." lebhaften Anlaß gebe, bis zum Vollausschlagen darüber nachzudenken, was man eigentlich ist. Wahrhaftig, ich denke, Manchem müßte dies Schulexamen, das er im Innern mit sich selbst anzustellen gezwungen, gar lästig — ängstlich — unheimlich sein.

Der Graue. Aber noch immer verstehe ich nicht, wie Ihre Philipps-Uhr . . .

Der Braune. Denken Sie sich, daß solch eine künstliche Uhr in dem Versammlungs-Zimmer stünde, — denken

18*

Sie sich, daß irgend ein aufgeblasener Schauspieler, in dem reichen Ornat seiner Helden-, seiner Königsrolle angethan, sich vor dem großen Spiegel brüstete und wohlgefällig den Gott anlächelte, der aus seinen Augen funkelt, auf seinen Lippen schwebt, ja, ihm die altdeutsche Spitzenkrause fältelt oder den griechischen Mantel in malerische Falten wirft. Vielleicht hat der Gott so eben auf irgend einen armen Erdensohn von Collegen seine Blitze geschleudert, — brutal gedonnert, — vielleicht irgend einen unnützen Kampf dem Director geboten; — vielleicht ist er voll des süßen Nektars, den ihm die Albernheit selbst dargereicht. Die Lichter sind angezündet, die Instrumente im Orchester rühren sich, — es ist drei Viertel auf Sechs. Da ruft die Uhr langsam und dumpf: „Du — bist — ein ..." — Glauben Sie nicht, daß der Gott etwas alterirt werden würde? Wär' es nicht möglich, daß ihm bei jener geisterhaften Mahnung mancherlei Bedenkliches einfallen, ja, daß es ihm wol gar in den Sinn kommen könnte, ob er nicht ganz etwas Anderes sei als eben ein Gott?

Der Graue. Ich meine, daß Ihr Schauspieler das: „Du bist ein ..." ohne Weiteres suppliren würde: ... großes, unübertreffliches Genie, — Phönix der Theaterwelt, — herrlicher Virtuose!

Der Braune. Nein, nein! Es giebt Momente, in denen eine geheime Macht dem eitelsten Egoisten schnell allen Prunk abstreift, so daß er genöthigt wird, seine armselige Nacktheit recht deutlich zu schauen und zu erkennen. Z. B. in einer gewitterschwülen, schlaflosen Nacht nimmt sich das liebe Ich wohl oft ganz anders aus als am Tage. Und nun eben bei solch unerwarteter gespenstischer Mahnung, die wie der Hammerschlag an die Metallglocke im Innern widerklingt! — Doch zurück auf Ihren Schauspieler mit dem redenden Gewissen! Sie sagten vorhin, er verdiene, der Liebling des Publicums zu werden in dem höhern Sinn, wie es die Eckhofe, Schröder, Flecke*) wurden. Dann sind Sie in

*) S. oben S. 251. — Joh. Friedr. Ferd. Fleck, geb. zu Breslau 1757, gest. zu Berlin 1801, war Schauspieler bei Schröder in Hamburg, bei Döbbelin in Berlin und zuletzt Regisseur des Berliner Nationaltheaters — A. d. H.

der That ein beneidenswerther Director, der solch einen Stern am Theaterhimmel leuchten lassen kann.

Der Graue. Nicht genug kann ich zum Lobe meines lieben Charaktermannes sagen. Ihm allein verdank' ich es, daß ich, da nun immer Neues und Neues verlangt wird, die nichts bedeutenden Producte müßiger Köpfe, diese albernen Schubladenstücke, diese zum Ueberdruß wiederholten Variationen eines und desselben erbärmlichen Themas, diese seichten Uebersetzungen fader französischer Machwerke, wie sie jetzt zu Markte getragen werden, dem Publicum wenigstens ohne dringende Gefahr auftischen darf. Denn immer gelingt es meinem kleinen Garrik,*) zu seiner Rolle sich aus dem lebendigsten Leben eine Figur herauszugreifen und diese mit Wahrheit und Kraft darzustellen, so daß das farblose Bild des Dichters erst durch ihn Farbe und Haltung erhält, und über dieses Bild vergißt man gern die Elendigkeit des ganzen Gemäldes, wiewol dieses denn doch bald an innerer Ohnmacht kränkelnd abstirbt und hinabsinkt in den Orkus.

Der Braune. So wird Ihr kleiner Garrik — ich bediene mich Ihrer eigenen Bezeichnung — unaufhörlich in nichts bedeutenden Rollen sich bewegen und sich mühen müssen, bleiche Bilder aufzufrischen?

Der Graue. Allerdings vergeht wol keine Woche, in der ihm nicht dergleichen Rollen ins Haus fallen.

Der Braune. Und kein Widerspruch? Er nimmt sie an?

Der Graue. Mit der größten Bereitwilligkeit. Es macht ihm sogar Freude, in die leblose Gestalt des Dichters oder vielmehr des Verfertigers den Prometheus-Funken**) zu werfen, und deshalb lobe ich ihn.

---

*) David G., 1716—1779, einer der größten Schauspieler Englands, besonders in Shakespeare'schen Stücken, auch dramatischer Dichter. —

**) Pr., Sohn des Jupiter, brachte nach der griechischen Mythologie den Menschen das Feuer vom Himmel herab. Nach Andern soll er die Menschen selbst aus Erde gebildet und Athene (Minerva) denselben die denkende Seele gegeben haben. Prometheus-Funke bedeutet das geistige Element. — A. d. H.

Der Braune. Und deshalb möcht' ich ihn eben tadeln. Ueberhaupt möcht' ich, ist es wirklich so, Ihrem kleinen Garrik mehr Talent als eigentliches wahrhaftes Genie zutrauen, es müßte ihn denn überschwängliche Gutmüthigkeit oder ein kindisches Behagen an den funkelnden Blitzen eines Feuerwerks, das in wenigen Augenblicken wirkungslos verpufft, dazu verführen, an sein eigenes Innere selbstmörderische Hand zu legen. Sie, mein sehr werther Herr College, sollten, statt diesem gefahrvollen Streben an die Hand zu gehen, mit aller Kraft sich dagegenstemmen; denn — mit Verlaub! — sonst wühlen Sie in Ihren eigenen Eingeweiden oder schlucken, indem Sie jenen Selbstmord begünstigen, beliebiges Aqua Toffana*) ein und sterben elendiglich ab vor der Zeit.

Der Graue. Wie das? Ich verstehe Sie nicht. Sie sprechen in Räthseln.

Der Braune. Sollten die grauen Löckchen, die spärlich genug sich um meine Scheitel legen, sollten die Runzeln auf Stirn und Wange es nicht entschuldigen, wenn ich, mit Ihnen, bester College, conversirend, zuweilen, ohne es zu wollen, in den belehrenden Ton falle? Ueberhaupt bitte ich Alles, was ich vorbringe, nur als ein individuelles Urtheil aufzunehmen, an dessen Richtigkeit ein alter Mann deshalb gern glaubt, weil es ihm als Resultat einer vieljährigen Erfahrung erscheint. — So will es mich nun bedünken, als wenn Ihr Garrik, ist er nicht blos Talent, sondern wahrhaftes Genie zu nennen, doch — vielleicht herabgestimmt durch diesen, jenen Umstand, wie ihn nun die Mangelhaftigkeit alles Erdenlebens herbeiführt, — nicht jene durch nichts zu beugende Kraft im Innern besäße, wie sie sonst genialen Menschen eigen; sonst würd' er sich gegen jedes Attentat, sein Genie zu mißbrauchen, stemmen mit aller Gewalt.

Der Graue. Um des Himmels willen, wohl mir, daß ihm diese Kraft mangelt, die mich verderben würde!

Der Braune. Still, still! Lassen Sie mich ausreden!

---

*) Ein berüchtigtes Gift des 17. Jahrhunderts, welches eine Frau Toffa aus Palermo erfunden haben soll. — A. d. H.

Nichts geschieht leichter, als daß Schauspieler der Art — Söhne Apollo's, die des göttlichen Vaters Bogen tragen, ohne ihn zu spannen, — sich an das Schlechte gewöhnen und zufrieden sind auch mit dem, was ihres Genius nicht würdig. Und damit wird mehr und mehr ihre Kraft gelähmt, und sie vermögen bald nicht, die Fittige zu regen zum höhern Fluge. — Eben darin liegt die gefährlichste Selbsttäuschung, daß sie eigene Figuren bilden und in ein Werk hineintragen, von dem sie nicht begeistert werden können, so aber, um mich eines musikalischen Gleichnisses zu bedienen, ein selbst erfundenes Solo abspielen, in das Andere mit willkürlichen Accorden eingreifen, mag es nun klingen, wie es will. Sie entwöhnen sich davon, den Strahlen des wahrhaften Dichterwerkes ihre eigene Brust zu erschließen, daß darin des Dichters phantastische Gestalt sich entzünde und in glühendem Leben emporflamme. Ja, noch mehr! Immer im Sumpfe watend, zweifelt der müde, mißmüthige Wanderer am Ende daran, daß es noch Höhen giebt mit frischem grünenden Rasen, und verliert Auge und Sinn dafür. — Ganz praktisch gesprochen, — Ihr Garrik, gewöhnt, ja, dazu berufen, statt der gegebenen Rollen immer selbstgeschaffene Figuren darzustellen, muß sich nur an diese halten, ohne jene im Mindesten zu beachten. So wird er aber das eigentliche Studiren der Rolle, ist sie auch wirklich bedeutsam, ganz verlernen. Wie ich es überhaupt nicht begreifen kann, auf welche Weise ein vernünftiger Mensch das fade, ungewaschene Zeug mancher Schau-, Trauer- und Lustspiele in den Kopf zu bringen vermag, so ist es denn nun klar, daß vorzüglich das strenge Memoriren sehr bald jenem Schauspieler unmöglich und er für Meisterwerke, zumal wenn sie metrisch gefaßt sind, gänzlich unbrauchbar werden wird. So nur an dem Erfolg des Augenblicks hängend, geht ihm das Höhere, Dauernde verloren. Hin ist das Talent, das der Schmuck Ihrer Bühne war. Andere, minder begabte Schauspieler werden nicht unterlassen, Ihre Ansicht durch allerlei wohlgemeinten Rath, durch manche superfeine Bemerkung zu nähren, und sich leise in den Platz schieben, den der gefährliche Nebenbuhler verlassen. Vergebens ringen diese aber nach

der Gunst des Publicums, die der ihnen überlegene Meister verlor. Ja, — verlor, sage ich. Denn glauben Sie mir: das Publicum kommt sehr bald dahin, den Diamant, der ihm täglich in falschem Lichte gezeigt wird, für einen gemeinen Kiesel zu halten.

Der Graue. Es liegt Wahres in Ihren Worten, das sehe ich ein, aber auch zugleich die Unmöglichkeit, nach der ganzen Lage unseres Theaterwesens, wie es jetzt besteht, den genialen, vielseitigen Schauspieler nur mit bedeutenden Rollen zu beschäftigen. Sie sind selbst Schauspieldirector; ich führe Ihnen die Armuth unseres Repertoirs zu Gemüthe, und jede weitere Erklärung wird dann überflüssig.

Der Braune. Glauben Sie ja nicht, daß ich Ihren Garrik nur durchaus in den sogenannten ersten Rollen auftreten sehen will! Es giebt Vieles und Vielerlei, was ohne blendende Außenseite sich aus tiefen Motiven entwickelt. Eine gering scheinende Rolle muß oft nach dem Willen des Dichters oder vielmehr nach dem nothwendigen Bedingniß des Gedichtes dem Ganzen Haltung geben, indem gerade in den Momenten dieser Rolle die nach allen Seiten ausgespannten Fäden zusammenlaufen, und wer vermag denn eine solche Rolle darzustellen als eben ein Genius? — Nein, ich wiederhole es, — das wahre Genie werde nie gemißbraucht zu den losen ephemerischen Erscheinungen des Tages, die statt der wahrhaften innern Erregung nur momentanen Kitzel bezwecken! Dem ernsten, tiefen Künstler werde nur das Tiefe, Ernste, Wahre zugemuthet, möge es sich gestalten, wie es wolle, selbst als Scherz, den des kecken Geistes Uebermuth geschaffen!

Der Graue. Sie weichen mir aus, indem Sie die Lage unseres Theaterwesens, deren ich gedachte, ganz übergehen. Beachten Sie diese gehörig, so werden Sie zugestehen, daß ein vielseitiger Schauspieler durchaus sich herablassen muß, zu den Erscheinungen des Tages mitzuwirken, sie mögen sich nun gestalten, wie sie wollen.

Der Braune. Was nennen Sie einen vielseitigen Schauspieler?

Der Graue. Welche sonderbare Frage! — Nun, der

Schauspieler ist vielseitig zu nennen, der mit derselben Kraft und Wahrheit komische und tragische Rollen darstellt.

Der Braune. An diese Vielseitigkeit glaube ich gar nicht, wird das Komische nicht in höherem Sinn genommen.

Der Graue. Wie? Und doch dringen sich Beispiele der Art von selbst auf.

Der Braune. Erlauben Sie, daß ich mich näher erkläre! Bezeichnen Sie durch das Wort „Vielseitigkeit" diejenige dem Schauspieler inwohnende Kraft, vermöge welcher er, seine Person ganz aufgebend, jedesmal in dem eigenthümlichsten Charakter seiner Rolle auftritt und, ein Proteus,*) immer ein Anderer scheint, so bin ich mit Ihnen einig, nicht allein, daß diese Eigenschaft eben von der Genialität des Schauspielers zeugt, sondern daß es auch noch, dem Himmel sei es gedankt, solche Schauspieler giebt. Aber schon, daß Sie des Komischen im Gegensatz mit dem Tragischen gedachten, läßt mich glauben, wie Sie mit dem Wort „vielseitig" nur das meinen, was die Menge gewöhnlich darunter versteht. Der Künstler wird angegafft, angestaunt, als groß, als unübertrefflich ausgeschrien, der wie ein geschickter Taschenspieler aus derselben Flasche rothen und weißen Wein, Liqueur und Milch einschenkt, der heute den Macbeth und morgen den Schneider Wetzwetz, der heute den „Deutschen Hausvater",**) morgen den Franz Moor***) agirt. „Das ist ein vielseitiges Genie!" ruft der ehrliche Janhagel und giebt sich gutwillig der Mystification hin, glaubt auch wol, daß der Tausendsasa von feinem Gaukler in der That über seine Flasche gebieten und, unerachtet sie der Weinwirth mit seiner Waare füllte, daraus jedes andere flüssige Princip nach Gefallen hervorzaubern könne.

Der Graue. Sie wählten zu Ihrem Beispiel Rollen, welche die schneidendsten Contraste bilden, und doch habe ich gerade in diesen Contrasten Schauspieler excelliren gesehen.

*) S. S. 263, Anm. ***). —

**) Schauspiel vom Freiherrn von Gemmingen. 1784. —

***) In Schiller's „Räuber". — A. d. H.

Der Braune. Nein — nein — nein! Es ist nicht möglich. Eins oder das Andere mußte unwahr sein. Dem Schauspieler, in dessen Brust das wunderbare Geheimniß der Dichtungen ruht, die aus der tiefsten Tiefe der menschlichen Natur geschöpft sind, entschlüpft der Spaß, der, von gedankenloser Willkür erzeugt, heimathlos in den Lüften schwebt. In dem Ringen, das nur von der Außenwelt bedingte Possenhafte in das Innere hineinzuziehen oder vielmehr aus dem Innern herauszugestalten, verraucht das Vexirbild selbst in Dunst und Nebel. Ich meine, jener Schauspieler wird nicht im Stande sein, etwas darzustellen, was nicht in dem innern Leben begründet ist und aus demselben hervorgeht, so wie dem Schauspieler, dem die tiefere Anschauung der menschlichen Natur mangelt, der die seltsam verzerrten Marionetten irgend eines launenhaften Puppendrehers für wahrhaft lebendige Menschen hält, jenes Gebiet des wahrhaftigen Dichters ewig verschlossen bleiben muß. Aber auch für diesen Schauspieler giebt es eine Virtuosität, die, so seltsam es auch klingen mag, eben in der getreuesten, rücksichtslosesten Darstellung jener Marionetten, welche bei der tieferen Anschauung des Wahrhaften unmöglich werden würde, liegt. Beide Schauspieler müssen nun im Entgegengesetzten unwahr werden, indem jener sich müht, das Vexirbild als wahrhaftig darzustellen, dieser aber zur Darstellung lebendiger Gestalten die Mittel, die nur im Innern zu finden, von der Außenwelt erborgt. Es geht wol noch weiter. Der im tiefern Leben heimathliche Künstler giebt unwillkürlich dem Gemeinen den Anstrich des Höheren, so wie der andere das Gemeine nur in die Hülle des ihm verschlossenen Geheimnisses kleidet. So treten aber beider Gestalten in seltsamer, wunderlicher Zweideutigkeit hervor. Hätte Raphael eine Bauernhochzeit gemalt, wir würden Apostel in Bauernröcken sehen, so wie in einer Grablegung von Tennier ganz gewiß muntere rothnäsige Bauern aus der Schenke, in Talaren angethan, unsern Herrn zu Grabe tragen müßten.

Der Graue. Das mag Alles recht schön und scharfsinnig gesagt sein; ich bleibe aber dabei stehen, daß die Erfahrung Ihnen widerspricht. Sollte denn in einem reichen

Gemüth nicht der Sinn fürs Komische und Tragische wohnen? Sollte eine lebensvolle, glühende Phantasie nicht Beides mit gleicher Kraft aufzufassen und darzustellen vermögen? Sollten nicht ebenso Künstler wie Dichter, denen der tiefste Ernst, die ergreifendste Ironie zu Gebote steht, wie Shakespeare...

Der Braune. Halt, halt! — Habe ich denn vom wahrhaftig Komischen gesprochen? Habe ich denn nicht durch die Rollen, die ich beispielsweise einander entgegenstellte, genugsam bezeichnet, daß ich nur den nichtigen Spaß, das Possenhafte meine, welches ich übrigens durchaus nicht ganz verwerfen will, sobald es in rücksichtsloser Freiheit dargestellt wird? Kann doch, auch in höhern Gemüthern, selbst die Fratze einen augenblicklichen Kitzel erregen, der gerade nicht übel thut.

Der Graue. Ha, Sie weichen mir aus; Sie gehen zurück.

Der Braune. Keineswegs. Jetzt lassen Sie uns von dem wahrhaftig Komischen sprechen! — Wer mag denn die Ironie wegleugnen, die tief in der menschlichen Natur liegt, ja, die eben die menschliche Natur in ihrem innersten Wesen bedingt, und aus der mit dem tiefsten Ernst der Scherz, der Witz, die Schalkheit herausstrahlen? — „Sich den Witz und die Schalkheit der Natur im Heiligsten und Lieblichsten verschweigen wollen, ist vielleicht nur möglich, wenn man geradezu Karthäuser wird und vom Schweigen und Verschweigen Profession macht," sagt Tieck in der Einleitung zum „Phantasus", wiewol eben da in anderer Beziehung. Die krampfhaften Zuckungen des Schmerzes, die schneidendsten Klagetöne der Verzweiflung strömen aus in das Lachen der wunderbaren Lust, die eben erst von Schmerz und Verzweiflung erzeugt wurde. Die volle Erkenntniß dieses seltsamen Organismus der menschlichen Natur möchte ja eben das sein, was wir Humor nennen, und so sich das tiefe, innere Wesen des Humoristischen, welches meines Bedünkens mit dem wahrhaftig Komischen eines und dasselbe ist, von selbst bestimmen. Nun gehe ich weiter und behaupte, daß eben jene Erkenntniß oder recht eigentlich der Humor in der Brust des Schauspielers heimathlich ist, der seine Darstellungen aus der Tiefe der

menschlichen Natur schöpft. Hieraus folgt denn aber wieder von selbst, daß dieser hochbegabte Schauspieler mit gleicher Kraft und Wahrheit komische und tragische Rollen, Strahlen aus einem Focus geworfen, darstellen wird.

Der Graue. Jetzt glaube ich, Sie ganz zu verstehen, und will auch demüthiglich zugeben, daß ich das wahre Komische mit dem Possenhaften verwechselte oder vielmehr Beides in eine Kategorie zusammenwarf. Ich nannte Shakespeare, und jetzt geht es mir recht lebendig auf, daß es ja eben der Humor, wie Sie den Begriff davon feststellen, allein ist, der seine Gestalten belebt.

Der Braune. Ja wohl! Kein Dichter hat jemals die menschliche Natur so in ihrer Tiefe erkannt und darzustellen gewußt als Shakespeare; deshalb gehören seine Charaktere der Welt an und dauern fort, so lange noch Menschen in der Zeit existiren. Als laute Verkündiger des eigentlichen Humors, der das Komische und Tragische selbst ist, hat er seine Narren aufgestellt. Dann aber tragen seine Helden wol alle das Gepräge jener Ironie, die sich oft in den höchsten Momenten witzig phantasirend ausspricht, so wie seine komischen Charaktere eben wieder auf tragischen Grund basirt sind. Denken Sie an den König Johann, an den Lear, an den ergetzlichen Malvolio,*) dessen possenhafte Narrheit das Erzeugniß einer fixen Idee ist, die in seinem Innern nistet und seine Sinne auf seltsame Weise verwirrt. Den Falstaff,**) als Ausbund der herrlichsten Ironie, des reichhaltigsten Humors, mag ich gar nicht nennen. Welche unwiderstehliche Gewalt, welche Herrscherkraft über das Gemüth des Zuschauers müßte der Schauspieler besitzen, den wirklich wahrer, innerer Humor beseelte, und dem der Himmel die Gabe verliehen, diesen Humor in Ton, Wort und Geberde ins äußere Leben lebendig herauszustrahlen! Sie besitzen einen Phönix, wenn Ihr kleiner Garrik wirklich so organisirt ist, woran ich, wie an alles

*) In Shakespeare's „Was Ihr wollt". —

**) In Shakespeare's „Heinrich IV." und „Die lustigen Weiber von Windsor". — A. d. H.

Wunderbare, das doch vielleicht in der That geschehen ist oder geschieht, vielleicht mit Unrecht zweifle. Ich für mein Theil habe, wenigstens in neuerer Zeit, keinen solchen Heros gesehen.

Der Graue. Gegen meinen kleinen Garrik steigen mir in diesem Augenblick einige Zweifel auf, und ich erinnere Sie daher geschwind an den alten großen Garrik, der gewiß ein von wahrem, tiefem, innerem Humor beseelter Schauspieler war, wie Sie ihn wünschen.

Der Braune. Unerachtet Lichtenberg's geistreicher Beschreibung von Garrik's Spiel, unerachtet des witzigen Enthusiasmus, mit dem er von der kleinen Falte spricht, die sich im schwarzen Gala-Kleide nach französischem Zuschnitt unter Garrik's linker Schulter bildete, wenn er als Hamlet mit Laertes in Ophelia's Grabe rang,*) unerachtet aller Anekdoten, die man von Garrik's Zaubereien sich nacherzählt, kann ich mir, denke ich mir seine ganze Persönlichkeit, kein rechtes Bild von seinem tragischen Spiel aufstellen. Hogarth's kleiner Mohrenknabe in dem „Weg der Buhlerin", der vor dem fallenden Theetisch erschrickt, ist bekanntlich Garrik als Othello, und ich gestehe, daß dieser Hohn mir Garrik's Bild vielleicht zu sehr verdirbt. Mir fällt dabei ein, daß es mit Garrik's Darstellung des Othello irgend einen Haken gehabt haben muß; sonst wäre Hogarth auf so etwas gar nicht gefallen. Doch dem sei, wie ihm wolle, aber gewiß scheint es zu sein, daß Garrik in dem tief Humoristischen von Foote*) übertroffen wurde.

Der Graue. Auf welchen kleinen Cyklus von tragischen und komischen Rollen würde aber der humoristische Schauspieler beschränkt sein, verwürfe er Alles, was nicht aus wahrem Humor sich gestaltet? Am Ende würden seine Darstellungen eine Shakespeare-Galerie werden, und Sie sind darin wol mit mir einig, daß es nun einmal bei der leidigen Tendenz unseres Theaterwesens ein gar mißliches Ding ist,

---

*) Hamlet, 5. Aufzug, 1. Scene. —

**) Samuel F. [spr. Fuht], 1719–1777, englischer Schauspieler und Schauspieldichter, Director des Haymarket-Theaters zu London. — A. d. H.

jenen Giganten über die Bühne schreiten zu lassen, den unsere schwachen Theaterbretter kaum mehr tragen können.

Der Braune. Es käme nur darauf an, unseren dünnen Theaterbrettern tüchtige Balken unterzuziehen. Aber zu solchem Bau, der doch immer nöthiger zu werden scheint, fehlt es uns an Geschicklichkeit, vorzüglich an Muth. Doch abgesehen davon, dürfte der Cyklus jener Rollen, von denen Sie sprachen, auch gar nicht so enge ausfallen, als man wol glauben dürfte. — Sie warfen mir vor, daß ich, die gepriesene Vielseitigkeit mancher Schauspieler anfechtend, die Beispiele heterogener Rollen zu grell wählte. Lassen Sie mich jetzt zwei Rollen nennen, die das schneidendste Widerspiel zu bilden scheinen, und die doch mit gleicher Kraft und Wahrheit von einem und demselben wahrhaft genialen Schauspieler dargestellt werden könnten. Ich meine Shakespeare's Othello und Molière's Geizigen.

Der Graue. Welche Behauptung! Wie reimt sich das zu den Principen, die Sie vorhin aufstellten? — Doch nein! Ich fühle dunkel, daß Sie Recht haben können, und bitte, mich ganz aufzuklären.

Der Braune. In Beiden, in Othello und in dem Geizigen, steigert sich eine Leidenschaft aus dem Innersten heraus bis zur furchtbarsten Höhe. Der Eine vollführt die gräßlichste That; der Andere tritt, im tiefsten, gehässigsten Argwohn gegen das ganze menschliche Geschlecht, das er verschworen gegen sich wähnt, die heiligsten Verhältnisse, wie sie Natur und bürgerliche Verbindung bilden, mit Füßen. Nur die individuelle Gestaltung der Leidenschaft Jedes bewirkt die Verschiedenheit ihres Erscheinens und entscheidet über das Tragische und Komische. Liebe und Ehre begeistern den großherzigen Mohren; nur die wahnsinnige Lust am schnöden Golde beseelt den Geizigen. Beide in ihrem Innersten angegriffen, in ihrem eigentlichsten Wesen, Leben und Heil gekränkt, brechen los in toller Wuth, und in dieser, in dem höchsten Moment ihrer Erscheinung, treffen die Strahlen, wie sie aus ihrem Innern in verschiedener Brechung hervorströmten, dort tragisches Staunen, hier lachenden Spott in

der Brust des Zuschauers entzündend, in einem Focus zusammen. Wen erfaßt nicht tiefes Entsetzen bei Othello's furchtbaren Worten: „Thu aus das Licht!“ Wen wird aber mitten im Lachen nicht auch tiefes Grauen anwandeln, wenn der Geizige in heilloser Raserei seinen eigenen Arm erfaßt, wähnend, den Dieb festzupacken, der ihm die Cassette stahl, wenn er in voller Verzweiflung selbst unter den Zuschauern den Verräther sucht? — So ist wol Molière's Geiziger ein wahrhaft komischer Charakter, von dem uns der gehaltlose, ganz in die Gemeinheit gezogene Kammerrath Fegesack*) kein Bild giebt, so wie die Art, wie dieser von einem nicht längst verstorbenen großen Schauspieler**) dargestellt wurde, eine der seltsamsten Verirrungen war, die es wol geben mag. Lassen Sie mich eines Shakespeare'schen Charakters gedenken, in welchem das Tragische und Komische vollkommen zusammenströmend das Entsetzliche erzeugt. Ich meine den Shylock.***) Es ist so viel über diese schwierigste aller schwierigen Rollen, die auf solche Elemente gestützt sind, gesagt worden, daß meine Bemerkungen viel zu spät kommen würden. Aber Sie gestehen mir ein, daß diese Rolle recht eigentlich in meine Theorie von tief komischen Rollen paßt und wol nur von einem solchen Schauspieler, der in der That vielseitig ist, wie ich nämlich Viel- oder Doppelseitigkeit verstanden haben will, wahr und kräftig dargestellt werden könnte.

Der Graue. Gerade diese Rolle, welche Sie gewiß mit Recht in die Kategorie der allerschwierigsten stellen, spielt mein kleiner Garrik so ganz vortrefflich, daß schwer zu befriedigende Kenner ihm nie den vollsten Beifall versagten. Im Grunde genommen, ist dieser Shylock ein jüdischer Heros; denn der im tiefen Innern glühende Haß gegen das Christenvolk wird pathetisch, indem er jede andere Leidenschaft wegzehrt und die fürchterliche Rache erzeugt, welcher

---

*) So heißt der Geizige in der freien Uebersetzung des Molière'schen Stückes von H. Zschokke, 1805. —

**) Iffland. S. dessen Almanach fürs Theater auf das Jahr 1808. —

***) In Shakespeare's „Kaufmann von Venedig“. — A. d. H.

der Jude Geld und Gut, selbst die Tochter opfert. Sein Untergang ist echt tragisch und wol grauenvoller als der Untergang manches Helden oder Tyrannen. Was ist der Giftbecher oder der Dolchstoß gegen die gänzliche Vernichtung der bürgerlichen Existenz, die über den Juden verhängt wird, und die wie ein langsam tödtendes Gift sein inneres Mark aufzehrt? Wenn mein Garrik die Worte spricht: „Mir ist nicht wohl ꝛc.",*) so gleitet es gewiß jedem Zuschauer, dessen Gemüthsart nicht gar zu robust und undurchdringlich ist, eiskalt durch alle Glieder.

Der Braune. Wie geht es mit den Scenen, wenn der Jude in heller Verzweiflung um seine Tochter und um seine Ducaten schreit, und dann, wenn ihm Antonio's Unglück, das seine Brust labt, verkündet wird, und er dazwischen immer Nachrichten von der Jessika hören muß, welche ihm die Brust durchschneiden?**)

Der Graue. Ha, ich verstehe Sie. Gerade in diesen Scenen ist es wol am Schwersten, auf dem schillernden Hintergrunde die Figur rein kräftig zu erhalten. Der Zuschauer soll lachen über den Juden, ohne daß dieser im Mindesten lächerlich wird. Gerade in diesen Scenen übertrifft mein Garrik einen großen Schauspieler, den ich einst diese Rolle spielen sah und der ins gemeine Jüdeln fiel, dadurch aber das Hochpoetische der Rolle gänzlich zerriß. Wahrscheinlich verführte ihn die im gewöhnlichen Leben gemachte Erfahrung, nach welcher die Juden, sobald sie von irgend einer Leidenschaft bestürmt werden, Ton und Geberde ganz seltsam ändern und eben in das sogenannte Jüdeln verfallen, das ob seines Possierlichen unwiderstehlich zum Lachen reizt. Wie paßt das aber zum Shylock, dessen Sprache ein schärferer Accent, der Anhauch des Hebräischen, hinlänglich individualisirt? Die fremden Anklänge aus dem Orient, welche der Rolle des Shylock einen wunderlichen Pathos geben, hat mein Schauspieler sehr in seiner Gewalt.

---

*) Der Kaufmann von Venedig, 4. Aufzug, 1. Scene. —
**) Ebenda, 3. Aufzug, 1. Scene. — A. d. H.

Der Braune. Und von diesem Shylock ist nur ein Schritt hinüber zu jenen wunderbaren Rollen Shakespeare's, die auf den Humor im andern oder vielmehr engeren Sinn basirt sind. Das Gefühl des Mißverhältnisses, in welchem der innere Geist mit allem äußern irdischen Treiben um ihn her steht, erzeugt den krankhaften Ueberreiz, der ausbricht in bittere, höhnende Ironie. Es ist ein krampfhafter Kitzel, den das schmerzlich berührte, wunde Gemüth empfindet, und das Lachen ist nur der Schmerzeslaut der Sehnsucht nach der Heimath, die im Innern sich regt. Solche Charaktere sind der Narr im „Lear", Jacques in „Wie es Euch gefällt"; aber auf der höchsten Spitze derselben steht wol der unvergleichliche Hamlet. „Es ist ein Gemüth, zu schwach, das zu tragen, was das Schicksal ihm aufgelastet," heißt es irgendwo, und ich setze hinzu, daß vorzüglich das tiefe Gefühl jenes Mißverhältnisses, welches keine That ausgleicht, sondern das nur mit dem eigenen irdischen Untergange endet, den Hamlet schwankend und unentschlossen erscheinen läßt. Dieser Hamlet ist es nun aber, den in der That nur der vom tiefsten Humor beseelte Schauspieler darstellen kann. Ich habe noch keinen gesehen, der in dieser Rolle nicht auf mäandrische*) Irrwege gerathen sein, oder der nicht wenigstens entweder diesen oder jenen integrirenden Theil des Charakters verfehlt, so aber eigentlich gar keinen Charakter dargestellt haben sollte. In besonderer Beziehung auf den Hamlet wiederhole ich, was ich vorhin aussprach. Mit welcher unwiderstehlichen Gewalt müßte der Schauspieler auf das Gemüth des Zuschauers wirken, dem die Gabe verliehen, den ihm inwohnenden wahren Humor in Ton, Wort und Geberde aus dem Innern heraus ins äußere Leben zu strahlen! Ueber welche Rolle ist mehr Weises, Tiefes und Herrliches geschrieben worden als eben über den Hamlet? Es ist kaum möglich, praktischeren Unterricht darüber zu geben, als es im „Wilhelm

---

*) Maiandros, ein Fluß in Kleinasien, der in vielen Krümmungen aus Phrygien durch Karien ins Aegäische Meer fließt. — A. d. H.

Meister“ *) geschehen; doch — was hilft der beste Unterricht im Tanz dem Lahmen?

Der Graue. Bemerken Sie wol selbst, daß Sie immer und immer nur von Shakespeare sprechen? Hat Sie denn die Erfahrung nicht wie mich darüber belehrt, daß, noch einmal sei es gesagt, die Aufführung Shakespeare’scher Stücke ein durchaus mißliches Ding ist? Glauben Sie mir, auch mich hat der Shakespeare’sche Genius mächtig ergriffen; auch ich dachte, las ich manches Stück, daß es mit Riesenkraft wirken, Alles um sich her niederschlagen müßte. Ich sparte keine Mühe, keinen Aufwand an Decorationen und Kleidern; ich ließ es nicht an Proben fehlen; ich suchte jeden Schauspieler für seine Rolle zu beseelen. Alle spielten gut, ich kann es nicht anders sagen; doch blieb das Stück wirkungslos oder machte wenigstens nicht den Effect, den ich mit Recht davon erwarten zu können geglaubt hatte.

Der Braune. Und am Ende verloren Sie Liebe und Lust?

Der Graue. Wie ich es nicht leugnen kann. Es ist das Zeitalter der Shakespeare’schen Stücke nicht mehr; davon habe ich mich hinlänglich überzeugt.

Der Braune. Haben Sie wol jemals ein Shakespeare’sches Stück dem Original getreu gegeben?

Der Graue. Allerdings, — nur freilich mit den Abänderungen, welche die Einrichtung unseres Theaters und die Deutlichkeit nöthig machten. Einige Scenen wurden nur versetzt, manche zu lange Reden abgekürzt . . .

Der Braune. O! — o! — o!

Der Graue. Sie billigen das nicht? Aber sagen Sie mir, was soll man damit anfangen, wenn z. B., wie es im Shakespeare oftmals geschieht, plötzlich verwandelt und der Zuschauer an einen ganz entfernten Ort versetzt wird, um eine kurze Rede oder ein kurzes Gespräch zu hören, worauf wieder verwandelt wird und Alles im vorigen Geleise fortgeht?

*) Goethe’s Werke (Hempel’sche Ausg.), Bd. 17, S. 281 ff. — A. d. H.

Der Braune. Haben Sie, mein lieber Freund, wenn Sie bei dem Lesen eines Shakespeare'schen Stückes auf eine solche Scene stießen, sich wol recht lebhaft im Geiste nicht auf, sondern vor die Bühne gestellt? Glauben Sie mir, Sie würden dann sehr deutlich die Nothwendigkeit jener Scene, die auf den ersten Blick ohne allen Zusammenhang hineingeschneit schien, gefühlt haben. Es mochte, um Künftiges vorzubereiten, gerade nöthig sein, den Zuschauer plötzlich an dies oder das zu erinnern oder irgend einen Funken hinzuwerfen, der später aufglimmt. — Es giebt keinen ärgeren Irrthum als die Meinung, daß Shakespeare, von der Begeisterung des Augenblicks hingerissen, ja, von dem Phantasma, das der aufgährende Geist geboren, beherrscht, in regelloser Willkür seine Werke hingeworfen. „Das Genie", sagt ein tiefer Kenner der Kunst,*) „wirkt auch in den höchsten Graden des Enthusiasmus mit Besonnenheit und Freiheit. Es ist von seinem Gegenstande durchdrungen, emporgehoben, begeistert, aber nicht beherrscht." — Wie sehr dies bei Shakespeare zutrifft, davon giebt den schlagendsten Beweis, daß gerade in dem schwierigsten Punkt jedes dramatischen Werks, in dem Punkt, der die klarste Besonnenheit, die vollkommenste Herrschaft über den Stoff, wie er in allen Theilen verarbeitet werden soll, vorausgesetzt, seine vollendete Meisterschaft auf das Herrlichste hervorleuchtet. Ich meine nichts Anderes als die Exposition des Stückes. Denken Sie an die ersten Scenen von Julius Cäsar, Hamlet, Othello, Romeo und Julie ꝛc. ꝛc. Ist es möglich, den Zuschauer in den ersten Momenten kräftiger zu ergreifen, ihn auf andere Weise sogleich in die Zeit, medias in res, in den Brennpunkt der Handlung zu versetzen?

Der Graue. Und doch ist selbst von großen Dichtern eben an diesen Expositionen viel gemodelt worden. So

---

*) Karl Ludwig Fernow, 1763—1808, Römische Studien, 3 Bde., Zürich 1806—1808. F. war Bibliothekar der verwittweten Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar. — A. d. H.

z. B. ist ja Romeo und Julie in ganz veränderter Gestalt erschienen.*)

Der Braune. O, lassen Sie uns von diesem ganz unerklärlichen Mißgriff schweigen! Die Bearbeitung, von der Sie sprechen, ist mir wie eine abscheuliche Verhöhnung unserer Theaterbretter erschienen. Wenden wir uns geschwind zum „Egmont“,**) dessen meisterhafte Exposition Shakespeare's würdig ist. Der Vorhang rollt auf, nicht damit wir lange Erzählungen von uns fremdartigen Dingen anhören sollen, — nein, wir blicken selbst in die uns erschlossene Zeit des Dramas hinein; vor unsern Augen geschehen die Dinge, aus denen die Handlung wie aus einem fruchtbaren Keim aufsproßt und sich entwickelt bis zur Vollendung. Wer mag denn nun glauben, daß solch ein besonnener, den Stoff beherrschender Meister wie Shakespeare auch nur das Mindeste ohne tiefe Absicht, ohne die innerste Ueberzeugung der Nothwendigkeit in sein Werk hineingearbeitet haben sollte? Nicht an dem Meister, an uns mag es liegen, daß wir oft nicht jene tiefere Idee erkennen. Das heillose Versetzen der Scenen ist es aber, wodurch wir Alles, was kunstmäßig zusammengefügt, gewaltsam auseinanderreißen, und dann wundern wir uns, daß aus dem schönen Bilde, dessen Theile nicht mehr zusammenpassen, eine alberne Mißgeburt geworden ist. Eigentlich ist es ganz toll anzusehen, wie mittelmäßige Bursche sich unterfangen, mit dem großen Meister umzugehen, nicht als sei er ihres Gleichen, — nein, als corrigirten sie dem armseligen Schulbuben ein Exercitium. Einer fängt an und ändert und streicht; der Andere ändert das Geänderte, und dem Dritten ist es noch nicht recht; der thut noch von dem Seinigen hin-

---

*) Es sind mehrere derartige Bearbeitungen bekannt: 1. Romeo und Julie, ein Trauerspiel (von Christian Felix Weiße). Leipzig 1768; 2. Der neue Romeo, eine Tragikomödie (von J. J. Bodmer). Frankfurt und Leipzig 1769; 3. Romeo und Julie, ein Trauerspiel, nach Shakespeare für das deutsche Theater bearbeitet. Leipzig 1796; 4. Romeo und Juliette, ein dramatisches Gedicht von Freih. von Soden. Naumburg 1809; 5. Romeo und Julie, ein Quodlibet von Charakteren in 2 Akten. Wien 1818. Es ist nicht klar, welche H. gemeint hat. —

**) Trauerspiel von Goethe (Werke, Thl. 7). — A. d. H.

zu und richtet ein für seine Leinwand und für seine Bretter, wie er nur kann, so daß der Name Shakespeare auf dem Zettel zur heillosen Ironie wird. Leider, leider ließen sich selbst bessere oder vielmehr wirkliche Dichter verleiten, Koryphäen*) solches Unwesens zu sein. — Noch kennt, wie ich mit dem vollsten Recht behaupten mag, das große Publicum den herrlichen Meister gar nicht; denn nirgends sah es ein Werk von ihm ohne jene unverständigen Verstümmelungen, die sich auf keine Weise rechtfertigen lassen und nur ein Beweis der Imbecillität**) Derer sind, die sie unternahmen. — Doch ich werde, so wie immer, wenn ich von meinem herrlichen Shakespeare spreche, heftiger, als es gerade nöthig.

Der Graue. So viel werden Sie mir aber eingestehen müssen, daß es beinahe in jedem Shakespeare'schen Stück Redensarten giebt, die so sehr Anstand und Sitte beleidigen, daß es unmöglich ist, sie auf der Bühne sagen zu lassen.

Der Braune. Freilich sind wir so prüde geworden, daß wir über jeden robusten Spaß die Nase rümpfen und uns lieber die Ruchlosigkeit manches französischen Stückes gefallen lassen als irgend einen Ausdruck, der ein natürliches Ding auf natürliche Weise benennt, — und so bleibe dann solch ein Ausdruck, solch eine Redensart weg! Dies kann dem Ganzen nichts schaden, wiewol jedesmal ein tüchtiger, aus der tiefsten Tiefe gegriffener Charakterzug zum Teufel gehen wird. Wenn der Junker Tobias in „Was Ihr wollt", auf die Häringe flucht, die ihm aufstoßen,***) so steht mit einem Zuge der ganze Rüpel vor uns da. Denken Sie noch an die Kärrnerscene in „Heinrich der Vierte",†) und Sie werden mir gestehen, daß durch diese Scene, die Manchem auch ganz zwecklos hineingeflickt scheinen dürfte, erst das ganze Bild der Schenke in Gadshill und der sauberen Gesellschaft, mit welcher der humoristische Prinz seinen tollen Verkehr treibt, recht lebendig hervortritt. Freilich darf eine solche

*) Chorführer, — an der Spitze (Korypha) stehend. —
**) Geistesschwäche. —
***) 1. Aufzug, 5. Scene. —
†) Erster Theil, 2. Aufzug, 1. Scene. — A. d. H.

Scene zur Zeit nicht auf die Bühne kommen, weil wir sonst nothwendig von unserer ganz erstaunlich feinen Bildung etwas herablassen müßten!

Der Graue. Ich merke schon, — keinen Flecken dulden Sie an Ihrem Liebling. Doch zugegeben auch, daß ein Shakespeare'sches Werk nur ganz dem Original getreu auf das Publicum mit voller Stärke zu wirken vermöchte, so werden Sie mir doch eingestehen müssen, daß es wol schwerlich irgend eine Bühne geben dürfte mit so viel talentvollen Schauspielern versehen, um die Unzahl von Rollen in jenen Schauspielen, deren keine vernachlässigt werden darf, gehörig besetzen zu können.

Der Braune. Daß in der Unbehilflichkeit, vorzüglich aber wol in der Entwöhnung unserer Schauspieler von allem echt Dramatischen eine große Schwierigkeit liegt, will ich, muß ich einräumen. Dichter und Schauspieler stehen in beständiger Wechselwirkung. Jene geben den Ton an, den diese auffassen, und das Erklingen dieses Tones regt jene an, abermals und abermals auf dieselbe Weise zu intoniren, weil sie nun des richtigen Nachklingens gewiß sind und sich daran erfreuen. Es wäre thöricht, zu glauben, daß zu Shakespeare's Zeit es lauter vortreffliche Schauspieler gab, so daß die kleinste Rolle einem theatralischen Heros zufiel; gewiß ist es aber, daß der Genius des Meisters Alle impulsirte, mit einem Wort, daß, von dem Ganzen beseelt, Jeder vermochte, richtig in das Drama einzugreifen, und so sich Alles zum Gehörigen fügte. — Ich sprach von Shakespeare's meisterhaften Expositionen. Schon diesen einzelnen integrirenden Theil seiner Werke betrachtend, gewahrt man sichtlich, auf welche Irrwege neuere dramatische Dichter geriethen und dadurch den Verfall der dramatischen Kunst herbeiführten.

Der Graue. Wie? Giebt es denn nicht auch neuere anerkannte Meisterwerke?

Der Braune. O, man hat köstliche glänzende Schleier gewebt, so daß wir wie der Prinz im „Triumph der Empfindsamkeit"*) mit der Puppe zufrieden sind, die dahinter sitzt, und die

*) Goethe's Werke (Hempel'sche Ausg.), Thl. 8, S. 363 f. — A. d. H.

Königin selbst nicht mehr mögen. Worin besteht denn eigentlich die göttliche Kraft des Dramas, die uns so wie kein anderes Kunstwerk unwiderstehlich ergreift, anders, als daß wir, mit einem Zauberschlage der Alltäglichkeit entrückt, die wunderbaren Ereignisse eines phantastischen Lebens vor unsern Augen geschehen sehen? Ist es daher nicht recht dem innigsten Wesen des Dramas entgegen, wird seine eigenthümlich wirkende Kraft nicht ganz gelähmt, wenn uns die That, die wir mit eigenen Augen zu schauen gedachten, nur erzählt wird? — In der That, in der lebendigsten Handlung giebt uns Shakespeare die Exposition des Stücks, während Andere mit langweiligen Erzählungen uns von vornherein ermüden und uns mit schönen Worten und Redensarten überschütten, die kein lebendiges Bild in unserer Seele zurücklassen. Aber nicht blos von der Exposition ist die Rede, nein, die mehresten unserer neuern großen Haupt- und Staatsactionen sind, an That und Handlung bettelarm, nur rhetorische Kunstübungen zu nennen, in denen Einer nach dem Andern auftritt und, sei er König, Held, Diener 2c. 2c., in zierlicher, geschmückter Rede sich ausbreitet. Viel zu weit würd' es mich führen, wenn ich sagen sollte, wie ich mir so nach meiner Art das allmähliche Abweichen unserer Dichter von dem wahrhaft Dramatischen erkläre; so viel ist aber gewiß, daß Schiller, dem die Kraft des Wortes wie nicht leicht Einem zu Gebote stand, seiner Herrlichkeit und Größe unerachtet, die nächste Gelegenheit zu jener Verirrung gab. Eine gewisse Prägnanz, mittels welcher Verse Verse gebären, ist ihm ganz eigenthümlich.

Der Graue. Nehmen Sie den verjährten Shakespeare so sehr in Schutz, daß Sie ihn als durchaus makellos erkannt haben wollen, so preise ich dagegen meinen herrlichen Schiller, der wie ein glänzender Stern wol manchen hochgerühmten Dichter überstrahlt. Sie wollen Handlung; giebt es reichere als im „Wilhelm Tell“?

Der Braune. Habe ich denn den großen Mann tadeln wollen? Nur von dem „imitatorum pecus“*) war die

*) Von der Viehheerde der Nachahmer. — A. d. H.

Rede, das sich jedesmal an die Schwäche hält, die sich mit dem eigenen Princip am Leichtesten vermählt. Es ließe sich ein großer Streit über die Frage beginnen, inwiefern Schiller ein eigentlich dramatischer Dichter zu nennen. So viel ist aber gewiß, daß ein hochbegabter Genius wie er die tiefe Erkenntniß des wahrhaft Dramatischen wol in sich tragen mußte. Sein Streben nach diesem in spätern Jahren ist unverkennbar. Sie erwähnten des „Tell"; vergleichen Sie nur diesen mit dem „Don Carlos"! Welch eine Kluft liegt zwischen beiden Schauspielen! So wie ich den „Don Carlos" für ganz undramatisch halte, räume ich Ihnen aus voller Ueberzeugung ein, daß „Wilhelm Tell" wenigstens in den ersten Aufzügen ein wahrhaftes Schauspiel ist. Die wundervoll herrliche Exposition in diesem Meisterwerk beweiset auch, wie wenig der wahre Dichter dazu der Erzählung bedarf, die, so schön sie auch verfaßt sein mag, an und für sich allein den Zuschauer niemals erwärmen wird. Aber auf das Erzählen haben nun einmal viele neuere Dichter ihre Sache gestellt, und manches Trauerspiel enthält eigentlich nichts weiter als die wohlgeordnete, in schönen Worten und absonderlichen Redensarten verfaßte Relation eines fatalen Criminalverbrechens, die mehreren Personen verschiedenen Alters und Standes in den Mund gelegt ist, worauf dann die Vollziehung des gesprochenen Urtheils an dem schuldigen Missethäter erfolgt. Kurz, von dem wahrhaft Dramatischen ab zu dem Rhetorischen haben sich unsere Dichter gewandt und unsere Schauspieler mit fortgerissen, die ihrerseits nun auch dem rhetorischen Theil ihrer Kunst zu viel Werth geben.

Der Graue. Sie können doch das Bestreben unserer Künstler, richtig zu sprechen im ganzen Umfange des Wortes, unmöglich tadeln!

Der Braune. Ei, richtige Declamation ist ja die Basis, worauf Alles beruht; aber damit ist ja noch nicht Alles gethan. Man kann eine Rolle sehr richtig declamiren und doch Alles auf das Erbärmlichste verhunzen. Eine ganz eigene, aber sehr erklärliche Erscheinung der neueren Zeit ist es wol, daß man die dramatische Kunst zerspaltete und die Glieder

des verstümmelten Körpers einzeln zur Schau trug. Während Manche herumreisten und, sprachlosen Automaten gleich, wunderliche Posituren machten oder wie Grimaciers*) allerlei bedenkliche Gesichter schnitten, declamirten sich Andere in dramatischen Concerten heiser, und damit die unsinnige Tändelei bis zum höchsten Punkt getrieben werde, mußte sich die Musik dazu hergeben, zu dem dumpfen, tonlosen Geplapper ihre herrlichen Accorde ertönen zu lassen. Der Unfug war zu arg, um lange geduldet werden zu können.

Doch ich lenke in mein voriges Thema ein. Eben daher, weil die Schauspieler durch die Werke unserer rhetorisch gewordenen Dichter von dem wahrhaft Dramatischen entwöhnt sind, wird ihnen die Darstellung Shakespeare'scher Rollen, die nur ganz allein auf das Dramatische basirt sind, schwer, ja unmöglich. Hier ist's mit der Declamation allein nicht gethan; Schauspieler im ganzen Sinn des Wortes muß Der sein, der im Shakespeare auftritt, und es folgt hieraus noch gar nicht, daß jede seiner Rollen einen übervortrefflichen Schauspieler verlange. Ein mittelmäßiges Talent, das nur von der Handlung ergriffen ist und sich wirklich rührt und bewegt wie ein lebendiger thätiger Mensch, kann hier den im Grunde besseren Schauspieler übertreffen, der in dem beständigen Mühen, durch die Rede zu ergreifen, alles Uebrige um sich her vergißt.

Noch ein Punkt ist hier zu bedenken. Eben weil wahrhaft dramatische Charaktere in der äußern Erscheinung wirken sollen, widerstrebt sehr oft die Persönlichkeit des Schauspielers dem darzustellenden Charakter so sehr, daß alle Mühe, den Zuschauer zu illudiren,**) vergebens bleibt. Hier hilft nun die angeborene Eitelkeit der Imbecillität***) des blos rhetorischen Schauspielers wacker auf. Er räsonnirt: „Es ist wahr, mein Organ ist schwach; meine Bewegungen sind kränklich, schwankend; Alles das scheint der Natur des Heros, den ich

*) Fratzenmacher. —
**) In Täuschung zu versetzen. —
***) Schwachköpfigkeit. — A. d. H.

darzustellen unternommen, entgegen zu sein; allein wer vermag, die Rolle mit dem Ausdrucke, mit der Richtigkeit der Intonation zu sprechen wie ich? Das entschädigt für alles Uebrige.“ Der Schauspieler irrt sich; denn statt den Heros vor Augen zu sehen, erblickt der Zuschauer nur Einen, der von dem Heros hübsch erzählt und sich dabei müht, zu thun, als sei er der Heros selbst; aber das glaubt ihm der Zuschauer nun und nimmermehr. Verlangt nun gar die Rolle irgend einen Ausbruch der physischen Kraft, die dem Schauspieler mangelt, und behilft der sich mit irgend einem in der Regel schlecht gewählten Surrogat, so läuft er Gefahr, lächerlich zu werden und das Ganze auf heillose Weise zu verstören. Beinahe noch auffallender trifft dieses Alles bei weiblichen Rollen ein, die oft ganz mit ihrem innersten Wesen auf die Persönlichkeit der Schauspielerin basirt sind. Denken Sie an die Turandot!

Der Graue. Ha, Turandot! — O, Sie wecken mit dem Namen eine Erinnerung, die mich noch mit süßen Schauern durchbebt. Vor mehreren Jahren durchreiste ich, damals noch ein sehr junger Mensch, einen Theil von Italien. In Brescia fand ich eine kleine Truppe, die, ein sehr seltener Fall in Italien, Schauspiele gab. Hoch verwunderten wir uns, ich und mein Begleiter, den zur großen Ungebühr vergessenen Gozzi*) hier noch auf der Bühne zu finden. In der That hatte man für den künftigen Abend „Turandot, Fiaba Chinese teatrale tragicomica in cinque Atti“**) angekündigt. Der Zufall wollt' es, daß ich die Schauspielerin, welche die Turandot spielen sollte, Tages zuvor ganz in der Nähe sah. Sie war von mittlerer Gestalt und gerade nicht schön zu nennen; aber nie sah ich ein schöneres Ebenmaß des Gliederbaues, nie mehr Anmuth der Bewegung. Die Form ihres Gesichtes war das reinste Oval, die Nase wohlgestaltet, etwas aufgeworfene Lippen, schönes, tief dunkles Haar; aber vor

*) S. oben Th. 13, S. 122.

**) Turandot, ein tragikomisches chinesisches Theater-Märchen in 5 Acten. — A. d. H.

Allem strahlten die großen schwarzen Augen in wahrem Himmelsglanz. Sie sprach den Contralto der Italienerinnen, der, wie Sie wissen werden, recht tief ins Herz dringt. Gleich im ersten Auftreten, in den ersten Scenen bewährte sich Signora als vollendete Schauspielerin. Unbeschreiblich war der Ausdruck des tief im Innersten auf wunderbare Weise bewegten Gemüthes, als sie bei Kalaf's Anblick leise zur Zelima die bedeutenden Worte sprach, in denen der feinste Faden zum ganzen Gespinnst angelegt wird:

„Zelima, o cielo, alcun oggetto, credi,
Nel Divan non s'espose, che destasse
Compassione in questo sen. Costui
Mi fa pietà."*)

Aber als sie nun, da Kalaf zwei ihrer Räthsel errathen und sie das dritte dumpf und feierlich hergesagt, in blendender Majestät vorschritt, als sie plötzlich den Schleier, der ihr Antlitz verhüllte, zurückwarf, da fuhr der tödtende Blitz ihrer in Himmelsfeuer strahlenden Augen nicht in Kalaf's Brust allein, — nein, in die Brust jedes Zuschauers.

„Guardami'n volta e non tremar! Se puoi,
Spiega, chi sia la fera, o a morte corri!"**)

Wer fühlte nicht alle Schauer der süßesten Wonne, des Entzückens, der staunenden Angst seine Adern durchgleiten, wer hätte nicht wie Kalaf in Himmelsseligkeit verzweifelnd ausrufen mögen: „O bellezza, o splendor!"***)

Der Braune. Sehn Sie wol! Hätte Ihre Signora nicht dergleichen strahlende Augen gehabt, wie ging es dann mit dem Effect der Hauptscene im ganzen Drama? Eben wollt' ich erst der Turandot gedenken als einer der aller-

*) Zelima, o Himmel, noch Keiner, glaube mir, trat im Divan auf, der Mitgefühl in dieser Brust geweckt hätte. Dieser macht mir Pein. —

**) Sieh mich einmal an und zittere nicht! Wenn Du kannst, erkläre, wer die Spröde sei (nämlich das Räthsel bei Gozzi), oder gehe zum Tode! —

***) O Schönheit, o Glanz! — A. d. H.

schwierigsten Rollen rücksichts der Ansprüche, die sie an die Schauspielerin macht. Nur die vollendete Künstlerin wird das Heroische oder vielmehr die wahnsinnige Wuth der Turandot erfassen, ohne den Zauber der herrlichsten Weiblichkeit zu zerstören. Und dazu muß jene vollendete Künstlerin jung und schön sein, und zwar so schön, wie es mittels aller ersinnlichen Farbentöpfchen in der Welt nicht hervorgebracht werden kann. Strahlt sie nicht den Kalaf an mit solchen Augen wie Ihre Brescianerin, oder wird auch nur ein mittelmäßiges, gleichgiltiges Gesichtlein enthüllt, wenn der Schleier abgeworfen, so ist Kalaf's Verwirrung wie die ganze Scene lächerlich. Uebrigens bin ich so glücklich gewesen, eine deutsche Turandot zu sehen, die Ihrer Brescianerin ganz an die Seite zu stellen, und dabei einen so überaus vortrefflichen Altoum, daß gar nichts zu wünschen übrig blieb. Meine Majestät trug einen ungeheuern chinesischen Hut und bewegte sich in den schwerfälligen Kleidern langsam, pathetisch, feierlich, wie es dem fabelhaften Kaiser ziemt. So ganz von gravitätischem Ernst umflossen, nahm sich nun seine beständig gerührte Stimmung ungemein wunderlich aus. Ein großes, sehr absonderliches Schnupftuch wehte in seiner Hand, und damit trocknete er sich im Divan, auf dem Thron sitzend, die Thränen auf ganz eigenthümliche Weise, und dabei schnitt seine Stimme in den beweglichen Redensarten, die er an die Turandot richtete, oft durch wie ein chinesisches Glockenspiel. Der Schauspieler hatte die tiefe Ironie dieser vortrefflichen Rolle herrlich aufgefaßt. Er, Turandot und Adelma, die der vortrefflichsten Schauspielerin, wie es je eine gegeben, zugefallen, hielten mich schadlos für die Erbärmlichkeit des Uebrigen, welche vorzüglich der schlechten Bearbeitung zuzuschreiben war. Auch hier beweiset der Mißgriff eines großen Dichters*) meinen Satz, daß es mit dem Bearbeiten

*) Schiller ist gemeint. Dieser selbst war freilich anderer Ansicht. „Ich hoffe," schreibt er an Körner den 16. Novbr. 1801, „dem Gozzi'schen Märchen durch eine poetische Nachhilfe bei der Ausführung einen höheren Werth zu geben. Es ist mit dem größten Verstand componirt; aber es fehlt ihm an einer gewissen Fülle, an poetischem Leben. Die Figuren

überhaupt eine mißliche Sache ist. Mit dem Original verglichen, begreift man nicht, wie es dem deutschen Bearbeiter möglich war, die herrlichsten Züge zu verwischen, vorzüglich aber die charaktervollen Masken so fade und bleich hinzustellen.*)

Der Graue. Warum lächelten Sie vorhin so satirisch, als ich von meiner Brescianerin erzählte?

Der Braune. Mir ging so Manches durch den Kopf über den Anspruch der Schönheit, den man an die Damen der Bühne macht. Vorzüglich fiel mir aber ein Schwank ein, der im Parterre eines benachbarten Theaters gar hübsch hervorsproßte, und den ich gleich erzählen will, um in unser Gespräch, das beinahe zu ernst geworden, etwas Lustiges hineinzuwerfen. Also: Vor wenigen Wochen wurde auf dem gedachten Theater die Oper „Don Juan" gegeben. Ich saß im Parterre. Die Sängerin, welche die Donna Anna vorstellte, war eine geborene Italienerin, aber das Widerspiel Ihrer Brescianischen Signora; denn alt und häßlich genug sah sie aus, das muß ich gestehen. Dies veranlaßte denn einen jungen Mann, der mir unfern saß, sich zu seinem Nachbar zu wenden und sehr mißmüthig zu äußern, wie doch die alte häßliche Person, die noch dazu falsch singe, alle Illusion störe; denn unmöglich könne man glauben, daß dem leckern Don Juan nach dieser ganz hingewelkten Blume gelüsten solle. Der Nachbar erwiderte mit einer überaus pfiffigen Miene: „Das verstehen Sie nun gar nicht, mein Lieber! Mit sehr gutem Bedacht hat die erleuchtete Direction die Partie der Donna Anna jener würdigen, wiewol etwas garstigen Person zugetheilt; denn dadurch wird eben erst Don Juan's

---

sehen wie Marionetten aus, die am Draht bewegt werden; eine gewisse pedantische Steifigkeit herrscht durch das Ganze, die überwunden werden muß," u. s. w. (Schiller's Werke, Thl. 8, S. 5). —

*) Hier war Iffland, der Praktiker, anderer Ansicht, der sogar Gozzi's Werke der Schauspielkunst schädlich glaubte und überhaupt nicht für die Einführung der italienischen Masken auf der deutschen Bühne war. Vgl. Iffland's Brief an Schiller vom 16. April 1802. (Ebenda, Thl. 8, S. 8 f.) — A. d. H.

heillose Verruchtheit recht in volles Licht gehoben. Der Himmel hat die gute Donna eben nicht mit Schönheit gesegnet; reich ist sie, wie man aus guten Quellen weiß, auch nicht, — denn, lieber Gott, was wirft die Commandantur in einem kleinen Landstädtchen ab? — und mit der Statue im Garten ist es eitle Prahlerei; die ist nur aus Pappe geschnitten und weiß bemalt. Wie froh ist daher der würdige Vater, daß sich der gute Monsieur Ottavio ganz unvermuthet eingefunden, und daß er die Tochter, ist sie gleich schon stark in die Jahre gekommen, doch noch glücklich unter die Haube bringt! Dies Alles weiß der verruchte Don Juan. Hier ist keine Schönheit, keine Jugend, keine Anmuth, die ihn reizen kann; ja, vielleicht Widerwillen, Abscheu mit Gewalt bekämpfend, stellt er der guten Donna nach, blos um die Ruhe, das Glück einer rechtschaffenen Familie auf immer zu verstören. Diese Lust an Unglück ist ja eben das teuflische Princip, das ihn beseelt."

Der Graue. O herrlich, überaus herrlich! Dabei fällt mir ein, wie einst, als man nichts auf der Bühne dulden wollte als rührende Familiengemälde, Jemand mit inventiöser Ironie die „Zauberflöte" zu einem Familienstück umschuf und dadurch den Andern, der sich über den Unsinn des phantastischen Zeuges bitter beklagte, vollkommen beruhigte. „Sehen Sie, mein Lieber," fing er an, „der selig verstorbene Gemahl der Königin der Nacht war Sarastro's älterer Bruder; mithin ist Sarastro Onkel der Pamina, der, da die Königin der Nacht ob ihrer bösen Gemüthsart eine schlechte Ehe voll Zank und Streit führte und nebenher auch einen verbotenen Umgang mit dem Papageienherzog unterhielt, dessen Frucht Papageno war, von dem Verstorbenen im Testament der Pamina zum Vormund zugeordnet und als solcher von dem Pupillen-Collegio bestätigt worden. Sarastro gewahrte, wie schlecht Pamina von der Mutter erzogen, wie die gute Kleine durch zu frühe, übelgewählte Romanenlectüre — z. B. Werther's Leiden, Wahlverwandtschaften, Hesperus*) ꝛc. — so wie durch übermäßiges Tanzen vom Grund aus verdorben wurde. Mit

*) Von Goethe, Jean Paul. — A. d. H.

vollem Recht als Onkel und Vormund nahm er daher die Kleine zu sich und erzog sie selbst, indem er ihrem wissenschaftlichen Unterricht Basedow's „Elementarwerk" (die Mysterien der Isis und des Osiris) zum Grunde legte. Daher und weil Sarastro vor der Siegelung des Nachlasses den berühmten Sonnenkreis als Familien-Inventarium vindicirte, kommt der wüthende Haß der Königin der Nacht. Tamino's Vater, dessen Reich gar nicht so entfernt ist, als man glauben sollte, da es gleich linker Hand neben dem Isistempel hinter dem dunkelgrauen Berge liegt, ist Sarastro's jüngerer Bruder. Eben deshalb, weil Tamino seine Cousine heirathen will, muß er erst durch Feuer und Wasser gehen, worauf das Consistorium (die Versammlung der Priester) ihm als einem Mann, welcher dergleichen aushält, die Dispensation zur Heirath ertheilt. Sarastro, als Consistorialpräsident, wußte freilich, als die Sache, Tamino's Einlaß- und Heirathsgesuch betreffend, in der Session vorgetragen wurde, gleich die Gemüther der Räthe für seinen geliebten Neffen zu stimmen, vorzüglich durch die Versicherung, daß er nicht blos Prinz, sondern auch wirklich Mensch sei, welches seinem Herzen Ehre macht. Sehen Sie," fuhr mein Ironiker fort, „sehen Sie, o Bester, wie diese verwandtschaftlichen Verhältnisse so herrlich in einander wirken und dadurch das wahrhaft Rührende des Stoffes bilden! Diese sanften Verhältnisse erkennend, wird auch Jeder die göttliche Idee bewundern müssen, daß im Gegensatz von der Weisheit die Natur durch den natürlichen Sohn der Königin der Nacht repräsentirt wird. Die Schlange ist durchaus nur allegorisch zu nehmen, — das giftige Princip im häuslichen Leben, eine Art von Secretär Wurm."*) — Doch genug des tollen Spaßes! Ich unterbrach Sie mit meiner Turandot.

Der Braune. Aber so, daß das, was auszusprechen ich eben im Begriff stand, bestätigt wurde auf die kräftigste Weise. Andere Rollen, sind sie auch nicht gerade auf blendende Schönheit gestellt, erfordern doch ganz unbedingt den durch kein künstliches Mittel anzuregenden Zauber der höchsten,

*) In Schiller's „Kabale und Liebe". — A. d. H.

frischesten Jugend. Denken Sie an Shakespeare's Miranda, — deren fratzenhafte Parodie die Gurli*) ist, — an seine Julia, an das Käthchen von Heilbronn, an das Klärchen im „Egmont". Ist es möglich, daß das richtigste Spiel einer tüchtigen Schauspielerin mit Furchen im Antlitz, und sind diese auch vielleicht noch wegzuschaffen, mit hohlem, alterndem Organ hier nur einen Moment hindurch die wunderbaren Gefühle in der Brust des Zuschauers entzünden kann, die ihn in das verlorene Paradies der ersten Liebe versetzen, die ihm alle Wonne, alles überschwängliche Entzücken jener golden strahlenden Blüthezeit zurückbringen? Solche Rollen wie Miranda und das Klärchen werden, fehlt der Schauspielerin die Anmuth der Jugend, lächerlich, solche wie die Julia und das Käthchen aber heillos und abscheulich. Denken Sie an Julia's in hellen Flammen auflodernde erste Liebe, die ihr den Tod giebt! Denken Sie sich den Monolog: „Hinab, Du flammenhufiges Gespann!" ꝛc. von einer alternden Frau gesprochen, — was werden Sie dabei empfinden? Welche Gedanken werden Ihnen aufsteigen statt jener Gefühle, die der Dichter aus glühender Brust ausströmen ließ? „Verhülle mit dem schwarzen Mantel mir das wilde Blut, das in den Wangen flattert, bis scheue Liebe kühner wird und nichts als Unschuld sieht in inn'ger Liebe Thun!"**) Ei, es ist nicht gleichviel, ob Hänschen oder ob Hans nach dem heiligen Christ frägt. — Doch nicht weiter! Sie verstehen mich schon.

Der Graue. Ganz vollkommen. Nicht lebhafter als ich können Sie das Unziemliche solcher Darstellungen fühlen, und mit Ihnen muß ich das ganz unbegreifliche Mißverständniß der neuern Dramatiker rügen, die selbst in solchen Rollen wie die genannten dem rhetorischen Verdienst allein huldigen wollen.

Der Braune. Weil sie selbst sich nur im Rhetorischen bewegen und ihnen zum Schaffen eines wahrhaft dramatischen Werkes alle Kraft, aller Genius mangelt.

Der Graue. Man nimmt die alternden Damen in Schutz;

---

*) In Aug. v. Kotzebue's Schauspiel: „Die Indianer in England". 1791.
**) „Romeo und Julia", 3. Aufzug, 2. Scene. — A. d. H.

man spricht, und wie mich dünkt, nicht ohne allen Grund, zum Studium der Kunst gehöre solch ein großer Zeitraum, daß, wenn die Schauspielerin als vollendete Künstlerin dastehe, mit der Vollendung auch die Jahre gekommen wären, so daß ein junges Mädchen als tüchtige Künstlerin nicht wohl denkbar sei.

Der Braune. Schon vorhin sagte ich, daß der echte Schauspieler geboren werden müsse. Tief in der Brust muß der Funke ruhen, der, angeregt, gleich mit voller Stärke hervorstrahlt. Erlernen läßt sich da nichts; es ist immer nur von der Ausbildung der inneren natürlichen Kraft die Rede. Hiezu kommt, daß die Weiber sich früher entwickeln, und daß ihnen von Haus aus die Gabe, richtig aufzufassen und das Aufgefaßte treu darzustellen, viel eigenthümlicher ist als uns. Man sagt ja wol, jedes Weib sei eine geborene Schauspielerin. Haben Sie wol die Kinderspiele kleiner Mädchen beobachtet? Mit welcher ergreifenden Wahrheit in Ton, Gang, Geberde stellen sie das Leben dar, wie es sich um sie her gestaltet! Da wird spazieren gegangen, — Bekannte begegnen sich, — man ist froh, sich zu sehen, — man erkundigt sich nach Diesem — Jenem, — man nimmt Abschied unter tausend Versicherungen der Freundschaft, — man bittet um baldigen Besuch, — man schmählt über das lange Ausbleiben. — Da werden Visiten gemacht, — die Hausfrau empfängt die Gäste, — sie erzählt von ihrem Mann, ihren Kindern, die denn auch wol — schön geputzte Püpplein — vorgestellt und geliebkos't werden. Man rühmt die niedliche Einrichtung, die schönen Tassen. Nun erzählt diese, jene Gastin, was sich da, dort zugetragen; Verwunderung, Erstaunen, Lachen wechseln. Liegt in dem Allem nicht der Keim zum dramatischen Talent? Warum in aller Welt, meine ich nun, sollte denn ein junges Mädchen von wahrhaft dramatischem Talent, dem die Natur gewiß Freiheit und Anmuth der Bewegung so wie richtige sonore Sprache hinzugefügt haben wird, eines langen Studiums bedürfen, um jene Rollen darzustellen, für die — ich will die Turandot ausnehmen — Alles gethan ist, sobald ein inniges Gemüth sich wahrhaft ausspricht. Es ist nicht wahr, daß jene

Rollen schwierig sind; sie spielen sich gewissermaßen von selbst. Die weiblichen Charaktere, sowie sie höher hinaufschreiten und im strengen Sinn vollendete dramatische Ausbildung, welche richtenden Verstand, jeden Moment erwägende Reflexion voraussetzt, erfordern, schreiten hinaus über jenes Gebiet, in welchem sich nur die Jugend bewegen darf, ohne die Grenze des entschiedenen Alters zu berühren. Denken Sie an Lady Macbeth, an Schiller's Isabella! Ja, selbst Schiller's Heldenjungfrau möchte ich unbedingt in die Kategorie dieser Rollen stellen.

Der Graue. Und welchen herrlichen Cyklus bieten diese Rollen dar, und wie ist es eben deshalb so ganz unbegreiflich, daß Schauspielerinnen, denen tiefe Einsicht in die Kunst gar nicht abzusprechen ist, sich nicht damit begnügen mögen, sondern immer nach dem haschen, was auf immer für sie verloren ging!

Der Braune. Haben wir nicht schon genug lamentirt über diese seltsame Mystification, die sich unsere Theaterheldinnen selbst bereiten? — Doch vergessen wollen wir nicht, daß die launenhafte Natur, sich im Bizarren gefallend, zuweilen Ausnahmen von aller Regel schafft. Es hat Schauspielerinnen gegeben und giebt deren wol noch, über deren Organismus die Zeit keine Gewalt zu haben scheint, die in ewiger Jugend fortblühen und, was hauptsächlich zu bemerken ist, die im Ton der Stimme durchaus nichts von herannahendem Alter spüren lassen. Ich habe selbst vor mehreren Jahren zwei Schauspielerinnen gekannt, die seltene, wunderbare Phönixe ihrer Zeit zu nennen. Beide waren bereits Großmütter, und während die Eine mit unerschöpflicher Laune, mit aller Anmuth und Grazie der Jugend jene Mädchenrollen voll neckischer Schelmerei darstellte, wie sie vorzüglich in ältern Sing- und Lustspielen anzutreffen, verlockte uns die Andere, frische Jugend in Antlitz, Wuchs und Bewegung, mit ihren wunderbaren innigen Tönen süßer, sehnsüchtiger Schwärmerei in ein ganzes Arkadien voll Liebesträume. So beschämten Beide oft Mädchen, die, zwanzig Jahre jünger als sie, steif und hölzern neben ihnen standen, und denen ihre Jugend, ja ihr hübsches Antlitz, ihre artige Figur nur ein todtes Gut blieb, von dem sie

keinen Vortheil zu ziehen wußten. Doch Niemand möge sich auf solche höchst seltene Ausnahmen von der Regel beziehen, die eben nur als Ausnahmen gelten und höchlich bewundert werden können!

Der Graue. „So beschämten Beide oft Mädchen," — ach, mein lieber Herr College, diese Worte fielen mir schwer aufs Herz. So gedenk' ich eines ganz besonderen Unglücks, eines seltsamen Leidens, das mich sattsam quält. Der Zufall hat mir zwei, drei Mädchen zugeführt, ziemlich hübschen Antlitzes, netten Wuchses, nicht ohne Talent, aber — Du mein Himmel! — da würd' ich schön ankommen mit den Julien, Miranden, Käthchen u. s. w. Es ist nämlich kaum möglich, daß man bei hoher Jugend so wenig jugendlich sein kann als meine lieben Kleinen. Da ist eine Prüderie, ein Pathos und dann wieder eine weinerliche Empfindelei, kurz, kein gesundes Auffassen der dramatischen Handlung. Dabei regt und bewegt sich auch nichts im Innern und Aeußeren; Alles bleibt steif und ungelenk, und so weiß ich oft mit meinen jugendlichen Rollen nicht, wohin. Und doch sparte ich keine Mühe, keine Kosten, so viel ihnen einimpfen zu lassen als möglich.

Der Braune. Vielleicht lag es gerade an dem Einimpfen; vielleicht fielen sie einem rhetorischen Mann in die Hände, der alles Dramatische in dem breiten, tosenden Strom der Rede ersäufte. Es giebt nichts Abgeschmackteres als den Ton, in welchem unsere neuesten rhetorischen Dichter ihre eigenen Meisterwerke nicht allein, — denn daran wäre nichts gelegen, — sondern auch wahrhaft dramatische Schauspiele hören wollen. Es ist der Tuono academico*) des Theaters, und wenn Turandot im Tuono academico ihre Räthsel hersagen soll, so bleibt manche Rolle, in jenem Ton gesprochen, für immer ein unauflösliches Räthsel. Daher kommt denn auch wol das wenige Interesse, was das Publikum an dem eigentlichen Schauspiel nimmt. Man sage ja nicht, daß der größere Zulauf in neuerer Zeit von dem Gegentheil zeuge! Unsere

*) Der akademische Ton. — A. d. H.

Theater sind jetzt zu Panoramen, optischen Buden geworden, in denen mit Tanzen, Fechten, Reiten, Feuer- und Wasserkünsten allerlei Gaukelei getrieben wird, und Alles das zu schauen, rennt der Haufe, den man durch dramatisches Spiel nicht mehr anzuziehen vermag.

Der Graue. Auch das wühlt in meinen Eingeweiden, daß, wie die Sachen nun einmal stehen, jedes Stück einen Aufwand von Decorationen und Kleidern erfordert, welcher der Einnahme durchaus nicht angemessen ist. Kann man hierin aber etwas ändern? Verlangt das Publicum nicht diese Feenpaläste, diese transparenten Lusthaine, diese von Gold und Silber starrenden Kleider?

Der Braune. Nicht so ganz unbedingt, als man wol glauben sollte. Zu Shakespeare's Zeit kannte man nicht den Glanz der Decorationen und Kleider, womit man jetzt die dramatische Handlung selbst überstrahlt; aber diese ging lebendig hervor, und zum Schaffen der Beiwerke wurde die Phantasie des Zuschauers in Anspruch genommen, die willig das Ihrige that. So sagt der Chorus im Prolog zu „Heinrich der Fünfte“:

— — — „Verzeiht, Ihr Theuren,
Dem schwunglos seichten Geiste, der's gewagt,
Auf dies unwürdige Gerüst zu bringen
Solch großen Vorwurf. Diese Hahnengrube,
Faßt sie die Ebnen Frankreichs? Stopft man wol
In dieses O von Holz die Helme nur,
Wovor bei Agincourt die Luft erbebt?
O, so verzeiht, weil ja in engem Raum
Ein krummer Zug für Millionen zeugt,
Und laßt uns, Nullen dieser großen Summe,
Auf Eure einbildsamen Kräfte wirken!
Denkt Euch im Gürtel dieser Mauern nun
Zwei mächt'ge Monarchieen eingeschlossen,
Die, mit den hocherhobnen Stirnen dräuend,
Der furchtbar enge Ocean nur trennt!
Ergänzt mit den Gedanken unsre Mängel,

Zerlegt in tausend Theile einen Mann
Und schaffet eingebild'te Heereskraft!
Denkt, wenn wir Pferde nennen, daß Ihr sie
Den stolzen Huf seht in die Erde prägen!
Denn Euer Sinn muß unsre Kön'ge schmücken.
Bringt hin und her sie, überspringt die Zeiten,
Verkürzet das Ereigniß manches Jahrs
Zum Stundenglase!" 2c. 2c.

Um schnell solch eine entlegene Scene, wie wir deren vorhin erwähnten, herbeizuführen, bedurfte es nicht einer Verwandlung, deren Tosen und Poltern den Zuschauer aus dem Zauberkreise der dramatischen Erscheinung mehr herausreißen muß, als wenn er durch diese Erscheinungen selbst genöthigt wird, sich plötzlich auf einen andern Fleck der Handlung zu stellen.

Der Graue. Aber wie würd' es möglich sein, jetzt der Decorationen zu entbehren?

Der Braune. Wir sind verwöhnte Kinder. Das Paradies ist verloren; wir können nicht mehr zurück. Wir bedürfen jetzt ebenso sehr der Decorationen als des Costüms. Aber deshalb darf unsere Bühne doch nicht dem Guckkasten gleichen. Die wahre Tendenz des Decorationswesens wird gemeinhin verfehlt. Nichts ist lächerlicher, als den Zuschauer dahin bringen zu wollen, daß er, ohne seinerseits etwas Phantasie zu bedürfen, an die gemalten Paläste, Bäume und Felsen ob ihrer unziemlichen Größe und Höhe wirklich glaube. Um so lächerlicher, als vermöge verjährter Mißbräuche jeden Augenblick etwas vorkommt, was die Illusion, die auf diese Weise bewirkt werden soll, mit einem Ruck zerreißt. Hunderte dergleichen könnte ich nennen; aber um nur Eins zu erwähnen, erinnere ich Sie an unsere unglückseligen praktikablen Fenster und Thüren, die zwischen den Coulissen hingestellt werden und sofort die künstlichste Perspective der Architektur, die freilich wieder, nur aus einem einzigen Punkt angeschaut, richtig erscheinen kann, vernichten. Durch wirkliche Größe der Massen sich der Natur nähern und dadurch täuschen wollen,

ist ein kindisches, zweckloses Spiel, das jetzt aber überall in Decorationen, Darstellungen von Schlachten, Aufzügen u. s. w. getrieben wird. Ein Director versicherte mich sehr ernsthaft, er habe, um die Schlacht am heutigen Abend recht natürlich darzustellen, wirklich vierzig Statisten zusammengebracht, worauf ich fragte, ob er diese vierzig auch gehörig in Infanterie, Cavallerie, Artillerie, leichte Truppen u. s. w. eingetheilt habe. — Die Zuschauer, die man auf diese Weise täuschen will, bleiben nüchtern und bilden eine Opposition wie Jeder, der dem Taschenspieler seine Handgriffe abzulauern und ihn bloßzustellen strebt. Daher kommt es denn auch, daß bei der geringsten Unziemlichkeit, z. B. wenn ein hartnäckiger Baum nicht aus dem Palast weichen will, wenn ein Theil des Himmels einzustürzen droht, sogleich Geschrei und Gelächter entsteht. Alles muß der dramatischen Handlung unterthan sein und Decoration, Costüm, jedes Beiwerk dahin wirken, daß der Zuschauer, ohne zu wissen, durch welche Mittel, in die Stimmung, die dem Moment der Handlung günstig, versetzt, ja, in den Moment der Handlung selbst hineingerissen werde. Hieraus folgt, daß es zuvörderst auf die sorglichste Vermeidung alles Unziemlichen, dann aber auf das tiefe Auffassen des eigentlich Phantastischen, welches herauswirkend die Phantasie des Zuschauers beflügeln soll, ankommt. Nicht als ein für sich bestehendes glänzendes Bild darf die Decoration das Auge des Zuschauers auf sich ziehen; aber in dem Moment der Handlung soll er, ohne dessen bewußt zu sein, den Eindruck des Bildes fühlen, in welchem sich die Handlung bewegt. Ich bemerke, daß ich mich sehr dürftig ausdrücke, und glaube nicht einmal, daß Sie mich ganz verstehen.

Der Graue. Vollkommen. So wie ich Ihnen zuvor, als wir von jugendlichen Rollen sprachen, das Beispiel von der Turandot einschob, so lassen Sie mich jetzt eines Falls erwähnen, welcher beweiset, wie viel zuweilen es auf die Decoration ankommt, und den ich selbst auf eigenem Theater erlebte. Sie erinnern sich aus dem „Kaufmann von Venedig“ der herrlichen Nachtscene Jessika's mit ihrem Geliebten auf

Porzia's Lustschlosse.*) Der Decorateur hatte eine in der That künstliche, wohl ausgeführte Decoration gewählt, die einen Theil des Lustschlosses mit vielen Gängen und Treppen, bis in den Vorgrund plastisch vorspringend, darstellte. Unter einem Orangenbaum zur Seite saßen Lorenzo und Jessika. Die Decoration zog Aller Augen auf sich; aber die Scene ging kalt und nüchtern vorüber. Jessika und Lorenzo waren frostig, und die heimliche Liebesgluth, das erotische Witzspiel mit dem: „In jener Nacht ꝛc." konnte nicht emporkommen, konnte Keines Brust erwärmen. Ich klagte dies einem einsichtsvollen Freunde, der, ohne viel Worte zu machen, immer den rechten Punkt zu treffen pflegt. Er erwiderte nichts als: „Ei, wie konnte das anders sein? Alle Gluth mußte sich ja verkühlen in der Nähe so vielen kalten Marmors." Ich glaubte, ihn zu verstehen. Das nächste Mal wurde statt des glänzenden Palastes eine einfache Gartenpartie vorgeschoben. Wenige dunkle Bäume, durch die der Mond schimmert, — dichtes Gebüsch, blumichte Rasen an der Seite des Vorgrundes, wo Jessika mit dem Geliebten plaudert, — Alles so düster, — so heimlich und so der Natur getreu; man glaubte, die würzigen Düfte des Südens einzuathmen, das Säuseln des Nachtwindes zu vernehmen. Wie ganz anders gestaltete sich nun Alles! Man saß selbst in der italienischen Nacht und horchte zu dem holden Liebesgeflüster, und Niemand gedachte noch der Decoration.

Der Braune. Diese Wirkung ist die richtige. Die getreue Nachahmung der Natur, so weit es möglich, diene dem Theatermaler nicht zur Ostentation, sondern nur dazu, um jene höhere Illusion hervorzubringen, die mit dem Momente der Handlung sich selbst in der Brust des Zuschauers erzeugt. Jene falsche Tendenz, durch große Massen zu wirken, das kindische Gepränge mit einer Menge Statisten, die in glänzenden Kleidern sich ungeschickt bewegen und alle Harmonie zerstören, mit dem endlosen Einerlei nichts sagender Ballette hat auch das Bedürfniß der großen, vorzüglich der

*) 5. Aufzug, 1. Scene. — A. d. H.

über Gebühr tiefen Theater erzeugt, welche der dramatischen Wirkung durchaus entgegen sind. Auf unsern übergroßen Bühnen verliert sich, wie Tieck mit Recht behauptet, der Schauspieler wie ein Miniaturbildchen in einem ungeheuern Rahmen.

Der Graue. Lassen Sie mich hier bemerken, daß meines Bedünkens die Beleuchtung unserer Bühnen durchaus nicht zuläßt, daß irgend eine Gruppe, viel weniger noch eine einzelne Figur plastisch im Licht und Schatten heraustrete.

Der Braune. Sehr richtig. Unsere Schauspieler werden, so wie die Einrichtung unserer Bühnen besteht, von allen Seiten gleich stark beleuchtet und erscheinen auf diese Weise wie durchsichtige Geister, die körperlos keinen Schlagschatten werfen. Ganz heillos ist aber die blendende Beleuchtung des Proscenium von unten herauf, die das Gesicht des Schauspielers, wenn er ganz in den Vorgrund tritt, welches des lieben Souffleurkastens halber oft genug geschieht, zur widerlichen Fratze verzerrt. Unsere Gruppen gleichen chinesischen Bildern ohne Haltung und ohne Perspective, blos jener widersinnigen Beleuchtung halber. Für jede Gruppirung gelten natürlicherweise die Regeln des gut geordneten und gut colorirten Bildes, woraus denn wieder von selbst folgt, daß im Costüm, vorzüglich, was die Farbenwahl betrifft, sogleich daran gedacht werden muß, wie die Handlung die verschiedenen Personen zusammenbringt. Ein Anzug kann, für sich allein betrachtet, sehr schön sein, aber doch die Harmonie des Ganzen verderben. Ich sah einmal in einer Oper sämmtliche vier Hauptpersonen hochrothe Mäntel tragen, welches sich possierlich genug ausnahm, wie man denn auch häufig genug das Volk in Statistenkleidern von gleicher Farbe und gleichem Zuschnitt sieht, welches mit Recht auf einen „geschlossenen Handelsstaat" *) schließen läßt, in welchem das Stück spielt. Vor mehreren Jahren gingen in allen modernen Familiengemälden sämmtliche junge Herren ganz schwarz, — mußte sich nicht einmal irgend ein Unbekannter in einen

*) Ein berühmtes Werk des Philosophen J. G. Fichte. — A. d. H.

Ueberrock stecken, — sämmtliche junge Damen aber ganz weiß. Das war sehr lamentabel anzusehen, paßte aber gut zu den rührenden Redensarten und den Thränenschauern, womit wir überschüttet wurden. Man gab uns alle überspannte Empfindsamkeit, alle Noth, alles menschliche Elend gleichsam schwarz auf weiß. Jetzt übertreibt man es beinahe in dem zu Bunten, welches aber, sobald nur nicht ein widriges Farbenspiel das Auge verwirrt, viel eher zu ertragen ist als jene Monotonie eines Leichenzuges.

Der Graue. Ich, der ich selbst auf einer großen Bühne Darstellungen zu geben genöthigt bin, die mir eben der Größe des Hauses halber einen unbilligen Aufwand verursachen, sehne mich herzlich nach einem kleineren Hause, wiewol ich an der Einnahme einbüßen würde und auch gar nicht die Möglichkeit einsehe, dann solch einen Spectakel mit Aufzügen, Märschen und dergleichen zu treiben, wie man ihn nun einmal verlangt.

Der Braune. Sie hätten nur dafür zu sorgen, in wahrhaft dramatischer Hinsicht Ihre Bühne so hoch zu heben als nur möglich und so im Publicum ein höheres Interesse zu entzünden, worüber es bald den sonst auf der Bühne erhobenen Spectakel vergessen würde.

Der Graue. In diesen Tagen gedenke ich, „Heinrich den Vierten" *) aufzuführen. Wie würd' es da auf einer kleinen Bühne mit der Schlacht aussehen?

Der Braune. Sie werden doch nicht Statisten-Gefechte über die Bühne treiben, die jedesmal abgeschmackt ausfallen und bei denen gewöhnlich sich irgend etwas Possierliches zu ereignen pflegt, wodurch die Menge zum Lachen gereizt und jeder Effect von Grund aus verdorben wird?

Der Graue. Aber, wenn nun einmal von der Schlacht die Rede ist, wenn selbst ein einzelner Kampf auf der Bühne beginnt, ...

Der Braune. ... darf der Zuschauer doch von der Schlacht nichts schauen, welches nur das phantastische Bild zer-

*) Schauspiel von Shakespeare. — A. d. H.

stören würde, das durch künstliche Mittel in seinem Gemüth hervorgerufen werden kann. Entfernte — näher kommende — sich wieder entfernende Hörner, — Trompetenstöße, — einzelne Rufe, — wildes Geschrei, — Trommeln, bald nahe, bald fern u. s. w. — Alles das wird hinreichen, dem Gemälde, das die handelnden Personen auf der Bühne bilden, zum grauenvollen Hintergrunde zu dienen. Um des Himmels willen aber keine Schlachtmusik oder gar Märsche hinter dem Theater! Die versteht entweder Niemand deutlich, oder wenn man sie versteht, bedarf es erst der Reflexion, um sie als Bild der Schlacht anzuerkennen, woher denn eigentlicher Effect nicht wohl denkbar ist.

Der Graue. Leugnen werden Sie aber am Ende doch nicht können, daß, wie es jetzt einmal mit unserm Theaterwesen steht, kleine Bühnen manche Unbequemlichkeit herbeiführen würden.

Der Braune. Tieck hat im zweiten Bande des „Phantasus" über den Nachtheil der großen, übermäßig tiefen Bühnen ein paar herrliche, wahre Worte gesagt, auf die ich mich beziehen darf. Lassen Sie mich aber aus dem Kopfe, so gut es gehen mag, dessen erwähnen, was ein alter Meister des Gesanges, der zugleich ein tüchtiger, gewiegter Kenner des Theaters war, Gretry, in seinen „Mémoires ou Essais sur la musique" darüber sagt.*)

„Man baut und verlangt jetzt unaufhörlich große Schauspielhäuser. Hätte ich eins einzurichten, ich spräche zu meinem Baumeister: Bedenken Sie doch, daß es hier nicht darauf abgesehen ist, ein Monument aufzustellen, das ins Auge falle und durch den Anblick großen Effect mache! Die Hauptsache ist, daß man Alles, was auf der Bühne gesprochen und gesungen wird, vollkommen vernehme. Wenn ich in Ihrem weitläuftigen Gebäude nicht die sanfteste Musik, nicht die Stimme einer Frau, eines Kindes verstehen kann, wenn ich von den Versen des Dichters, wo ich keine Silbe verlieren möchte, die Hälfte einbüße, was nützt da Ihr großes Haus? —

*) Leipziger Musik-Zeitung, Jahrgang 1813. — A. d. Verf. — Gretry (geb. in Lüttich 1741, gest. 1813 bei Paris) hat an 40 Opern componirt und war Professor am Pariser Conservatorium. — A. d. H.

Ich verlange also: Das Haus sei gebauet, wie es dem Gesicht und dem Gehör, — nicht eines Menschen, der besonders scharf siehet und hört, sondern dem Durchschnitt der Zuschauer, — angemessen ist. Die Theater-Perspective sei meinetwegen, so weit sie wolle, — es gewährt dies manchen Vortheil; aber die vordere Bühne muß den Zuschauern nahe genug sein, wenn man will, daß sie ohne Unruhe und Störung genießen sollen. Oder will man durchaus ein Haus ins ganz Große anlegen, so bestimme man es ausschließlich für Pantomimen und Ballets im großen Charakter, für Spectakelstücke und für die heroische tragische Oper! Ein großes Theater fordert große Massen, große Züge. Alles Andere muß genau gesehen und gehört, muß folglich von einem solchen ausgeschlossen werden. Wie dies mit der Recitation des Schauspiels ist, so ist es mit dem Gesang der Oper; in der Action bleibt es für beide ohnehin dasselbe. Was die Musik anlangt, so kann der Componist und dann der Sänger, ja auch das Orchester nur durch tausend Schattirungen von schwach zu stark, durch tausend anmuthige kleine Züge, kleine Noten und Nebenfiguren, Verzierungen der Melodie, kleine Soli eines Instrumentes und dergleichen die gefälligen Details einer gemäßigten Handlung und Situation ausdrücken. Alles dies, was im kleinen Bezirk so viel werth ist und so viel wirkt, geht im großen verloren; man hört's nicht oder nur halb, sowol des Hauses als des bei großer Menge unabwendbaren, öfteren Geräusches wegen; und wenn man's hört, so thut's keine rechte Wirkung, weil es nicht in Uebereinstimmung steht mit dem Ganzen, wozu ja das Locale vornehmlich gehört. — Mein Herr Baumeister wird sagen: Aber es giebt doch in einem großen Hause Plätze genug, wo man Alles sieht und hört. — Kann man denn immer auf solch einen Platz kommen? Und ist denn das Haus vielleicht für viertausend Menschen eingerichtet, damit hundert vortheilhaft untergebracht werden? Es giebt einen Punkt, über den hinaus man nicht mehr deutlich und unmittelbar, sondern nur durch Widerhall vernimmt, und was so gehört wird, ist, wenn's auch noch kein eigentliches Echo giebt, undeutlich, bei Feinheiten unverhältnißmäßig

und sehr beschwerlich. Und, wie gesagt, das Unverhältnißmäßige einer schwachen Stimme, eines niedlichen, zarten Vortrags und dergleichen gegen die Größe des Locals verfehlt auch nie, schon an sich, seinen unvortheilhaften Eindruck zu machen, selbst wenn man sich der Ursache gar nicht bewußt wird."

Der Graue. Gretry hat vorzüglich das Singspiel im Auge und setzt dieses der eigentlichen großen Oper entgegen.

Der Braune. Das ist wahr; indessen paßt Alles, was er von der Unbequemlichkeit zu großer Häuser sagt, recht eigentlich auf im strengsten Sinn dramatische Werke, gleichviel, ob sie sich als Oper oder auf andere Weise gestalten. Was aber dramatischen Effect betrifft, darüber giebt es gewiß keinen kompetenteren Richter als eben den alten Gretry. Wer hat mit Verachtung alles leeren, nichts bedeutenden Klingklangs, der nur dem Ohr zu schmeicheln, aber nie das Herz zu rühren vermag, dramatischer componirt als er?

Der Graue. So viel bleibt gewiß, daß das an eine große Bühne gewöhnte Publicum schwerlich mit einer kleineren zufrieden sein wird.

Der Braune. Im Anfange würd' es gewiß an lautem Tadel nicht fehlen; aber bald würde der stärkere dramatische Eindruck, die Behaglichkeit des bequemen Sehens und Hörens siegen.*) Dem Einwurf, daß nur die Schaulust eines kleinen Theils des Publicums befriedigt werden könnte, wird, wenn die Rede von einer großen Stadt ist, gleich dadurch begegnet, daß ja mehrere Theater stattfinden können, die, sind sie von einander unabhängig, noch dazu zum großen Vortheil der Kunst bald in Wettstreit gerathen werden. — In einer bedeutenden Residenz**) ist jetzt von der Errichtung eines neuen Theaters die Rede, und so wie man rücksichts der Decorationen dort schon seit einiger Zeit auf jene höhere Illusion, von der ich vorhin sprach, recht genial gewirkt hat, so scheint es auch, als wolle man jetzt, nur den wahrhaft dramatischen Effect im

---

*) Man denke an das kleine Wiener Hofburgtheater! —

**) Berlin, wo das alte Schauspielhaus 1817 abgebrannt war; das neue wurde 1820 von Schinkel erbaut. — A. d. H.

Auge, nach den Grundsätzen des alten Gretry und aller wahren Dramatiker zu Werke gehen.

Der Graue. Schon längst schwebt mir eine Frage auf der Zunge. Sie, der Sie den Shakespeare so enthusiastisch verehren, der Sie beinahe nichts gelten lassen als seine Stücke, der Sie dem wandelbaren Zeitgeiste zum Trotz auch nicht ein Wort, nicht ein Silbchen des Originals aufgeben wollen, haben Sie denn nicht den Shakespeare ganz in seinem alten unveränderten Costüm auf die Bühne gebracht?

Der Braune. Ich könnte Ihnen erwidern, daß die Kräfte eines reisenden Theaterdirectors gerade hinreichen, mit dem Strom fortzuschwimmen, ohne unterzugehen, — daß der stete Wechsel seines Personals ihm nur erlaubt, sein Repertoir nach den Rollenverzeichnissen der Mitglieder, die sich eben zusammengefunden, einzurichten, und daß es daher den größeren stehenden Bühnen überlassen bleiben muß, mit solchen Stücken, die ganz aus dem gewöhnlichen Kreise Alles dessen schreiten, womit man sonst das Repertoir füllt, Versuche anzustellen, deren Gelingen ich verbürgen wollte. Statt dessen sage ich Ihnen aber, daß, als einst vor mehreren Jahren sich mir ein Hafen geöffnet hatte, wo ich wenigstens einige Zeit hindurch ruhig vor Anker liegen konnte, ich sofort meinen Lieblingsgedanken ausführte und Werke auf mein kleines, ganz kleines Theater brachte, von deren höherer dramatischen Wirkung ich überzeugt war.

Der Graue. Sie gaben den Lear, den Hamlet, den Othello, den Macbeth?

Der Braune. Keineswegs. Von allen diesen großen Trauerspielen, die ich nicht einmal hätte besetzen können, giebt es Bearbeitungen, und nie hätte ich meine Schauspieler dahin gebracht, von diesen Bearbeitungen abzulassen. Nein, Stücke, die sie nicht dem Namen nach kannten, wählte ich. Mit einem Wort, ich brachte Shakespeare'sche Lustspiele auf das Theater.

Der Graue. Und mit Erfolg?

Der Braune. Ein Beispiel statt aller. Sie kennen Shakespeare's „Was Ihr wollt.“ Wir sprachen schon vorhin

davon. Bei meiner Gesellschaft befand sich ein ganz vortrefflicher Malvolio, eine ebenso vortreffliche Maria, ein sehr guter Narr und ein passabler Orsino. Nebenher wollt' es der Zufall, daß mein jugendlicher Tenorist in Wuchs und Gesichtsbildung Aehnlichkeit hatte mit einem jungen, hübschen, übrigens ganz unbedeutenden Mädchen, das sich in hochsentimentalen Rollen sehr wohlgefiel. Diese Aehnlichkeit konnte durch Schminke und Anzug sehr leicht zur täuschendsten Gleichheit erhoben werden, so daß Niemand an den Geschwistern Sebastian und Viola und ihrer steten Verwechslung zweifeln durfte. Alles Uebrige war der gewöhnliche Anflug der reisenden Truppe. Mit diesen geringen Kräften wagte ich es nun, jenes herrliche Lustspiel auf die Bühne zu bringen. Ich that beileibe nicht so, als wenn es etwas Großes wäre, als wenn es mit dem Stück eine ganz besondere Bewandniß hätte; vielmehr gab ich nicht mehr darauf als auf irgend ein Kotzebue'sches, Schröder'sches Schauspiel, und so wurd' es denn auch von den Schauspielern aufgenommen, die sich nur an das Metrische stießen, worauf ich aber erwiderte, das sei nun einmal jetzt Mode seit Schiller's Zeit, und sie müßten die Rollen bis aufs Und studiren. Merkwürdig, sehr merkwürdig war es nun, wie, einmal mit dem Fremdartigen vertraut geworden, mit jeder Probe das Interesse der Schauspieler an dem Meisterwerke stieg. In eben dem Grade rückte ich nach und nach mit meinen Ansichten über die hohe Vortrefflichkeit des Stückes, als erkenne ich sie jetzt erst an, so wie über die Art, wie das wol dargestellt werden müsse, hervor. Alles schien mehr gemeinschaftliche Berathung als Unterricht. Es gelang mir, selbst die trägen Gemüther aufzuregen, an die Sache zu fesseln; ich hatte gewonnen Spiel. Selbst die beiden Junker, wahre Rüpel von Haus aus, fügten sich auf wunderbare Weise und wurden, nur ihre eigene, eigenthümlichste Rüpelnatur mit einem feinen Firniß überstreichend, höchst possierlich und ergetzlich. Ganz dem Original getreu, ohne alle Abkürzung, wurde das lange Stück dargestellt.

Der Graue. Auch mit den Häringen des Junker Tobias?*)

*) 1. Aufzug, 5. Scene. — S. oben S. 285. —

Der Braune. Der Häringe bedurft' es nicht, mein lieber Freund; das Stück hatte sonst noch Salz genug, um das Publicum, statt der Uebersättigung in trockenem Brode, wie es unsere neuen Trauer-, Schau- und Lustspiele darbieten, in beständigem Durst zu erhalten. Die Vorstellung gerieth gut, weil Alles willig zusammenwirkte und Keiner Fremdartiges hineintrug, Keiner sich in dem, was er eben darzustellen hatte, übernahm. Durch die vollkommene Einheit des Spieles ging Alles klar hervor, und — siehe da! — keine Scene, ja kein Wort erschien als überflüssig zum Ganzen. Die Wirkung aufs Publicum war, wie ich sie mir gedacht hatte. Gleich das erste Mal wurden die Junker, vorzüglich aber Malvolio, und zwar in der Scene im Thurm, wie der Narr als Ehren-Mathias mit ihm spricht, herzlich belacht, das Uebrige nicht sonderlich empfunden. Dann hob sich Maria empor, — dann die zärtlichen Scenen der Olivia, des Herzogs. Das Geschwisterpaar mit der täuschenden Aehnlichkeit hatte auch gleich anfangs große Sensation gemacht. Nun schob ich „Menschenhaß und Reue",*) dann den „Herbsttag"**) dazwischen. Beide Stücke, sonst lebhaft beklascht, erregten — Niemand wußte selbst, warum, — jetzt Langeweile und Unmuth. Darauf wurde „Was Ihr wollt" wiederholt, und — siehe da! — die lebhafteste Theilnahme von Anfang bis zu Ende, lauter, tobender Beifall, Herausrufen, — kurz, alle Zeichen, daß die fremde Erscheinung nun heimathlich geworden und mit ihrem frischen Leben die bleichen Nebelbilder umstrahlt hatte. Und ich sage Ihnen, ich hatte es mit einem etwas schwerfälligen Publicum zu thun. Wie hoch die beklatschten Schauspieler jetzt meinen Shakespeare in Ehren hielten, können Sie wohl denken.

Der Graue. Sie sprechen von einer Thatsache, von einer Erfahrung, die Sie selbst gemacht haben, und dagegen läßt sich denn freilich nichts einwenden. Aber wie ging es mit den Trauerspielen?

---

*) Von Kotzebue. —
**) Von Iffland. — A. d. H.

Der Braune. Ich sagte schon, warum ich Shakespeare's Heldenstücke nicht auf die Bühne brachte. Zum Trauerspiel hatt' ich mir einen sublimen Dichter erkoren, dessen Stücke einen seltsamen, mir unvergeßlichen Eindruck auf das Publicum machten. Ich meine den Calderon.*) Seine „Andacht zum Kreuz," das erste der Schauspiele, die ich gab, erregte einen allgemeinen Enthusiasmus und wurde ein sogenanntes Zug- und Kassenstück. Davon mag ich aber nicht viel sprechen, da das Verdienst des Dichters, der Schauspieler, ja des von der Sache ergriffenen Publicums nur einseitig ist. Mein Theater befand sich an einem katholischen Orte; Stücke wie „Die Andacht zum Kreuz", „Der standhafte Prinz", „Der wunderthätige Magus", die rein auf das tiefste katholische Princip, auf eine jeder anderen Kirche fremde Idee basirt sind, können nur von katholischen Schauspielern vor einem katholischen Publicum wahr und wirkungsvoll dargestellt werden. Seh' ich einen Schauspieler, der nicht Katholik ist, folglich von der tiefern Idee der darzustellenden Rolle nicht entzündet sein kann, mit allen möglichen rhetorischen und mimischen Künsteleien den Eusebio oder den Fernando darstellen und sich abmühen, ein Leben zu erheucheln, das in ihm nicht glüht, so wird mir dabei ganz weh und ungefähr so zu Muthe, als wenn Jemand aus dem Volke, das unsern Herrn erschlug, vor meinen Augen ein Marienbild malt oder in der Kirche singt: „Kyrie eleison! Christe eleison!" Ebenso wenig wird ein nicht katholisches Publicum von jenen hohen Meisterwerken ergriffen werden, deren tiefere Idee, in der sich alle Handlung concentrirt, ihm nicht aufgehen kann. So wird, um nur eines Zuges zu erwähnen, wol nur der wahre Katholik Fernando's zerknirschte Demuth richtig verstehen und mit dem echt katholischen Heldensinn, der ihm innewohnt, zu paaren wissen.

---

*) Don Pedro C. de la Barca, geb. in Madrid 1600, gest. 1681, der größte Dramatiker Spaniens, Verfasser von mehreren Hunderten von Stücken (Vorspielen, Festspielen, Schau- und Trauerspielen). Goethe stellte ihn sehr hoch. — A. d. H.

Will man an nicht katholischen Orten Calderon'sche Stücke geben, so greife man nach der „großen Zenobia", nach der „Brücke von Mantible", einem wunderherrlichen Drama, worin der tolle Spectakel recht am Platze und der thurmhohe Fierabras mit seinen stolzen Hyperbeln eine köstliche Figur ist, und andern ähnlichen Dramen, die hundertweis zu finden und noch nicht ins Deutsche übertragen sind. Ueberhaupt ist noch ein ganzes versunkenes Reich der vortrefflichsten dramatischen Werke heraufzubergen, und manche unserer jungen, mit Sprachkenntniß begabten Dichter thäten besser, sich diesem nützlichen Geschäfte zu unterziehen, als die falschen Glimmer aus eigenem unfruchtbaren Schacht ans Licht zu fördern.

Der Graue. Ach, mein verehrtester Freund, junge Dichter, — Dichter überhaupt, — ach — ach!

Der Braune. Wie? Sie erblassen? Sie reiben sich die Stirne? Tiefer Gram spricht aus Ihren Blicken. Welch neues Leid erfaßt Sie so plötzlich?

Der Graue. Wissen Sie wol, daß Sie mit dem Wort „junge Dichter" ein anderes gar nicht unebenes Marterkämmerlein öffneten, das vor meinen Augen aufsprang, so daß ich die höllischen Torturinstrumente erblickte, womit ich unaufhörlich gezwickt, gebrannt, gestochen, kurz, auf alle nur mögliche Weise gequält werde?

Der Braune. Ich verstehe Sie nicht ganz, wiewol ich schon errathe, daß ...

Der Graue. Ach, was ist denn jenes verfluchte Marterkämmerlein Anderes als das kleine Cabinet, in welchem ich die mir zugesandten Manuscripte aufzubewahren pflege. Keine Woche, ja kein Tag vergeht, daß es nicht Trauerspiele, Schauspiele, Lustspiele, Vaudevilles, Opern bei mir hereinregnet. Tolles Zeug überschwänglicher Dramatiker, die im idealen Negligé allerlei ergetzliche Katzensprünge verführen, das ist mir manchmal noch das Liebste. Auf der ersten Seite zeigt sich das Ding blank und bar, wie es ist. Man braucht eben nicht weiter zu lesen. Und in der That, mit dem beruhigenden Gedanken, daß an irgend eine Aufführung gar nicht zu denken ist, liest man oft weiter, und da springt hin

und wieder wol ein heller, erfreulicher Funken hervor, der nur nicht zu rechter Zeit und an rechter Stelle gezündet. Man wird versucht, sich dieser Funken halber mit dem Ueberschwänglichen in Tractate einzulassen, — man legt ihm dieses, jenes ans Herz, schlägt wol gar einen tractablen Stoff vor. Das Loos in der Lotterie ist genommen, — die Hoffnung geht auf. Fällt eine Niete, was thut es? Aber jenes verdammte Mittelgut, das in seichter Nachahmerei hinter den Meisterwerken herschneckt, das sich bläht und spreizt, als wenn es was wäre, das die Melodie der Meister täuschend nachäfft, ohne den innern Geist begriffen zu haben, von dem man nicht gerade sagen kann, es sei ganz schlechte Waare, an dessen süßem, marklosem Brei sich aber Jeder den Magen verderben muß, — ja, das quält mich oft und macht mich elend und matt. Da liest man und liest eine Scene nach der andern, hoffend und harrend, daß endlich der dramatische Fittig sich tapfer regen werde; der bleibt aber matt und schlaff, bis es erwünschterweise heißt: „Der Vorhang fällt"; aber dann ist Einem auch aller Lebensmuth gefallen.

Mit den metrischen Trauerspielen geht es noch an. Ueber dem Fortleiern der mehrentheils gut geformten Jamben, — denn darauf verstehen sich unsere jungen Dichter, die sich an die Form halten, wähnend, daß damit Alles gethan sei, — ja, über diesem Geleier geräth man sehr bald in den Halbschlaf. — So nachmittags aufs Sopha gestreckt, im Deliriren zwischen Wachen und Träumen, liest sich das Zeug ganz leidlich fort. Die wenigen Rucke, die man dann und wann empfindet, rühren eben nicht von starken Gedanken, sondern nur von dem elektrischen Schlage her, wenn der Dichter plötzlich ohne sonderlichen Anlaß mit irgend einem andern knallenden Versmaß dreinfährt, daß die armen Jamben ganz erschrocken auseinanderfahren. Aber ganz unverwindlich, ja abscheulich sind die Lustspiele ohne Plan, ohne inneren Zusammenhang, ohne Charakteristik, in denen Zoten, schale Wortspiele, abgeschmackte Redensarten statt des Witzes aufgetischt werden. Dabei bleibt man ganz munter und empfindet den Ekel, den solche Machwerke erregen, in vollem Maß.

Der Braune. Warum lesen Sie Alles? Reicht es denn nicht für einen des Theaters Kundigen vollkommen hin, die Stücke schnell zu durchlaufen, um zu wissen, ob sie des Lesens werth sind?

Der Graue. Mein bester Freund, muß ich denn nicht Rede stehen jedem Dichter, der, überall mir auflauernd, mich doch einmal festpackt und mir den Dolch auf die Brust setzt? „La bourse ou la vie!“ heißt es dann. Gieb Gründe an, warum mein Stück schlecht ist, nenne mir die Scenen, die Dir nicht gefallen haben, oder — ich erdolche Dich mit scharf geschliffenen Recensionen Deines Tagewerks! — Ueberhaupt ist das Lesen der Stücke noch das geringste meiner Leiden; aber die Correspondenz, die unselige Correspondenz mit den Dichtern! — Die Ueberschwänglichen sind grob und schreiben, sie würdigten zwar meine Bühne, ihr Meisterwerk aufzuführen; indessen müßte rücksichts der Besetzung und scenischen Einrichtung das und das geschehen, was denn gewöhnlich ins Unausführbare, Gigantische geht. Sagt man ihnen, daß das Stück nicht aufgeführt werden könne, so strafen sie mit tiefer Verachtung, und das ist zu ertragen. Aber die Bescheidenen, die ihre Versuche in sauberer Abschrift auf feinem Velinpapier einreichen, welche meinen, daß ihrer geringen Theaterkenntniß nach wol die Wirkung ihres Stückes unfehlbar sein müsse, — die sind mehr zu fürchten. Jede abschlägige Antwort, sie sei gestellt, wie sie wolle, macht sie zum unversöhnlichsten Feinde des armen Directors. Und sie hauchen ihr Gift aus in allen Zeitschriften, die so etwas nur drucken mögen, und sie ruhen und rasten nicht, bis ihr Geschrei wenigstens ein kleines Häuflein um sie her anlockt.

Der Braune. Dergleichen würde dann wol gar nicht zu beachten sein. Aber — im Vorbeigehen gesagt — es ist eine ganz eigene Manie unserer jungen Dichter, sich den Theaterdirector, dem sie ihre Stücke einreichen, beständig in Opposition gegen ihr Werk zu denken. Als ob jeder Director nicht froh sein müßte, Neues, das wahrhaft vortrefflich ist, auf sein Repertoir zu bekommen, — als ob er dagegen, soll er selbst sich auch kein Urtheil anmaßen und rücksichtslos das Repertoire

füllen, nicht dem Publicum für jeden Mißgriff verantwortlich bliebe! Doch liegt der Keim dieser Manie leider in der Unbehilflichkeit, in dem unpoetischen Sinn der mehrsten unserer lieben Collegen, die das von der Welt als herrlich und genial anerkannte Werk verschmähen und, kommt ihnen dergleichen vor, sich schnell zum Alltäglichen wenden, wie Mancher, der Senf genossen, schnell an hausbackenem Brode riechen muß, da ihm sonst die leidigen Thränen in die Augen treten. Ohne Ausnahme halten uns die jungen Herren für unempfindliche Klötze, die ihr Genie nicht anerkennen wollen.

Der Graue. Ha, das ist mir schon oft genug gar deutlich zu verstehen gegeben worden. Ach, diese Quälerei! Oft giebt es Verhältnisse, durch die man gezwungen wird, mit dem unberufenen Dramatiker schön zu thun, ja, wol gar wider eigene Ueberzeugung sein Stück auf die Bühne zu bringen. Was man erwartete, geschieht: das Stück wird ausgepocht, und nun erst fällt noch ein ärgerer Grimm und Zorn, als wenn das Stück liegen geblieben, auf den Director, auf die Schauspieler, auf den Souffleur, vielleicht auch auf den Lampenputzer; denn Alles hatte sich zum Sturz des Stückes verschworen, unerachtet das Mögliche geschah, die Schwächen des Dichters zu verhüllen, ihn zu heben. Aber daran glaubt der Undankbare nicht, der in den Eingeweiden des Directors wühlt.

Der Braune. Welcher dramatische Dichter sucht denn die Ursache des Falles in seinem Stück selbst, liegt sie auch Jedem handgreiflich vor Augen? Ist es unmöglich, an der Darstellung etwas auszusetzen, so beschwichtigt sich der Unglückliche mit einem bösen Traum von einer fürchterlichen Cabale, die sich gegen ihn im Publicum erhoben. Das gute Publicum dachte aber nicht daran, sondern forderte billigerweise, nur etwas belustigt zu werden, und wurde böse, als es so ganz und gar keinen Anlaß dazu fand. „Giebt's doch nichts Wunderlicheres als die wunderlichen Leute!" sagt Sancho Pansa; aber in der That, unter den dramatischen Dichtern giebt es wol die allerverwunderlichsten. Vor vielen Jahren, als mein Theater in voller Blüthe

stand, hatte ich einen Freund; der setzte sich plötzlich in den Kopf, er sei ein vortrefflicher Lustspieldichter, tunkte die Feder ein und verfertigte ein kleines dreiactiges Ungeheuer, das blind geboren auf seinen drei dünnen Beinchen umherschwankte. Das sollte ich nun durchaus auf die Bühne bringen. Ich sagte dem guten Mann rund heraus, das Ding tauge ganz und gar nichts und müsse nothwendigerweise, wie man in Italien dergleichen ausdrückt, einigen Fiasco erregen. Da erwiderte er mir aber ganz böse, ich verstehe den Teufel davon was, ob solch ein Lustspiel schlecht und gut zu nennen, und ich lehne mich nur auf gegen alles Geniale, Außerordentliche. Er wurde kälter und kälter und vermied zuletzt meinen Umgang ganz und gar. „Ihr guten Leute und schlechten Musikanten!“ heißt es in Brentano's „Ponce de Leon“;*) das konnte man wirklich von meinem Freunde sagen. Er war ein herzlieber, verständiger Mann und dabei ein ungemein erbärmlicher Dichter, welches sehr wohl mit einander verträglich. Sein Bruch mit mir that mir wehe; ich beschloß, ihn von der Manie der dramatischen Dichterei zu heilen und die Wurzel alles Uebels, das uns getrennt, vom Grund aus zu vertilgen. Ich brachte das Stück auf die Bühne, besetzte die Rollen und richtete das Scenische ein, wie es nur in meinen Kräften stand. Doch geschah das Unvermeidliche, gar nicht Abzuwendende. Man pochte das Stück in aller Form recht wacker aus. Nun, dacht' ich, würde der Gute einsehen, daß es mit dem Schreiben fürs Theater eine mißliche Sache sei, die Hand auf die Brust legen und sprechen: „So hatte mein Director doch wol Recht!“

Wie sehr hatte ich mich geirrt! Während der Zeit, als das Stück einstudirt wurde, war er wieder freundlich geworden, ja, freundlicher und zutraulicher als je. Bei den Proben schwamm er in Wonne; er erhob die Schauspieler bis in den Himmel; er lud Freunde und Bekannte von nah und fern ein zu dem herrlichen Kunstgenuß. Den Morgen nach dem verhängnißvollen Abend, der ihn herabgestürzt von

*) Lustspiel in 5 Aufzügen. Göttingen 1804. — A. d. H.

der geträumten Höhe, ging ich zu ihm, wähnend, reuige Bekenntnisse zu hören. Er empfing mich voller Aerger, voller Mißmuth; er sagte mir rund heraus, ich, ich allein sei schuld an seinem Unglück. — „Waren Sie mit der Besetzung des Stücks unzufrieden?“ fing ich an. — „Nein, nein.“ — „Thaten nach Ihrer Meinung vielleicht die Schauspieler nicht ihre Schuldigkeit?“ — „Nein, nein; sie spielten vortrefflich.“ — „Ging das Ganze nicht gut zusammen? Lag es an fehlender Harmonie?“ — „Nein, nein.“ — „War etwas im Costüm versehen?“ — „Nein, nein; ich hatt' es ja selbst angeordnet.“ — „Nun, so möcht' ich doch in aller Welt wissen ...“ — „Ha, bei einem solchen unerlaubten, argen Verstoß muß das sublimste Meisterstück rettungslos fallen.“ — „Unerlaubter arger Verstoß? Wie ums Himmels willen“ ... — „O, machen Sie mir nicht weiß, daß Sie nichts davon wußten! Sie sind seit Jahren mein erprobter Freund; deshalb will ich glauben, daß nicht hämische Schadenfreude, sondern nur arge Rechthaberei, da Sie mein Stück für schlecht erklärt hatten, Sie vermochte, mir das anzuthun.“ — „Meine Ehre zum Pfande, daß ich auch nicht ahne, was Sie meinen! So sprechen Sie doch nur!“ — „Denken Sie an die vierte Scene im zweiten Act!“ — „Nun ja, die Scene wurde vortrefflich gespielt; das Publicum bewies sich aber doch unruhig, weil die Scene, gerade heraus sei es gesagt, viel zu lang ist und in ihrer völligen Bedeutungslosigkeit die Handlung eben in dem Moment, da sie rasch fortschreiten soll, unnöthigerweise aufhält.“ — „Ganz recht, gerade in dieser Scene begann das Publicum, das bisher entzückt gewesen, wenn es auch den Beifall nicht laut äußerte, Mißmuth zu zeigen, wiewol auch dieses vielleicht nur dem Zufall zuzuschreiben war, daß Einer oder der Andere den Stock etwas hart auf die Erde setzte — (die bewegte Pantomime gespannter Erwartung), — welches die anderen Thoren für Pochen hielten und einstimmten. Genug, mag es sein, daß diese Scene dem Publicum mißfiel, — es konnte ja nicht anders geschehen. An mir lag die Schuld gewiß nicht; denn gerade die Scene, über die Sie so hart absprechen, ist die genialste, gelungenste im ganzen Lustspiel.

Sie, Sie allein verdarben mir Alles." — „Tausend Sapperment! — Ich? — In dieser Scene?" — „Ha, ha, ha, mein Bester, hatte ich es Ihnen denn nicht tausendmal gesagt, daß in dieser Scene der Lehnstuhl des alten Obristen auf der rechten Seite der Bühne stehen muß? Er stand auf der linken Seite! Alle Harmonie, alle Einheit war zerrissen, der Charakter des Ganzen verwischt, — das Stück mußte fallen!"

Der Graue. Vortrefflich, ganz vortrefflich! Aber glauben Sie mir, trifft es sich auch, daß ich Stücke erhalte, die ich mit Fug und Recht, ja mit wahrer Lust auf die Bühne bringe, doch gehört es zu den größten Seltenheiten, wenn es mir gelingt, den Verfasser nur einigermaßen zufrieden zu stellen. Fürs Erste verlangt beinahe Jeder, daß sein Stück auf der Stelle einstudirt und wo möglich in der nächsten Woche gegeben werde. Ist dies nun auch ganz unausführbar, ja, erheischt es das eigene Interesse des Dichters, daß sein Werk gehörig vorbereitet und mit Ruhe und Muße einstudirt werde, — doch schmollt er schon nach den ersten vier Wochen und meint, es sei unverzeihlich, nicht von allem Uebrigen zu abstrahiren und nur an seinem Stück zu arbeiten. Nun laufen die unangenehmen Mahnbriefe ein, die umsomehr den größten Widerwillen erregen müssen, als man sich bewußt ist, alles nur Mögliche für die baldige, glänzende Aufführung des Stückes zu thun. Endlich kommt es zur Aufführung; es gefällt, es wird wiederholt. Doch ist der Dichter nicht zufrieden, der Furore erwartete und überzeugt war, daß sein Werk alles Uebrige in den Hintergrund zurückdrängen und wöchentlich zwei-, dreimal auf dem Repertoir prangen würde, und nun die Ursache, daß dies nicht geschieht, daß dies nicht geschehen kann, in dem bösen Willen des Directors sucht und findet. Werther Herr College, über derlei Dinge möchte man zuweilen neunmal des Teufels werden.

Der Braune. Ei, ei! Mich dünkt auch hier nehmen Sie die Sache etwas zu tragisch, wiewol ich Ihnen einräumen muß, daß das poëtarum irritabile genus*) sich auf solche ver-

*) Das leicht erregbare Volk der Dichter. — A. d. H.

wünschte Quälereien, wie Sie deren erwähnen, recht gut versteht und dem armen Director das Leben hinlänglich verbittern kann. Hat indessen der Director wahrhaft poetischen Sinn, nicht oberflächliche, sondern wahre, tiefe, künstlerische Ausbildung, so daß er, wie es denn manchmal wol zu geschehen pflegt, keine ärgerlichen Blößen giebt, so kann er füglich es aufnehmen mit den anstürmenden Dramatikern jeder Art, und was den Aerger betrifft, über den wird er wegkommen, wenn ihm die gute Dosis leichten Sinnes zu Theil geworden, die jedem Theaterdirector zu wünschen. Wir Beide, mein Werthester, rechnen uns denn nun doch wol zu den sublimsten Directoren, die es jemals gegeben hat, und können also immer was Weniges schimpfen auf unsere Collegen. Viele derselben sind gänzlich dumm. Wie denn nun aber der liebe Vater im Himmel der Vormund aller Dummen ist, so beschert er ihnen oft manchen klugen Gedanken oder stellt ihnen gar einen sichtbaren oder unsichtbaren Cherub zur Seite, der für sie stattlich herumhantirt, so daß sie oft unwillkürlich das Wahre treffen. Viel schlimmer geht es mit denen von unsern guten Collegen, die, wie man zu sagen pflegt, durch die Schule gelaufen sind und ohne wahrhaften Verstand sich auf Alles zu verstehen glauben. Diese sind es, welche „die nackte Brust der Partisane entgegenwerfen," — ich meine, die sich mit ihrem ewig schwankenden Kunsturtheil, mit ihren ewig wiederholten Fehlschüssen selbst dem Angriff auf den Tod bloßstellen und auch uns, die wir tüchtige Leute sind, von schönem Einsehen und sicherer Haltung, jenes irritabile genus auf den Hals hetzen. Aber Sie, mein Werthester, stehen doch fest, wohlgerüstet und gewappnet?

Der Graue. Dessen kann ich mich wohl rühmen. Aber es mag sein, daß mir etwas von der Dosis leichten Sinnes abgeht, die Sie jedem Theaterdirector mit Recht wünschen. Genug, ich ärgere mich. — Wir sprachen vorhin von der grenzenlosen Eitelkeit der Schauspieler. In der That, sie werden, was diesen Punkt betrifft, von den mehrsten Theaterdichtern noch übertroffen. So geschah es, daß ich vor einiger

Zeit ein Werk eines jungen talentvollen Dichters auf die Bühne brachte, das in einzelnen Zügen vortrefflich, im Ganzen verfehlt, aber doch von der Art war, daß es den Theil des Publicums, der sich im Theater auf Reflexion einzulassen geneigt ist, auf das Höchste interessiren mußte. In der That fand auch das Stück sein Publicum und wurde mit Beifall wiederholt. Genügte das wol dem jungen Mann? Nein, er war mißmüthig, verdrießlich. Er verlangte nichts Geringeres, als daß das Publicum, nur sein Werk beachtend, nicht allein alle übrigen Erscheinungen auf der Bühne, nein, selbst die wichtigen, ja unerhörten Ereignisse der verhängnißvollsten Zeit, die damals eingetreten, vergessen sollte. Ertönte die Stadt vom Siegesjubel, standen die Leute auf der Straße zusammen, die große Neuigkeit sich erzählend und wieder erzählend, so biß er die Lippen vor Aerger zusammen, daß nicht von seinem Werke die Rede war, sondern von der gewonnenen Schlacht,*) die den Staat gerettet.

Der Braune. Ich denke eben daran, woher die unbezwingliche Sucht wol rühren mag, für das Theater zu schreiben, und finde den Grund in dem ganz besonderen zauberischen Reiz, den es hat, das Bild, was im Innern aufgegangen, lebendig herausgetreten, als wirklich sich begebendes Ereigniß vor sich zu schauen. Durch dies volle, rege Leben des inneren Bildes wird das Bewußtsein des schaffenden Ichs begeisternder, und diese Begeisterung erzeugt das erhöhte Selbstgefühl, welches leicht ausartet in lächerliche Eitelkeit. Und dabei fällt mir wieder ein, daß ich vor kurzer Zeit den ergetzlichen Anblick einer Gruppe genoß, welche verdiente, durch den Grabstichel verewigt und in dem Schmollwinkel jedes Theaterdirectors aufgehängt zu werden zur Aufheiterung in trüben Augenblicken.

Der Graue. Und diese Gruppe?

Der Braune. Zwei Männer, die sich umarmen, einander über die Schulter wegschauend, mit bittersüßem, schaden-

*) Bei Leipzig, 1813. — A. d. H.

frohem Lächeln, das nur bei dem einen sich etwas mehr in Wehmuth nüancirt.

Der Graue. Und diese Männer?

Der Braune. Waren zwei unlängst ausgepfiffene Dichter, Leander und Marcellus. Jeder hat ein Lustspiel gemacht und der Theaterdirection zur Aufführung eingereicht. Sie sprechen viel mit einander über ihre Werke, streuen Beide sich den gehörigen Weihrauch; Jeder denkt aber im Innern: „Wie ist es möglich, daß der Mann solches Zeug" u. s. w.? Leander's Stück wird aufgeführt und ausgepfiffen. Marcellus beklagt von Herzen die dem Collegen zugefügte Unbill; es lag an der Darstellung, an dem stupiden Publikum u. s. w.; aber übrigens sagt er zu Jedermann aus vollster Ueberzeugung: „Das Stück war mordschlecht, und die Richter da unten im düstern Grunde haben gerecht gerichtet." Leander ist etwas vor den Kopf geschlagen; er denkt: „Wär' es möglich, daß des Marcellus' elende Pfuscherarbeit meinem Meisterwerke den Rang ablaufen könnte?" Der verhängnißvolle Tag kommt heran. Das Lustspiel des Marcellus wird aufgeführt und — ausgepfiffen. Da kommt Leander und ruft dem Marcellus zu: „O mein lieber, theurer Unglücksgefährte!" und schließt ihn in seine Arme, und Leander seufzt: „So geht es uns verkannten Talenten!" Und nun setzen sich Die, welche das bittere Weh, das herbe Geschick im Leide vereint, zusammen und trinken in der Freude mit einander eine Flasche guten Wein. Und wie Marcellus hinausgegangen, spricht Leander: „O Marcellus, Dein Lustspiel war hinlänglich miserabel, weshalb ihm sein Recht geschah. Nein, solches Zeug hatte ich nicht geschrieben; mich stürzte die Cabale unbärtiger Kunstrichter." Und wie Leander hinausgegangen, spricht Marcellus: „O Leander, wie konntest Du wähnen, daß Deine faden Späße einigen Beifall erhalten würden? Aber mein Stück, mein herrliches Stück — verhunzt durch schändliche Cabale!" — Beide vereinigen sich dann darüber, daß nur ein klein Wenig Quickmarsch getrommelt worden und die Pfeifen im dreigestrichenen A gestimmt hätten, welches ein anwesender Musicus zugiebt. Nur darüber waltet eine höfliche Verschiedenheit der

Meinung, in welchem Stücke die Trommler oder die Pfeifer vorzugsweise excellirt hätten, und sämmtliche Anwesende singen im dumpfen Chorus: „Wer mag hier Richter sein?"

Der Graue. Höchst ergetzlich, in der That! Aber Beide sind gewiß über kurz oder lang als furchtbare Widersacher des armen Theaterdirectors aufgetreten, der sich beschwatzen ließ, ihre Stücke aufzuführen, die gewiß in der That nicht viel getaugt haben mögen; denn man sage, was man will, das Publicum hat einen richtigen Tact. Welche bittere Theaterkritiken wird es geregnet haben!

Der Braune. Sie scheinen einen großen Abscheu gegen Theaterkritiken zu hegen?

Der Graue. In der That, jede Kritik, die mein Theater, meine Schauspieler angreift, giebt mir einen Dolchstich ins Herz. Ich kann es nun einmal nicht vertragen, daß man mich anfeindet, meine rastlosen Bemühungen verkennt, mich tadelt in dem, was ich nach reifer Ueberlegung beginne. Dem Himmel sei es gedankt, ich habe es endlich dahin gebracht, daß die Kritiker meines Theaters meine Freunde sind.

Der Braune. Was sagen Sie? Verstehe ich Sie recht, so sind Sie es nun selbst, der durch das Organ der Freunde über das eigene Theater räsonnirt?

Der Graue. Nicht leugnen kann ich, daß ich mich mühe, allen schiefen Urtheilen über meine Anstalt dadurch zu wehren, daß ich selbst, eingeweiht in die tieferen Theatergeheimnisse, zu dem Publicum durch Freunde rede.

Der Braune. Wissen Sie wol, daß Sie eben dadurch das Princip, das allein Regung und Leben in das Theaterwesen bringen kann, vertilgen? — Doch, lassen Sie mich auch hier wieder von alter Erfahrung sprechen! Gerade Ihres Sinnes war ich, als ich mich zum ersten Male an das Steuerruder einer Bühne setzte. Jeder Tadel meiner Anstalt, auch der gerechteste, verwundete mich schmerzlich. Ich rastete nicht, bis ich den furchtbaren Theater-Censor des Städtchens durch freundliche Worte, durch Freibillets verlockt hatte, sich mir ganz und gar zu ergeben. Nun wurde gelobt und gelobt, was nicht zu loben war, und bei jeder

Aufführung eines neuen Stückes hatte „die weise, die mit tiefer Kenntniß begabte, die dem höchsten Kunstgenuß alle Kraft und Thätigkeit opfernde Direction aufs Neue ihr rastloses Streben nach der höchsten Vervollkommnung der Bühne bewiesen". Es konnte nicht fehlen, daß diese Lobhudeleien mich, dem es damals nicht an gutem Willen, wohl aber an Kraft und Umsicht fehlte, meine Bühne auch nur über das Mittelmäßige zu erheben, in den Augen der Verständigen gar lächerlich erscheinen lassen mußten. Jene Beurtheilungen meiner Bühne, deren pausbackigem Lob gewöhnlich noch ein gelehrt sein sollender Nonsens, ein Schwall nichtssagender Worte über das Spiel meiner armen Komödianten hinzugefügt war, wurden ein Gegenstand des bittersten Spottes, und es regnete in andern Blättern, die in dem Städtchen cursirten, witzige Ausfälle über mich und meine Anstalt, ohne daß ein Einziger sich die Mühe genommen haben sollte, tiefer in das Wesen meiner Bühne einzugehen und mich aufmerksam zu machen auf meine Verstöße, so handgreiflich sie auch sein mochten.

Nun ging ich in meiner Verblendung so weit, daß ich die Censurbehörde des Orts in mein Interesse zog, so daß nichts wider meine Anstalt gedruckt werden durfte. Da war der Stab über mich gebrochen. Die Wackern, Verständigen wandten mir mit Verachtung den Rücken. Meine Schauspieler ruhten auf den Lorbeeren, die ihnen in so reichlicher Fülle wie gemeines Stroh gestreut wurden, und arteten aus in Uebermuth und Nachlässigkeit. Mehr und mehr schwand das eigentlich dramatische Interesse; ich war genöthigt, im schnöden Prunk mit Decorationen und Kleidern meine Bühne zur optischen Bude umzuschaffen, nur um das Volk anzulocken. Das konnte nicht lange währen. Ich sah meinen Irrthum ein und zog ab.

Bald darauf ward ich zum Director einer bedeutenderen Bühne berufen. Ungefähr nach zwei Monaten erschien in dem öffentlichen Blatte, das an dem Ort cursirte, eine Beurtheilung dessen, was ich mit meiner Gesellschaft geleistet. Ich erstaunte über die scharfe, durchgreifende Charakteristik meiner

Schauspieler, über die tiefe Kenntniß, mit welcher der Verfasser jeden würdigte, jeden an seinen Platz stellte. Schonungslos wurde jeder, auch der kleinste Verstoß gerügt, unverhohlen mir jede Vernachlässigung vorgehalten, mir gesagt, daß es vorzüglich, was die geschickte Einrichtung des Repertoires betreffe, mir an aller Einsicht mangle u. s. w. Ich fühlte mich schmerzlich verwundet; aber gewitzigt durch das, was mir früher begegnet, überwand ich dies Gefühl mit aller Kraft des Gemüths und mußte, kühler geworden, dem scharfen Beurtheiler meiner Anstalt auch in der geringsten Kleinigkeit Recht geben. In jeder Woche erschien nun eine Kritik meiner Darstellungen. Dem Verdienst wurde das gehörige Lob gespendet, aber in kurzen, nachdrücklichen, recht ans Herz dringenden Worten, nie in emphatischen Declamationen, — das Schlechte dagegen gezüchtigt mit beißendem, schlagendem Spott, sobald es nicht blos im Mangel des Talents, sondern in frechem Uebermuth des Pseudo-Künstlers lag. Der Kritiker schrieb so geistreich, er traf immer den Nagel so auf den Kopf, er zeigte so viel tiefe Kenntniß des innersten Theaterwesens; er war dabei so schlagend witzig, daß es gar nicht fehlen konnte, er mußte das Publicum auf das Höchste interessiren, ja, ganz für sich gewinnen. Manches Blatt wurde doppelt aufgelegt, sowie sich nur irgend Wichtiges auf der Bühne ereignet. Funken warf es dann ins Publicum, die überall lustig loderten und sprühten. Aber mit jenen Kritiken stieg auch das wahre Interesse für meine Bühne selbst in eben dem Grade, als sie sich dadurch, daß ich und meine Schauspieler in steter reger Wachsamkeit erhalten wurden, mehr und mehr vervollkommnete. Jeder Schauspieler, auch der verständigste, tobt und schmählt, wenn er nur im Mindesten getadelt wird, sei es auch mit dem vollsten Recht. Aber nur der übermüthige Thor wird, ist er kühler geworden, sich nicht ergriffen fühlen von der Wahrheit, die überall siegt. So mußten die bessern meiner Schauspieler den schonungslosen Kritiker hochachten; gegen freche Egoisten gab mir der Ehrenmann aber eine tüchtige Waffe in die Hand. Die Furcht, an den moralischen Pranger zur Schau ausgestellt zu werden, wirkte kräftiger als alle Vorstellungen,

Bitten, Ermahnungen. Weder mir noch meinen Schauspielern, die sich deshalb alle nur ersinnliche Mühe gaben, gelang es, dem unbekannten Kritiker auf die Spur zu kommen. Er blieb ein dunkles Geheimniß und war und blieb daher auch für meine Bühne ein gespenstischer Wauwau, der mich und meine Schauspieler in steter Furcht und Angst erhielt. So muß es aber auch sein. Der, der es unternimmt, Theaterkritiken zu schreiben, darf mit dem Theater selbst auch nicht in der leisesten Berührung stehen oder wenigstens Gewalt genug über sich, demungeachtet sein Urtheil frei zu erhalten, und Mittel in Händen haben, seine Person ganz zu verhüllen.

Der Graue. Wol schon deshalb, um persönlichen Angriffen getadelter Theaterhelden nicht ausgesetzt zu sein. Ich kannte einen Schauspieler, der einen ziemlich dicken Stock besaß, den er den Recensentenstock nannte und womit er monatlich einmal abends den Theaterkritiker, mit dem er im Weinhause ganz friedlich getrunken, beim Nachhausegehen zu prügeln pflegte, weil er ihm Leides gethan, welches sich eben auch monatlich repetirte.

Der Braune. Gott behüte und bewahre! Das ist ja das wahre Faustrecht. Aber der Recensent verdiente, geprügelt zu werden, eben, weil er sich prügeln ließ. Doch auf meinen Kritiker zurückzukommen! Mehrere Jahre waren vergangen, längst hatte ich die Direction jener Bühne aufgegeben, als ein ganz seltsamer Zufall mich meinen Kritiker entdecken ließ. Wie erstaunte ich! Es war ein ältlicher ernster Mann, einer der ersten Beamten des Orts, den ich hochschätzte, der mich oft in sein Haus lud, der es sich oft bei mir gefallen ließ und dessen geistreiche Unterhaltung mich um so mehr erquickte, als er nie mit mir über die Angelegenheiten des Theaters sprach. Nicht entfernt ahnen konnte ich, daß mein Freund ein feuriger Verehrer, ein gediegener Kenner der dramatischen Kunst war, daß er keine meiner Darstellungen versäumte. Erst jetzt erfuhr ich von ihm selbst, daß er jeden Abend so unbemerkt als möglich in das Theater schlüpfte und seinen Platz ganz hinten im Parterre nahm.

Ich hielt ihm vor, welch bittern Tadel er oft über mich ausgegossen; da blickte er mir nach seiner freundlichen, gemüthlichen Weise ins Auge, faßte meine beiden Hände und sprach recht aus dem Herzen: „Hab' ich's denn nicht gut und ehrlich mit Dir gemeint, Alter?" Wir drückten uns recht innig an die Brust. Aber dies Alles, mein werthester Herr College, geschah vor länger als fünfundzwanzig Jahren.

Ich wiederhole, was ich schon erst sagte: mit jener gründlichen, würdigen Art, Theaterkritiken zu schreiben, ist es vorbei, seitdem die Fluth ephemerer Zeitschriften, worin das Theater einen stehenden Artikel bildet, uns überschwemmt. Jetzt steht die Sache anders; der Theaterdirector hat von der Kritik nichts mehr zu fürchten, aber auch nichts zu erwarten. Die mehrsten sind entweder seicht, aus subjectiven Gründen lobhudelnd oder aus eben solchen Gründen tadelnd, absprechend, ohne Kenntniß des Theaters, ohne Geist abgefaßt. Nun, mein' ich, müßt' aber wol der Theaterdirector sich gar schwächlich auf den Beinen fühlen, wenn er diese fürchten oder gar jene selbst indirect besorgen sollte. Meiner Ueberzeugung nach kann dem Director einer Bühne zu jetziger Zeit nichts Wünschenswertheres geschehen, als wenn sich eine wackere, tüchtige Opposition wider ihn bildet. Vielleicht ist es möglich, dadurch das Publicum aus dem somnambülen Zustande, in welchem es nur Phantasmagorien schauen will, zu wecken und für das wahrhaft Dramatische zu beleben. Nur in diesem findet denn doch zuletzt jede Bühne, hat sie sich in allen nur möglichen Schaukünsten übernommen, ihr wahres Heil. Nur aus dem regen Kampf geht das Gute hervor; die einschläfernde Melodie des ewigen, unbewegten Einerleis lähmt jede Kraft und läßt es nie zu irgend einer Spannung kommen. Wie muß dem Director eines Theaters zu Muthe werden, wenn das Publicum, sich um das eigentlich Dramatische nicht mehr kümmernd, Gutes und Schlechtes gleichgiltig aufnimmt, wenn das meisterhafteste Spiel des eminentesten Talentes nicht Enthusiasmus erregt, sondern nur ebenso beifällig bemerkt wird als der stümperhafte Versuch des talentlosen Anfängers? Ja wahrhaftig, nur die kräftig ausgesprochene Opposition kann

dieser Lethargie steuern, und es thäte noth, daß der Director selbst auf irgend eine Weise diese Opposition anreize.

Der Graue. Wie? Der Director sollte eine Opposition gegen sich selbst anreizen, einen Feind sich selbst aufstellen, um mit ihm den vielleicht gefährlichen Kampf zu bestehen?

Der Braune. Der Feind, den man sich selbst schafft, ist gewiß am Wenigsten gefährlich.

Der Graue. Nein, diese Opposition — das ist noch das Paradoxeste von allem Paradoxen, was Sie bis jetzt, ich muß es gestehen, in reichlichem Maße vorgebracht haben. Ihren bittern Vorwurf, daß der Director sich schwächlich auf den Beinen fühlen müßte, wenn er die Kritik seiner Anstalt fürchtet, will ich verschmerzen und Ihnen denn doch bemerklich machen, daß die Bildung des Publicums für das Dramatische von der Bühne selbst ausgehen kann, und daß es daher gut ist, wenn auch die Kritik, die richtige Bahn verfolgend und das Publicum darauf leitend, von dem Theater selbst ausgeht.

Der Braune. Sie werfen zwei Dinge zusammen, die durchaus von einander getrennt sind. Es ist allerdings richtig, daß die Direction gut thun wird, dem von dem wahren Schauspiel entwöhnten Publicum dies wieder aufzutischen. Die Speise wird ihm aber nur wieder munden, wenn an der Zubereitung nichts mangelt. Die Wahl der Stücke thut es daher nicht allein, sondern die Art ihrer Darstellung, und über diese hat der Director niemals ein competentes Urtheil, da er in eigenem Wirken befangen ist. Das in der That vortreffliche Werk wird vom Publicum erkannt werden, ohne daß es deshalb eines besondern Fingerzeiges bedarf, und offenbaren Schaden, nicht Nutzen stiftet es, wenn hinterher eine Darstellung gelobt wird, an der das Publicum mit vollem Recht Manches auszusetzen fand. Wer ist denn überhaupt das Publicum, über das sich der Director erheben und das er bilden will? Etwa eine rohe, unverständige Masse? — Sie gaben vorhin selbst zu, daß im Publicum jederzeit ein richtiger Tact herrsche, und dies beweiset hinlänglich den richtenden Verstand jener

geheimnißvollen Masse. Geheimnißvoll nenne ich sie, weil sich das, was wir Publicum nennen, doch auf nicht recht zu erklärende Weise als ein Ganzes, in welchem die Individualität jedes einzelnen integrirenden Theiles verschwindet, darstellt und ausspricht. Die Frage: „Woraus besteht das Publicum?" wird nicht durch die Antwort entschieden: „Aus Hans, Görge, Peter und ihren Nachbarsleuten." — Sie merken nun wol, daß es vorhin nicht recht mein Ernst war, als ich Ihnen, werthester Herr College, den Rath gab, dem Publicum statt des verunglückten ‚Löwen Gusman' irgend ein anderes glänzendes Spielwerk hinzuwerfen.

Der Graue. Ach, überhaupt, so sehr unsere Meinung oft zusammenstimmt, so werd' ich doch ganz irr' an Ihnen, mein Bester, und weiß mich gar nicht darein zu finden, daß Sie Theaterdirector sind.

Der Braune. Und doch bin ich es wirklich, und zwar in diesem Augenblick der glücklichste, den es geben kann.

Der Graue. Ha, ich verstehe: Das Manuscript in Ihrer Hand, in welchem sie erst mit sichtlichem Wohlgefallen lasen! Gewiß waren Sie so glücklich, ein vortreffliches Werk zu erhalten zur Aufführung, vielleicht von einem jungen talentvollen Dichter, der erst die Fittige zu regen beginnt? Reden Sie, — kann ich es für meine Bühne acquiriren? Ein anständiges Honorar, versteht sich von selbst, will ich zahlen. Eben jetzt bin ich ganz erpicht auf einen jungen Dichter und auf sein neuestes Werk.

Der Braune. Allerdings ist es der Entwurf eines höchst vortrefflichen Schauspiels, in welchem ich las; nur glaube ich nicht, daß es für Ihre Bühne taugen wird.

Der Graue. Aus welchem Grunde?

Der Braune. Etwas groß angelegt, viel Maschinerie, viel Personen . . .

Der Graue. Wie, mein Herr? Sie vergessen, daß Sie den Director einer großen Bühne vor sich haben. Was die Pracht der Decorationen, der Garderobe, den Aufwand der Maschinen betrifft, so möchte sich wol nicht so leicht ein Theater mit dem meinigen messen können. Ueber meine Schauspieler

habe ich manche Klage zu führen, das ist wahr; indessen möchten sich denn doch nicht bei irgend einer reisenden Gesellschaft solche Talente vereinigen, als es bei meiner Bühne wirklich der Fall ist.

Der Braune. Jeder Director hält seine Gesellschaft für die beste, die es giebt. Ich meines Theils glaube nun, daß in jetziger Zeit solche echt romantische Dramen, wie ich eins hier in Händen habe, von keiner andern Gesellschaft als eben der meinigen in solcher Ründe, in solch hoher Vortrefflichkeit dargestellt werden können. Vergebens würden sich Ihre besten Talente mühen, dies wunderbare Stück auch nur leidlich vors Publicum zu bringen.

Der Graue. Nun, so bin ich doch in der That auf das Wunder der Dichtkunst neugierig, das Ihnen zutheil geworden. Ist es ein Geheimniß? Darf ich nichts davon erfahren? Welch ein junger überschwänglicher Dichter ist im Spiel?

Der Braune. Es ist von keinem jungen Dichter die Rede, sondern von einem alten, zur Ungebühr vergessenen. Das vortreffliche ‚Märchen von den drei Pomeranzen‘, das uns der herrliche Gozzi im Entwurf hinterlassen, das bin ich im Begriff, in Scenen auszusetzen für meine Bühne.

Der Graue. Wie? Das ‚Märchen von den drei Pomeranzen‘, das wollen Sie auf die Bühne bringen? Ha, Sie treiben Ihren Scherz mit mir.

Der Braune. Keineswegs. Ich kenne kein Drama in welchem, nebst dem Hochkomischen, es so viel Pathetisches gäbe. Eben als Sie eintraten, sann ich über die schickliche Uebertragung des Fluchs der Riesin Creonta nach. Doch ich setze voraus, daß Ihnen das herrliche Märchen ganz gegenwärtig ist.

Der Graue. Ich gestehe, daß dies nicht der Fall ist, da ich um solche Sachen mich gar wenig kümmere.

Der Braune. Nun, Tartaglia, Silvii Sohn, des Königs von Coppe, ist verzaubert durch die Fee Morgana, welche ihm zwei, drei Schicksals-Tragödien, zu feinem Pulver

zerrieben, in der Schokolade beigebracht hatte. Er leidet an einer tiefen Schwermuth, spricht beständig von der verhängnißvollen großen Papierschere, womit sein Ur - ur - ur-Großvater einen Pathenbrief, den er beschneiden wollte, mitten durchschnitt, und von dem schwarzen Bartholomäus-Tage, wenn die Hasenjagd aufgeht. Man weiß, daß der Zauber gelöst ist, sobald der unglückliche Prinz in heftiges Lachen ausbricht; alle nur möglichen Mittel, ihn dazu zu bringen, bleiben aber fruchtlos, und der König, der ganze Hof gerathen in die größte Trauer und Bestürzung. Pantalon, Premierminister am Hofe, hat endlich ausgemittelt, daß es in der Gegend einen solch possierlichen Kauz giebt, bei dessen bloßem Anblick sich selbst ein Cato nicht des Lachens enthalten kann. Kasper, so heißt jener Kauz, wird herbeigeholt, und in der That belustigen seine Späße den melancholischen Prinzen. Zum Lachen kann er es indessen nicht bringen; die Wirkung jenes Pulvers ist zu stark. Der verhängnißvolle Bartholomäus-Tag kommt heran, und finsterer wird die Schwermuth des Prinzen. Pantalon erinnert sich, daß er dem Prinzen als Erzieher in den ersten Kinderjahren an diesem Tage eine väterliche Züchtigung auf den Hintern ertheilt hat, weil er sich in Feigen übernascht, und meint, daß darin die Idee des schwarzen Verhängnisses zu suchen, die den Prinzen quäle. Auf seinen Anlaß wird durch ein Edict sämmtlichen Vätern und Erziehern im Bereich des Palastes untersagt, an diesem Tage ihre Kleinen zu prügeln, damit nicht etwa die bekannten Laute der Patienten in dem Prinzen die Idee des gräßlichen Verhängnisses zu grell hervorrufen und ihn zu irgend einem rasenden Entschluß bringen möchten. Um den Prinzen an diesem Tage aber ganz herauszureißen aus seinen finstern Vorstellungen, wird ein großes Volksfest angeordnet. Auf einem Balcon erscheinen der König, der hypochondrische Prinz, ganz in Pelz eingemummt, Pantalon, der ganze Hofstaat. Kasper ist unter dem Volk und verführt die ergetzlichsten Possen. Man hält lächerliche Turniere; wunderliche Masken erscheinen; das Volk drängt sich zu den beiden Brunnen, wovon der eine Oel, der andere Wein ausgießt, und dort giebt es die tollsten Katz-

balgereien. Alles umsonst! Der Prinz weint wie ein kleines Kind, beklagt sich, daß er die Luft nicht vertragen kann, daß der Lärm ihm den Kopf verwirrt, und bittet endlich die väterliche Majestät, ihm sein Bett wärmen und ihn hineinlegen zu lassen. Der König, der ganze Hof zerfließt in Thränen. In dem Augenblick erscheint die Fee Morgana, ein kleines altes Weib von der lächerlichsten Bildung, mit einem Gefäß, Oel aus dem Brunnen zu holen. Kasper neckt sie auf verschiedene Weise und rennt sie endlich so geschickt um, daß sie fallend beide Beine hoch in die Höhe streckt. Sowie die Alte fällt, bricht der Prinz auf einmal in ein langes lautes Gelächter aus. Der Zauber ist gelöst. Morgana rafft sich wüthend in die Höhe und wendet sich zum Prinzen mit den entsetzlichen Worten:

„Ohren auf, verrückter Prinz!
Hör durch Berg und Mauer dröhnen
Meiner Wuth krachenden Donner!
Gleich zerschmetternd glühnden Blitzen
Fahren meine Todesworte
Tief in Dein verruchtes Herz.
Ha, unseligste Verwünschung,
Faß ihn, pack ihn bei der Nase,
Reiß zum Orkus ihn hinab!
Ha, unseligste Verwünschung, —
Nur sie anzuhören, sterb' er,
Sterb' im Meer, hungriger Kater,
Sterb' im Gras, durstiger Karpfen!
Ha, unseligste Verwünschung!
Sterben — sterben — er soll sterben!
Auf, Ihr schwarzen Schreckgestalten,
Steigt herauf aus Pluto's Reiche,
Werfet höll'sches Feuer ihm
In den Busen, daß der Wahnsinn
Sich entzünd' in toller Liebe,
Daß er renn' auf glüh'nden Sohlen
Nach der zauberischen Dreizahl

Der drei süßen Pomeranzen!
Ja, die süßen Pomeranzen,
Pomeranzen, Pomeranzen
Wähn' er brünstig zu umfangen,
Rase bis zum bittern Tod!"

Morgana verschwindet. Tartaglia fällt sogleich in den emphatischen Wahnsinn der Liebe zu den drei Pomeranzen, wird hinweggeführt; der Hof folgt ihm in voller Bestürzung, und so schließt der erste Act auf höchst pathetische Weise.

Im zweiten Act ist Pantalon außer sich. Er schildert den Wahnsinn des Prinzen, der unaufhörlich nach den drei Pomeranzen schreit und von seinem königlichen Vater ein paar eiserne Schuhe begehrt, um so lange in der Welt umherzulaufen, bis er die drei Pomeranzen gefunden. Der Prinz tritt auf in Verzweiflung, daß er die eisernen Schuhe noch nicht erhalten, droht, in seine vorige Krankheit zu verfallen, u. s. w. Die rührendsten Bitten und Ermahnungen des Königs helfen nichts. Der Prinz besteht auf seinem Vorsatz, zieht die eisernen Schuhe an und reist mit Kasper ab. Der König fällt ohnmächtig in einen Sessel; Pantalon begießt ihn über und über mit Essig, und der ganze Hof legt Trauer an. Der Zauberer Celio, großer Freund des Reichs von Coppe, interessirt sich für den Prinzen und schickt den Teufel Farfarell, der mit einem ungeheuern Blasebalg hinter ihm und Kasper herbläst, sodaß sie in zehn Minuten zweitausend Meilen zurücklegen. Der Wind hört plötzlich auf, und sie fallen Beide auf die Nase, woraus sie auf die Nähe der drei Pomeranzen schließen. In der That befinden sie sich auch dicht bei dem Schlosse der Riesin Creonta, der Hüterin der drei Pomeranzen. Der Zauberer Celio erscheint und sucht durch Beschreibung der fürchterlichen Gefahren, die der Raub der Pomeranzen mit sich führe, den Prinzen von seinem Unternehmen abzuhalten. Diese Gefahren bestehen in einer Bäckerin, die, weil sie keinen Besen hat, den Ofen mit den eignen Brüsten putzt, in einem halb verfaulten Brunnenseil, in einem hungrigen Hunde und in einer eisernen, verrosteten Pforte.

Der Prinz bleibt standhaft, und nun giebt ihm Celio ein Fläschchen Oel, die Pforte zu schmieren, Besen für die Bäckerin und Brod für den Hund. Er erinnert sie, das Seil in der Sonne zu trocknen, nach gelungenem Raube der drei Pomeranzen aber schnell aus dem Schlosse zu fliehen, und verschwindet. Das Theater verwandelt sich. Man sieht das Castell der Riesin Creonta, eine eiserne Gitterpforte im Hintergrunde, den Hund, der, vor Gier heulend, hin und her läuft, den Brunnen mit einem Knäuel von Stricken, die Bäckerin. Tartaglia und Kasper salben das Schloß der Pforte; sie springt plötzlich auf. Der Hund wird durch das Brod besänftigt, und während Kasper die Stricke in der Sonne ausbreitet und der Bäckerin die Besen reicht, läuft Tartaglia in das Castell und kommt bald voller Freude mit den geraubten Pomeranzen zurück. Aber nun wird es plötzlich tiefe Nacht; der Donner brüllt, sprühende Blitze zucken, und eine hohle fürchterliche Stimme aus dem Castell ruft:

„Bäckerin, o Bäckerin!
Wollst nicht Schimpf der Herrin dulden.
Du bist stark; pack bei den Füßen
Beide Frevler, laß sie büßen
In des Ofens Flammengluth
Ihren frechen Uebermuth!"

Aber die Bäckerin erwidert:

„Ha, Tyrannin, ha, Tyrannin!
Denkst Du nicht der vielen Jahre,
Da ich unter Thränen, Seufzen
Mit dem schönen weißen Busen
Kehren mußt' den schwarzen Ofen?
Ha, Tyrannin, ha, Tyrannin!
Gabst Du je mir einen Besen?
Besen — Besen — viele Besen
Gaben sie mir, die Mitleid'gen.
Mögen sie in Frieden ziehn!"

Da ruft die Stimme noch fürchterlicher:
„Strick, o Strick, o Strick, o Strick,
Häng sie auf am höchsten Baume!“

Der Strick erwidert:
„Ha, Tyrannin, ha, Tyrannin!
Denkst Du nicht der vielen Jahre,
Da in faulicht stink'ger Nässe
Du mich ließest grausam stecken?
An die Sonne, an die Sonne
Trugen sie mich, die Mitleid'gen.
Mögen sie in Frieden ziehn!“

Immer fürchterlicher ruft die Stimme:
„Hund, mein Hund, mein treuer Wächter!
Auf sie los, auf die Verwegnen,
Auf, zum Tod sie zu zerfleischen!“

Der Hund erwidert:
„Ha, Tyrannin, ha, Tyrannin!
Denk der vielen, vielen Jahre,
Da Du schnöd mich hungern ließest!
Brod, viel Brod, viel Brod, viel Brod
Reichten sie mir, die Mitleid'gen.
Mögen sie in Frieden ziehn!“

Hohl, wie der Sturmwind pfeift, krachend, wie der Donner tobt, ruft jetzt die Stimme:
„Pforte, Gitterpforte, Pforte!
Rasselnd magst Du Dich verschließen,
Magst zermalmen die Verräther!“

Die Pforte erwidert:
„Ungeheuer, Ungeheuer!
Und Du konnt'st so viele Jahre
Ohne Atzung bill'gen Oeles
Rosten mich und krächzen lassen?
Doch mit Oel, mit Oel, mit Oel
Tränkten sie mich, die Mitleid'gen.
Mögen sie in Frieden ziehn!“

Nun erscheint die Riesin Creonta selbst, vor deren furchtbarem Ansehen Beide, Tartaglia und Kasper, fliehen. Sie donnert ihnen einen Fluch nach. Bei diesem Fluch, wie gesagt, stand ich eben, als Sie eintraten, und sann und sann, wie die Martellianischen*) Verse Gozzi's gut zu übertragen sind. Hören Sie die pathetischste aller pathetischen Reden:

„Ahi, ministri infideli, Corda, Cane, Portone,
Scelerata Fornaja, traditrici persone!
O melarance dolci! Ahi, chi mi v'ha rapite,
Melarance mie care, anime mie, mie vite?
Oimè, crepo di rabbia. Tutto . . .**)"

— — Während der Braune das Alles zum Theil erzählte, zum Theil aus seinem Manuscripte vorlas, hatte der Graue auf alle nur mögliche Weise seine Ungeduld bezeigt. Er sprang auf; er setzte sich wieder; er trank rasch ein Glas Wein aus nach dem andern; er trommelte mit den Fingern auf dem Tisch; er hielt beide Hände vors Gesicht, vor die Ohren, wie Einer, der nichts mehr sehen, nichts mehr hören will. Der Braune schien das Alles gar nicht zu bemerken, sondern fuhr ruhig und mit vieler Behaglichkeit fort. Doch nun brach der Graue mitten durch die italienischen Verse, die der Braune recitirte, los.

Der Graue. Halten Sie ein! Ich bitte Sie um des Himmels willen, halten Sie ein!

Der Braune. Wie? Sie wollen nicht nichts mehr hören von den drei Töchtern Concul's, Königs der Antipoden, die in den Pomeranzen steckten, — von der weißleinwandenen Prinzessin Ginetta, die Tartaglia aus der Pomeranze befreite, die Limonade trank aus seinem eisernen Schuh, lebendig blieb und demnächst durch Morgana's Bosheit in eine Taube verwandelt wurde, — wie Kasper in der

*) S. oben Thl. 13, S. 186, Anm. 2. —

**) „Ach, Ihr untreuen Diener, Strick, Hund, Pforte, verruchte Bäckerin, verrätherische Personen! O süße Pomeranzen! Ach, wer hat Euch mir geraubt, meine lieben Pomeranzen, meine Seelen, meine Leben? Weh mir, ich berste vor Wuth. Alles" . . . — A. d. H.

königlichen Küche den Braten ins Feuer fallen läßt, — wie ihn die Taube besucht?

Der Graue. Nein, nein, nein!

Der Braune.

„Guten Morgen, lieber Koch!
Schlafen sollst Du, schlafen, schlafen,
Brennen soll der Braten, brennen,
Hungern soll die garst'ge Mohrin ...“

Der Graue. Erbarmen Sie sich!

Der Braune. Wie nun der König, der ganze Hof in die Küche kommt und die Majestät erzürnt nach dem Braten frägt, da längst Rindfleisch und Gemüse verzehrt; wie die Taube gefangen wird, wie sie, entzaubert, sich in Ginetta verwandelt; wie der Prinz, vor Freude halb ohnmächtig, dem Pantalon in die Arme sinkt; wie es ihm sehr übel und seltsam aufstößt; wie er mit dem Ausdruck: „Das war ein Bartholomäus-Tag!“ den letzten Rest des bösen Morganischen Pulvers von sich giebt und sich nun erst ganz heiter und kräftig genug fühlt zur Hochzeit mit der schönen Ginetta! — Hochzeit, Hochzeit! — Rüben-Compott und gerupfte Mäuse!

Der Graue. Ich halt' es nicht mehr aus. In der That, Sie haben erreicht, was Sie wollten. Ihr Scherz, Ihre seltsame Ironie riß mich hin. Ich mußte mir unwillkürlich das tolle Zeug als auf der Bühne dargestellt denken, und da wurd' es mir immer wirbliger und schwirbliger im Kopfe.

Der Braune. Es ist hier von keinem Scherz, von keiner Ironie die Rede; ich versichere vielmehr in vollem Ernst, daß ich das sublime ‚Märchen von den drei Pomeranzen‘ auf meine Bühne bringen werde und, da meine Truppe dergleichen Dinge in der höchsten Vortrefflichkeit darstellt, des lebhaftesten, ungetheiltesten Beifalls gewiß bin, den mir das Publicum zollen wird.

Der Graue. Sie wollen mich mystificiren. Sie sprechen in Räthseln. Ist denn die Truppe Sacchi aus dem

Grabe erstanden? Stehen Sie an ihrer Spitze? Spielen Sie auf den Jahrmärkten in Italien? — Auf den Jahrmärkten, sag' ich; denn selbst dort wurde das phantastische Zeug des wunderlichen Gozzi, wie er es in seinen Märchen auftischt, von den stehenden Theatern verbannt, die nur seine geordneten Stücke geben.

Der Braune. Versündigen Sie sich nicht an dem hohen Genius! Welche Größe, welch tiefes, reges Leben herrscht in Gozzi's Märchen! Denken Sie doch nur an den Raben, — an den König Hirsch! Es ist unbegreiflich, warum diese herrlichen Dramen, in denen es stärkere Situationen giebt, als in manchen hochbelobten neuen Trauerspielen, nicht wenigstens als Operntexte mit Glück benutzt worden sind. Doch zugeben will ich Ihnen, daß es ganz unmöglich ist, diese Sachen als Dramen jetzt auf die Bühne zu bringen, — es müßte denn von einem Director geschehen, der über solch eine vortreffliche Truppe zu gebieten hat, wie die meinige ist.

Der Graue. Und immer sprechen Sie von der Vortrefflichkeit Ihrer Truppe und fallen so in denselben Fehler, den Sie jedem Theaterdirector vorwerfen, der immer seine Gesellschaft für die beste hält, die es geben kann. Ich möchte auch wol wissen, wie es einem reisenden Theaterdirector möglich sein sollte . . .

Der Braune. Ei, mögen Sie Alles, was ich von der Wahl meiner Stücke, von meiner Gesellschaft sage, für märchenhaft halten; aber es ist nun einmal so und nicht anders. Endlich nach vielen bittern Erfahrungen, nach vielen ausgestandenen Leiden und Qualen ist es mir gelungen, eine Gesellschaft zusammenzubringen, die ob ihrer Vortrefflichkeit, vorzüglich aber ob ihrer herrlichen, einträchtigen Sinnesart mir noch nie den mindesten Verdruß, sondern nur Freude gemacht hat. Kein einziges Mitglied giebt es, das sich rücksichts der Art, zu sprechen, zu gesticuliren, sich anzukleiden u. s. w. nicht unbedingt meinem Willen, wie ihn das aufzuführende Dichterwerk bestimmt, fügen und die Rolle auch in den kleinsten Momenten diesem Sinne gemäß ausführen sollte.

Der Graue. Kein Mitglied? Niemals die geringste Opposition?

Der Braune. Niemals! Hierzu kommt, daß Jeder, Jede die Rolle bis aufs Und studirt und sich niemals eine Aenderung, eine Auslassung erlaubt. Wir spielen ohne Souffleur.

Der Graue. Das ist nicht möglich! Wissen auch die Schauspieler ihre Rollen auswendig, so werden sie ja doch bestürzt, sobald sie keinen Kopf im Kasten erblicken.

Der Braune. Wir spielen ohne Souffleur, und niemals Stockung, niemals auch nur ein augenblickliches ängstliches Zögern. Rechne ich hinzu, daß im Auf- und Abtreten, in dem Gruppiren um so weniger jemals Verwirrung herrscht, als es sich Keiner einfallen läßt, sich auf Kosten des Andern vorzudrängen, so können Sie sich die gefällige Ründe unserer Darstellungen denken. Hierzu trägt auch die große Eintracht, das innige, gemüthliche Zusammenleben bei, das in meiner Gesellschaft herrscht. Keine Mißgunst, kein Rollenneid, kein gehässiges Hin- und Hertragen, kein frivoles Bespötteln, — nein, Alles dieses existirt, dem Himmel sei Dank, bei uns nicht. Die Liebe entsteht aus wechselseitiger Beachtung des Künstlerwerthes. Noch nie entspann sich der leiseste Streit.

Der Graue. Und die Damen?

Der Braune. Liegen sich in den Armen.

Der Graue. O weh! Wenn ich das sehe, läuft es mir eiskalt über den Rücken. Immer hat es Schlimmes zu bedeuten, Schlimmeres, als wenn jener Gourmand nach Tische alle Freunde und Nichtfreunde an sein Herz oder vielmehr an seinen Magen drückte, blos der besseren Verdauung halber. Schon der Sonnenblick im Gesicht gleicht oft dem verderblichen Sonnenstich, welchem Sturm und Gewitter zu folgen pflegt, eine Umarmung aber vollends den Liebkosungen der eisernen Jungfrau, die im Umarmen zerschneidet.*) Ich

*) In Staatsgefängnissen alter Zeit soll es eine Maschine in Gestalt eines Weibes gegeben haben, die zu geheimen Hinrichtungen diente. Wurde ein Mensch zwischen ihre Arme gebracht, so schlugen diese zusammen,

habe es erlebt, daß eine Sängerin die andere freundlich umhalste, bei dieser Gelegenheit sie aber dermaßen in die Kehle kniff, daß sie, schwer verletzt, einige Abende nicht singen konnte.

Der Braune. Das war ein böser Teufel. Nein, bei meinen Damen ist es Ausbruch der innigsten Liebe. Es ist unglaublich, wie wenig Bedürfnisse meine Künstler haben, und mit welcher geringen Gage sie deshalb zufrieden sind.

Der Graue. Künstler — Schauspieler — wenig Bedürfnisse — geringen Gehalt! Sie treiben Scherz mit mir. Wo fanden Sie Subjecte dieser Art?

Der Braune. Sie stehen mir überall zu Gebot; denn ich finde überall junge Talente, die sich der Kunst widmen wollen, und die ich, da mir darin viel Sagacität eigen, zu brauchen weiß. Erst vorgestern engagirte ich einen Liebhaber, einen jungen Mann von herrlicher Natur und Bildung, von dem vortrefflichsten Talent und dem edelsten Gemüth. Hier gedenke ich einen zärtlichen Vater, der mir im Augenblick fehlt...

Der Graue. Was, mein Herr? Ich hoffe nicht, daß Sie daran denken, hier durch meine Bühne sich zu rekrutiren! Rechnen Sie darauf, daß, an das Grandiose gewöhnt, Keiner sich entschließen wird, zu einer reisenden Gesellschaft...

Der Braune. Wo denken Sie hin? Keinen von Ihrer Bühne kann ich gebrauchen.

Der Graue. Nun, in der That, ich muß wol von der Vortrefflichkeit Ihrer Bühne einen hohen Begriff bekommen, da Sie meine braven Künstler so ganz unbrauchbar finden.

Der Braune. In gewisser subjectiver Beziehung. Meinem Grundsatz gemäß werbe ich nur Künstler an, die noch nie ein Theater betreten haben.

Der Graue. Und diese jungen Leute ohne Uebung, ohne Routine...

---

und eine Anzahl schneidender Messerklingen fuhren ihm in den Leib. Man nannte das „die Jungfrau küssen". Vgl. Martin Friedr. Rabe. Die eiserne Jungfer. Mit 2 Abbildungen. Berlin 1847. — A. d. H.

Der Braune. Spielen, nachdem sie nur einige Stunden meinen Unterricht genossen, vortrefflich und sind von meinen geübtesten Schauspielern nicht zu unterscheiden.

Der Graue. Ach, nun merke ich. Ebenso wie vorhin mit einem dramatischen Hirngespinst necken Sie mich jetzt mit einer idealen Gesellschaft. „Die Schauspieler, wie sie sein könnten!“ Ein Luftgebilde Ihrer ironisirenden launigen Phantasie.

Der Braune. Mit nichten. Meine Gesellschaft ist hier in dieses Gasthaus mit mir eingekehrt. Alle meine Mitglieder befinden sich in den Stuben über unsern Köpfen.

Der Graue. Was? Hier eingekehrt, und ich vernehme keinen Tumult? Kein lautes Sprechen, kein Trillern, kein Gelächter, kein Treppauf-, Treppablaufen, kein Rufen nach dem Kellner? Warmes und kaltes Frühstück wird nicht bereitet? Keine Gläser klingen? — Es ist nicht möglich!

Der Braune. Doch! Dieses ruhige Benehmen ist eine Haupttugend meiner Gesellschaft, wodurch sie sich an fremden Orten gleich eine gewisse Achtung verschafft. Ich wette, sie sitzen Alle in einem Zimmer zusammen und memoriren ihre Rollen.

Der Graue. O, mein bester Freund und College, lassen Sie uns hinaufgehen! Ich muß selbst mit eigenen Augen Ihre Gesellschaft sehen. Finde ich dann bewährt, was Sie sagten, so ist dies der glücklichste, lehrreichste Tag meines Lebens. O, wenn dann vielleicht einer oder der andere Ihrer vortrefflichen Kunstjünger Lust hätte, das reisende Theater mit einem stehenden zu vertauschen ...

Der Braune. So wie Ihre Schauspieler, geschätztester College, für mein Theater nicht taugen, so würden die meinigen für Ihre Bühne ganz untauglich sein. Sie wissen, daß ein Schauspieler, der mit voller Wirkung in ein nach fest bestehenden Principien gegründetes und geründetes Theater eingreift, einzeln herausgerissen, auf dem andern oft kaum anzusehen ist. Doch — kommen Sie!

Der Braune nahm den Grauen bei der Hand, stieg mit ihm die Treppe hinauf und öffnete ein Zimmer, in dessen

Mitte ein großer Kasten stand. Mit den Worten: „Hier ist meine Gesellschaft!“ schlug der Braune den Deckel des Kastens zurück.

Und der Graue erblickte eine gute Anzahl der allerzierlichsten und wohlgebautesten Marionetten, die er jemals gesehen. — —

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, E. T. A.,

E. T. A. Hoffmann's Werke Nebst biograph. Nachrichten über d. Verfasser

Bd.: 14

c. 1890

P.o.germ. 1983 r-13/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11676701-8